Carl Bernhard

Novellen.

Deutsch von

K. L. Kannegießer.

Vierter Band.

Die Declaration. Schoossfünden.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Die Deklaration.

Es war im Winter 1826, als Otto Frisch starb. Jeder, der ihn gekannt hatte, beklagte des liebenswürdigen Mannes allzu frühen Hingang; er starb nämlich, nachdem er kurz zuvor sein siebenundzwanzigstes Jahr vollendet hatte. Und doch konnte man einen solchen Todesfall wohl eher beneiden, als beklagen. Der weise Solon hat gesagt, daß Niemand glücklich ist, als bis er im Grabe ruht; und wie oft haben wir die Warnung gehört: „Höre auf zu spielen, während das Spiel gut steht!" Vielleicht kann man mit demselben Recht sagen: „Höre auf zu leben, während das Glück dich begleitet!" — Er starb in einer glücklichen und unabhängigen Lage, von Jedermann geachtet, der in einem näheren Verhältniß zu ihm stand, und beweint von einem Mädchen, dessen Wonne und Stolz er war. Er war zwei Jahre verlobt gewesen mit Julie Selström, einer Tochter des alten Commandeurs Selström. Die Zeit, welche zu ihrer feierlichen Verbindung bestimmt war, näherte sich mit starken Schritten,

als er plötzlich in ein heftiges Typhusfieber verfiel. Der Tag kam — aber er fand sie bleich und trauernd an seinem frischen Grabe.

Es war eine von den stillen Winternächten, welche von Reif und sternenklarem Himmel erhellt werden, und wo man des Wanderers Schritt auf der gefrorenen Erde viel eher hört, als ihn das Auge erblickt. Es war schon zu der Zeit, wo ganz Kopenhagen in den mütterlichen Armen des Schlummers ruht; überall sah man unerleuchtete Fenster und niedergerollte Gardinen, nur hier und da entdeckte man ein einzelnes Licht, wo ein oder der andre Nachtrabe ein Einsiedlerleben mitten in der schlummernden Nacht zubrachte. Wer durch die Mauern hindurch diese nächtlichen Malereien hätte beschauen können, würde gewiß mehr Abwechselung erblickt haben, als er erwartete; wo er einen jungen Philosophen bei der Studirlampe zu finden dachte, würde er durch den Tabaksnebel eine muntere L'hombrepartie erblicken, und wo er träumte von einem lebensfrohen Mädchen, das eifrig an dem Kleide arbeitet, worin sie auf dem nächsten Balle zu bezaubern denkt, wird er vielleicht ein betrübtes Krankenlager entdecken. Doch bisweilen spricht sich das so deutlich aus, daß man nicht irren kann.

So sah man in dem Zimmer eines netten kleinen Hauses drei erleuchtete Fenster, von welchen, in zwei Fächern, die obersten aufstanden, so daß die Gardinen beständig hin und her schwankten, und drohten die flackernde

Lampe auszulöschen, die schläfrig genug sich in die Höhe richtete. Sie warf ihren unbeständigen Schimmer auf ein Krankenlager, wo eine bleiche und bewegungslose Gestalt ihre letzten schweren Athemzüge that. Zur Seite saß ein junges, weibliches Wesen, in einen Shawl gehüllt; in der einen Hand hielt sie ein weißes Taschentuch, welches sie häufig zu den Augen führte, um die hervorbrechenden Thränen zu trocknen, mit der andern drückte sie dem Kranken die Hand, der, obgleich fühllos für ihre Liebeszeichen, doch bisweilen seinen starren und irren Blick auf sie heftete.

Julie hatte beinahe alle Hoffnung auf Otto's Genesung aufgegeben, sie glaubte, daß der Augenblick nahe sei, wo sie von ihm getrennt werden solle, sie wollte nicht wissen, daß er schon vorüber sei. Es ist etwas Beklemmendes in dem Anblick der Liebe und Zärtlichkeit, womit die Meisten an der halbentseelten Hülle eines Menschen hängen, den das Bewußtsein schon lange verlassen, und der nur noch einen schwachen Athemzug mit den Lebendigen gemein hat; so lange nur noch ein Schimmer von thierischer Lebenskraft in ihm weilt, ist er ihnen eben so lieb, wie er es sonst war, ohne daß sie bedenken, daß der, welcher sie an sich fesselte, welcher ihnen so theuer war, schon längst von ihnen Abschied genommen hat. Julie wußte, daß sie ihn verloren hatte, und sie hatte schon die Zuflucht ergriffen, welche wir gewöhnlich ergreifen, wenn die Hoffnung erlischt, welche unsre Zukunft erhellte.

Sie hatte in dieser Nacht die glücklichen Tage ihrer ersten Liebe erneuert, und bei jedem Bilde, das ihr recht lebhaft vor die Augen trat, hatte sie neue Thränen vergossen. Sie hatte sich so den unvermeidlichen Verlust möglichst schmerzlich gemacht, und nach mehrstündiger Verzweiflung hatte sie die Ruhe gewonnen, welche man besitzt, wenn man nichts mehr zu verlieren hat. Sie saß nun wie versteinert, den kalten und starrenden Blick geheftet auf die leeren Medicinflaschen und auf die schläfrige Lampe, selbst den Athemzug hielt sie ängstlich zurück, damit Nichts die Stille um den Sterbenden her stören möchte.

Alles war auch stumm wie im Grabe, denn der regelmäßige Schlag einer kleinen Uhr, welche auf dem Tische lag, um an die Zeit zu erinnern, wann die Arzenei gegeben werden mußte, wurde kaum bemerkt. Unter solchen Umgebungen bewegt sich der Gedanke am freiesten, wann keine äußere Bewegung oder Veränderung auf die Sinne wirkt, und es ist zu verwundern, wie sie in demselben Augenblick unwillkürlich auf gleichgültige und nichtsbedeutende Betrachtungen hingezogen werden, grade wenn man sich am unglücklichsten fühlt. Wenn das Unglück am größten ist, wenn der Gedanke vergebens gestrebt hat, seiner Herr zu werden, geht er, gleichsam ermattet und um sich auszuruhen, zu der Beschäftigung mit den unbedeutendsten von unseren Umgebungen über. Wenn Julie mit ihrem starren Blick dem Gange des Zeigers auf der Uhr folgte, war es nicht blos das Auge, sondern auch

der Gedanke, welcher auf diesen abgemessenen Bewegungen haftete. Aber dieser Zustand hörte sogleich auf, sobald ein äußerer Eindruck den halb schlummernden Geist wieder weckte.

Es war drei Uhr, und der Wächter begann plötzlich seinen lärmenden Gesang grade unter den offenen Fenstern. Julie fuhr erschrocken zusammen; sie wandte sich schnell zu dem Kranken, drückte seine Hand an ihre Lippen und rief aus: „Otto, Otto!" — Er veränderte keine Miene, und Thränen füllten wieder ihre Augen. Gleich darauf ward die Thüre eines Seitengemachs, die nur anlag, leise geöffnet, und eine Person in Pantoffeln und Schlafrock trat ein. Mit einer ernsten und ruhigen Miene fragte er: „Riefen Sie mich, Fräulein Julie?"

Sie ward unangenehm überrascht durch die Ankunft dieser dritten Person. Ohne ihn anzublicken, antwortete sie ein kurzes: „Nein!" Sie erwartete, daß er, hiermit zufrieden, sich zurückziehen würde; aber er blieb unbeweglich stehen, und betrachtete sie mit einem halb mitleidigen, halb spöttischen Blick. Nach einer Pause fing Julie wieder an: „Es thut mir recht Leid, daß ich Ihren Schlaft gestört habe, aber ich habe Sie wirklich nicht gerufen, und, „fügte sie mit einem Seufzer hinzu", leider ist Ihre Hülfe gewiß überflüssig hier."

„Ja, und die Ihrige nicht minder", antwortete er; „ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie eine Thorheit begehen, fortwährend Ihre Nächte hier zuzubringen, in

einer scharfen Winterkälte bei offenen Fenstern. Sie zerstören Ihre Gesundheit, und was frommt es ihm? Bilden Sie sich etwa ein, er wisse, daß seine Geliebte bei ihm sitzt? Bilden Sie sich ein, daß Sie ihm mehr nützen, als irgend eine gemkethete Wachfrau thun würde?"

Obgleich Julie mehrmals ähnliche Aeußerungen von ihm gehört hatte, betrachtete sie ihn doch bei diesen Worten mit einem Erstaunen. Sie hatte beschlossen zu schweigen, aber da sie seine verwunderte, spöttische Miene sah, brach sie doch aus: „Aber ist es möglich, daß Sie so Ihren Freund verlassen können? — oder haben Sie nie Freundschaft für Otto gefühlt?"

„Ich habe viel Freundschaft für ihn gefühlt", antwortete er, „und es ist vielleicht Niemand, der seinen Tod mehr beklagt, als grade ich; aber wenn Sie glauben, daß ich mich gebunden fühle durch irgend ein Band an die Leiche, welche dort im Bette liegt, so irren Sie; das würde meinem Verstande wenig Ehre machen."

Diese Worte verwundeten Julien tief. Sie brach in einen Thränenstrom aus, obgleich sie sich bemühte, ihn zurückzuhalten. Aber bald überwand sie sich; sie heftete die Augen starr auf ihn, und mit einer gewissen Ruhe, aber mit bebender und abgebrochener Stimme antwortete sie: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir thut, daß die Umstände mir verbieten, Sie zu bitten — Ihnen zu befehlen, daß Sie mich und Otto sogleich verlassen. Nichts kann Sie berechtigen, hier zu

sein, wenn Ihre Güte für ihn nicht größer ist, als daß Sie in diesem Augenblick mich mit so wenig Achtung und Schonung behandeln."

Es war etwas höchst Rührendes in ihrem Bestreben, die Würde zu behaupten, welche sie der zum Theil erkünstelten Kälte entgegensetzen mußte, womit er über die weibliche Schwäche zu triumphiren dachte. Aber mit diesen Worten hatte sie beinahe ihre ganze Kraft erschöpft, sie schluchzte, und ihre Brust bewegte sich gewaltsam. Er blieb stumm und unbeweglich stehen. Da sie sich wieder aufrichtete, und ihre Augen den seinigen begegneten, wiederholte sie beinahe demüthig: „Ich bitte Sie noch einmal inständig, sich zu entfernen; es ist mein einziger Wunsch, allein mit Otto zu sein; er hat gewiß nicht viel Augenblicke mehr übrig."

Julie warf sich auf den Kranken und drückte seine Hand an ihre Lippen; der Arzt wandte sich um, zog die Schultern und öffnete die Thür zu dem andern Gemach. Er war schon halb darin, als Julie plötzlich mit einem lauten Schrei aufsprang: „Gott! Er lebt wieder auf, ich fühle seinen Puls stark schlagen!" — Der Arzt kehrte zurück, ging langsam an das Bett, ergriff Otto's Hand, aber schüttelte gleich darauf den Kopf, und, indem er wieder nach der Thüre ging, antwortete er mit derselben Kälte wie zuvor: „Sie sind ganz in Irrthum, es ist nichts Andres als Krampfzuckungen, woraus man nur schließen kann, daß der Tod sehr nahe ist." Er wandte

sich noch in der Thür um, um die Wirkungen seiner Worte zu sehen, und begegnete Juliens Augen, in denen ein grenzenloser Schmerz und eine tiefe Verachtung sich ausdrückte.

Eine halbe Stunde nachher lag Otto in dem letzten Todeskampfe. Julie war mehrmals an der Thür, um den Arzt zu Hülfe zu rufen, aber die Erinnerung an die vorige Scene hielt sie jedesmal zurück. Sie kehrte um, und stand allein an seinem Lager, als er den letzten Seufzer ausathmete.

Otto Frisch und der junge Arzt Wilhelm Müller waren schon von der ersten Studentenzeit mit einander umgegangen. Die Freundschaften, welche man in dieser Periode schließt, sind zum Theil die festesten, zum Theil die vergänglichsten von allen; denn wenn man in einer muntern Stimmung Dutzbruder von Zehnen wird, kennt man in einem halben Jahr nur noch Fünf davon, und in drei Jahren nur Einen. Die Ursache, warum grade dieser Eine unser vertrauter Freund wird, liegt meist im Zufall und in örtlichen Umständen; denn Gleichheit oder Ungleichheit in geistiger Hinsicht trägt ungefähr eben so viel dazu bei, wie ein gleicher blauer Rock, den Beide tragen, oder der blaue, den der Eine, oder der braune, den der Andre trägt. Diese Beide hatte einzig und allein der Zufall in Verbindung gebracht. Während Otto mit seinem liebenswürdigen Wesen Aller Freund wurde, war Müller ein kalter Verstandesmensch, der an Niemand

Antheil nahm. Er stand zu seinen Kameraden in demselben Verhältniß, wie eine Halbinsel zum Festlande; Otto war die Landzunge, die ihn damit verband, und da der Strom der Zeit diesen wegführte, war er vereinzelt wie eine Insel, die nur den gegenseitigen Anblick mit dem Ganzen gemeinschaftlich hat.

Aber auch ihre Freundschaft hatte ihre wechselnden Abschnitte. Sie erreichte ihren Höhenpunkt, als Otto Julien kennen lernte, und neigte sich, als er sich in sie verliebte, und im Verlauf dieser Liebe blieb nicht viel mehr davon übrig, als daß sie noch zusammenwohnten und einander täglich sahen. Freundschaft und Liebe sind zwei feindliche Gefühle, welche einander untergraben; der, welcher aufrichtig liebt, ist für seine Freunde verloren, und der Liebende, welcher sich an einen Freund innig anschließen kann, liebt nicht mehr eigentlich. Mit Recht sagt der Dichter:

„Einsame Pfade wählet, wer liebt,
Die Freundin des Herzens zu suchen.
Freude voll Neide!
Einsam nur weinen dürfen sie Beide,
Amor leidet nur zwei und zwei.“

Es war im Spätherbst, als Otto, nach einem in stiller Schwärmerei durchlebten Sommer, mit Julien die Verbindung der Herzen knüpfte. Es war nicht blos der Gedanke an den Winter, der die Stadt stärker von dem Lande trennt, wo Juliens Eltern wohnten, der diesen

Schritt beschleunigte, denn der Herbst mit seinen gelben Blättern, welche der kalte Wind an dunkeln Abenden umherpeischt, erinnert uns stets an: „O Mensch, bestell' dein Werk!" und das ist die Zeit, welche uns auffordert, die Angelegenheiten des Herzens aufs Reine zu bringen. Otto und Müller spazierten eines Abends auf dem Wall von Kopenhagen, und waren wortkarger als gewöhnlich. Otto hatte ihm seine und Juliens Liebe gestanden, und Müller ihm mit einer etwas ironischen Miene Glück gewünscht. Die Unterredung stockte bald, Jeder von Beiden fühlte den Arm des Freundes etwas schwerer in dem seinigen als gewöhnlich, und als sie einen Gang hinunter gemacht hatten, sagte Müller verlegen: „Ich habe ein Geschäft in der nächsten Gasse — Lebe wohl, Otto!" — Er verschwand und ließ Otto allein mit seiner Liebe; ja allein, denn dieser merkte bald, daß er den Freund verloren hatte.

Seitdem trat eine Kälte in ihr Verhältniß, welche beinahe keine Veränderung erfuhr bis zu Otto's Tode. Müller spazierte allein, und Otto ging aus zu Commandeurs, und wenn sie Beide zu Hause waren, zeigte sich Müller stets ungehalten und wortkarg. Diese Veränderung war Otto'n sehr unbehaglich, und er that alles Mögliche, um das alte Verhältniß herzustellen, aber vergebens. Der erste Schritt von Otto's Seite war der Vorschlag, ihn in Selström's Haus einzuführen; aber Müller wollte nichts davon hören, und machte bei solchen

Gelegenheiten gerne den Gegenvorschlag, daß es ihm besser schiene, wenn sie aus einander zögen, da das Zusammenwohnen doch immer mit einiger Unbequemlichkeit verbunden sei. Otto fragte ihn: „Aber was in aller Welt kann dich denn jetzt mehr geniren, als ehemals, da ich in der letztern Zeit so selten zu Hause bin?"

„Nun", antwortete Müller, „es scheint mir doch angenehmer, wenn man allein wohnt, und überdies da du jetzt verlobt bist."

„Nun, wie so?"

„Wenn du heirathest, so muß es ja doch aufhören."

„Ach, kommt Zeit, kommt Rath."

Auf diese Weise ging es den einen Tag wie den andern, und es ging ein halbes Jahr hin, ehe sich Müller überreden ließ, sich bei Commandeur Selström zu zeigen. Den nächsten Sommer machte er endlich seine Aufwartung in dem Hause. Als Otto's Freund ward er gern und zuvorkommend empfangen; er befand sich sehr wohl dort, und es währte nicht lange, so war er sogar der tägliche Gast. Obgleich er nicht ganz nach des alten Seemanns Geschmack war, so rauchte der Commandeur doch gern seine Pfeife mit ihm im Garten, um so mehr, da das Haus nur wenig Umgang hatte; aber Julien vernachlässigte er gänzlich, ja er hatte sogar einen gewissen Groll gegen sie, den ihre Liebenswürdigkeit und besondre Aufmerksamkeit für ihn nicht zum Weichen bringen konnte. Man sah ihn selten mehr als ein halbes Dutzend Worte

mit ihr wechseln, und wenn Otto Leben in die Unterhaltung zu bringen wünschte, so suchte er gern eine Veranlassung, sich zu entfernen. Es war jedoch nicht das weibliche Geschlecht im Ganzen, das eine abstoßende Wirkung auf ihn hervorbrachte; denn Juliens Schwester, der kleinen Annette, zeigte er sogar mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit. Aber es verlohnte sich nur wenig; denn Annette betrachtete sein ernstes Gesicht mit einer gewissen Angst, und es geschah nicht selten, daß sein starrer, betrachtender Blick sie, gleich Loth's Frau, versteinerte mitten in ihrer ausgelassenen Laune. Wenn der Commandeur mit seinen Töchtern allein war, entspann sich oft ein Streit über Müller. Julie vertheidigte ihn dann jedesmal eifrig gegen Annetten, welche, nach einer lebendigen Beschreibung und Nachäffung seines steifen und abstoßenden Wesens, zum Schluß zu sagen pflegte: „Sei er so klug, wie er will, so mag ich ihn doch um Alles in der Welt weder zum Freund noch zum Arzt haben."

Commandeur Selström besaß ein kleines Gehöft, das ungefähr eine Meile von Kopenhagen entfernt war. Er hatte nach einem bewegten Leben, das ihn beinahe an alle Enden der Welt geführt hatte, sich zurückgezogen, und suchte jetzt im ruhigen Landleben einen Ersatz für die Verluste und Mühseligkeiten seines frühern Aufent-

halts zur See. Obgleich er weder alt noch schwach war, fühlte er doch die Nothwendigkeit dieses Schrittes, da er bei seiner letzten Zurückkunft von Indien seine Gattin todt und seine kleinen Kinder der Sorge einiger entfernten Verwandten überlassen fand. Diesen beiden Töchtern, denen die Natur viel und die sorgfältige mütterliche Erziehung noch mehr verliehen hatte, glaubte er den Rest seiner Tage widmen zu müssen, und nachdem er sich mehrmals wiederholt hatte: „die jungen Mädchen taugen in Kopenhagen nichts", verließ er die Stadt und errichtete seinen Hausgöttern einen kleinen freundlichen Heerd in dem Schooße der Natur.

Wenn man zum Norderthor von Kopenhagen hinausgeht und zuerst der Hauptstraße und dann einigen Nebenwegen folgt, so trifft man ein kleines, weißes Gebäude an, das etwas vom Wege ab hinter einem blauangestrichenen Gitterthor liegt. Es hat nur Ein Stockwerk und ein blaues Ziegeldach; im Hofe vor dem Hause stehen zwei große Kastanienbäume, und zur Rechten befindet sich eine Wiese, auf der man sich mit des Commandeurs zwölf Kühen bekannt machen kann, und hinter welcher man durch die Hecke des Zauns einen See schimmern sieht. Auf der linken Seite des Hofes liegt der Garten hinter einer niedrigen Planke, dessen Umfang man nicht sehen kann, da er von einem ziemlich dunkeln Gange hoher Kastanienbäume verdeckt wird, die zunächst der Planke bis auf die Straße sich hinauserstrecken. Diese

Straße ist nicht sehr besucht, und es wird deswegen Viele geben, die den kleinen hier beschriebenen Ort kennen; aber dem, der dort einmal vorbeigekommen ist, wird die folgende Schilderung gewiß die ebengenannten Umgebungen zurückzurufen im Stande sein.

Es ist ein klarer Sommervormittag zwischen zehn und elf Uhr; die blendende Sonnenhelle wird zurückgeworfen von den blauen Dachsteinen auf das grüne Kastanienlaub; ein Graukopf mit grauem Hut und silbernen Schnallsporen reitet auf einem ruhigen, stattlichen hellbraunen Roß zum Gitterthor hinaus, welches geöffnet wird von einem Kerl in rother Weste, die bis an den Hals mit blanken Knöpfen zugeknöpft ist. Ein junges Mädchen in einem blaugewürfelten Morgenkleide und einem Strohhut mit gelösten Bändern steht im Hintergrunde an die Thür gelehnt und nickt dem alten Ritter zu; er winkt mit der Reitpeitsche, indem er in die Straße hineinlenkt, er verschwindet, und der Kerl wirft das Thor zu. Seht, das ist ein Genrestück, das sich so oft wiederholt, daß die Leute der Gegend es auswendig wissen. Auf diesem Gehöfte brachte Selström's Familie Winter und Sommer zu, ohne große Abwechselung. Ein Haus, worin keine Mutter ist, spielt in der Regel keine Rolle in der Gesellschaft, und wenn die Familie obenein so weit entfernt von der Stadt wohnt, bringt der lange Winter sie leicht ganz in Vergessenheit bei den wenigen Hausfreunden, welche der Sommer bisweilen in ihrem Schooß versammelt. So ging es auch

hier; der Commandeur sah selten Jemanden bei sich, und kam noch seltner selbst in die Stadt, da er keine Lust zu dem fühlte, was man nennt, die Töchter in die große Welt einführen. Otto hatte auch nicht gesucht, Leute in das Haus zu ziehen, da er gar nicht geneigt war, mit seiner Verlobung Aufsehen zu machen.

Ungefähr ein halbes Jahr war nach Otto's Tode verflossen, und diese Zeit war in noch mehr als gewöhnlicher Stille hingegangen. Julie, welche manchen Abend mit Thränen in den Augen verlebt hatte, ging noch beständig in tiefer Trauer, und ihr Gesicht entsprach ihrem Anzuge, denn nur selten sah man ein Lächeln auf ihren Lippen. Der Commandeur war der Alte, nur hatte das letzte Jahr sein Haar und die starkbuschigen Augenbrauen merklich gebleicht. Annette war siebzehn Jahre alt geworden, und, als Kind schon hübsch, hatte jedes Jahr ihre Anmuth vermehrt. Aber die häuslichen Leiden, durch welche Julie düster und schwermüthig geworden war, hatten sich auch in ihrer jungen Seele abgespiegelt und sie gedankenvoll und stille gemacht. Wenn Julie in den langen Winterabenden ihre verweinten Augen vor den Lichtstrahlen verwahren mußte, und sie an einen dunkeln Winkel des Zimmers mit ihrem Strickzeuge fesselten, saß sie allein am Tische und überließ sich ihren stillen Betrachtungen, und der alte Vater, der seine Pfeife im Ofenwinkel rauchte, betrachtete mit Freude die Hoffnung, welche ihm aufblühte an der Seite des Grabes, das eine

frühere von dem Schicksal vernichtete barg. Man sagt im Allgemeinen, daß das Glück die Leute parteiisch macht für ihre Lieblinge; es ist wohl möglich, besonders was Eltern und Kinder betrifft, wenigstens ist es gewiß, daß Annette ihres Vaters Liebling war. Aber es ist nicht zum Verwundern, denn man sagt auch, daß Eltern in ihren Kindern neu aufleben, und wer kann es ihnen da verdenken, wenn sie lieber in den glücklichen als in den unglücklichen leben? Durfte es befremden, wenn er sie unter das Kinn faßte und sie „sein Annettchen" nannte, während er schlaflose Nächte zubrachte in Trauer über seine unglückliche Julie?

Wie gesagt, das Haus war noch stiller geworden als zuvor; auch Müller kam seltner, und man merkte deutlich, daß sein Widerwille gegen Julie stärker geworden war seit Otto's Tod. Ein andrer Grund, weshalb er sich zurückzog, war, daß er in der letzteren Zeit einen Halbneffen des Commandeurs, Eduard Rosen, dort getroffen hatte, den er natürlicherweise nicht leiden konnte. Dieser war Jurist und hatte einen jüngern Bruder, Karl, der in gleichem Alter mit Julien, das heißt nicht viel über Zwanzig, und Seeofficier war. Der Letztere war in mehreren Jahren nicht dagewesen und kürzlich von einer zweijährigen Reise zurückgekommen, Eduard dagegen in der letzteren Zeit ein sehr häufiger Gast. Er war ein vollkommnes Spiegelbild unsrer Zeit, womit ich nicht sagen will, daß er überfloß von allen den minder guten

Eigenschaften, womit man der geschmacklosen Mode huldigt, denn er hatte Verstand, Kenntnisse, ein angenehmes Aeußere, sondern ich verstehe darunter, daß er in Hinsicht seiner Tracht und seines Strebens, sowohl in dem Einzelnen des Altagslebens, wie in der ganzen Richtung seiner Entwickelung in dieselbe Form, wie Tausende und aber Tausende seiner Altersgenossen, geprägt war. Die kleine Annette war hier der Magnet, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt anzog.

Es ist eine Modensache, seiner Cousine den Hof zu machen, und Eduard widmete ihr eine Aufmerksamkeit, die nicht ohne Wirkung auf ihr jugendliches Gemüth bleiben konnte. In Zeit von einigen Monaten hatte er am Schluß des letzten Sommers Alles durchlaufen, was in der Mitte liegt zwischen Hahnrei und Federball=Spielen mit einem Kinde, und feierliche Spaziergänge an stillen Abenden machen mit einer erwachsenen Jungfrau. Nichts ist leichter als sich die Gunst eines jungen Mädchens zu erwerben, das noch nicht in die Welt getreten ist. Sie hat keine Ahnung von dem unermeßlichen Abstand zwischen den verschiedenen Graden der Zuneigung; sie verwechselt Freundschaft, Dankbarkeit, Achtung, Wohlwollen und alle ähnlichen Gefühle mit Liebe, mit dem Gefühle, das sie von Grund aus zu kennen glaubt, weil sie so oft den Namen gehört hat. Das erste Mal, wo sie sich hingezogen fühlt zu einem Wesen außerhalb des Kreises, der, als sie noch in der Wiege lag, schon Theilnahme von

ihrem Herzen forderte, glaubt sie augenblicklich jenes trouble inconnu zu spüren, und ahnt nicht die Herrschaft, welche diese Leidenschaft über die Seele ausübt; sie weiß nicht einmal, daß es eine Leidenschaft ist.

Annettens leichtbewegliches Herz ward für Eduard freundlich gestimmt. Er fand sich oft des Morgens beim Kaffeetisch ein, schwärmte mit ihr im Freien umher und theilte ihre Freuden und Leiden. Der alte Commandeur merkte bald dieses vertrauliche Verhältniß und sah voraus, wohin es führen würde, und mit einem Lächeln gab er seine stillschweigende Einwilligung, da seiner Tochter Wünsche auch die seinigen waren; sie glaubte denen ihres Vaters entgegenzukommen, und so ward ein heimliches Verlöbniß gestiftet, doch nicht in der gewöhnlichen Bedeutung, wo die ganze Welt darum weiß, und nur die officielle Sanktion der Deklaration fehlt.

Auf diese Weise werden manche Partien gestiftet, und man kann sich deshalb nicht verwundern, wenn Verlobungen sind, wie sie sind. Dieses Verhältniß, das die ganze Seele des Menschen erfüllen und ihm ein neues Leben einflößen sollte, hat in der Regel keinen nachhaltigen Einfluß. Die gegenseitige Aufmerksamkeit, welche Verlobte einander erweisen, wird dann zu einer Gewohnheit, woran ihr Herz keinen sonderlichen Antheil nimmt, wenn sie diese nur nicht als eine Pflicht betrachten, welche sie dem Verhältnisse schuldig sind, das nun einmal zwischen ihnen stattfindet und nicht anders sein kann. Es giebt

eine große Menge Menschen, welche an einer gewissen Schwachheit und Abhängigkeit leiden mit Hinsicht auf die Mode und das Urtheil der Leute. Diese Abhängigkeit macht sich in jedem Verhältniß gleichförmig geltend, ja man möchte sagen, am meisten in den heiligsten von allen. Ein solcher Mensch verliebt sich schwerlich in eine Dame, deren Liebenswürdigkeit nicht von der Meinung der Modewelt anerkannt ist, und wird er es, so ist es flüchtig und vorübergehend, denn er kann dieses Joch nicht abwerfen, und es ist ihm nicht möglich zu lieben, wenn er nicht die übrige Welt zum Nebenbuhler hat.

Zu diesen Menschen gehörte Eduard, und da des Commandeurs Haus kein Publicum darbot, das durch Bewunderung Annettens Werth erhöhen konnte, war es ihm nicht möglich, ein warmes Interesse für sie zu behalten, und es trat deshalb bald eine gewisse Kälte ein, welche man selbst immer am spätesten bemerkt. Der Commandeur war kein scharfer Beobachter, und troß Juliens Vorstellungen hatte er beschlossen, Annettens Geburtstag, den siebenundzwanzigsten März, mit einem kleinen Ball und einer öffentlichen Erklärung zu feiern. Annette wußte selbst nicht recht, warum sie sich ängstigte, wenn sie an diesen Tag dachte, und sie schrieb es einer kindlichen Furcht zu vor der Oeffentlichkeit, an die sie so wenig gewöhnt war. Der Tag war zu entfernt, als daß sie Aufschub verlangen konnte, aber insgeheim freute sie sich über die lange Frist, worin sie hoffte, sich mit dem

wunderlichen Gedanken vertraut zu machen, vor der Welt ihr Schicksal auf immer an Einen zu knüpfen, der vor noch kurzer Zeit ihr völlig fremd gewesen war. Sie tröstete sich mit dem Sprichwort: „Zeit bringt Rosen.“

Aber der Winter verlief eilig, die Glockenblümchen erhoben sich schon stolz über die hin und her liegende halbgeschmolzene Schneekruste, und nachdem diese Gesandtschaft aus Flora's Reich mit dem Oelblatt heimgekehrt war, schauten schon die ersten Märzveilchen hervor und grüßten die lächelnde Lenzsonne. Nie hatte Annette mit so wenig Freude den Frühling kommen sehen. Sie wanderte im Garten umher, ohne sich über die milde Luft freuen zu können, ja sie trat sogar grausam die lichtgrünen Blätter nieder, welche hervorzubrechen anfingen, um jede Spur des Frühlings zu vertilgen, und den nackten Winter wieder aus seinem Grabe zu beschwören. Aber vergebens. Die milde Sonne lachte ihrer Versuche, und die zwitschernden Vögel spotteten über sie in dem Grün der Bäume. Sie konnte die Zeit in ihrem Gange nicht aufhalten.

Der siebenundzwanzigste März rückte heran, und Alles war für das Fest in Bereitschaft gesetzt, wozu man die ganze halbvergessene Bekanntschaft eingeladen hatte, Herren und Damen, wovon die Meisten die Verwandlung von Kindern zu Erwachsenen erfahren hatten, seit dem letzten Besuch bei dem Commandeur.

Annette hatte schon ihren bescheidenen Festtagsschmuck

angelegt, und da es dunkel geworden war, und sie sich nicht länger daran erfreuen konnte, sich im Spiegel zu besehen, wie hübsch ihre dunkelbraunen Locken mit zwei schmalen goldenen Nadeln aufgesteckt waren, noch ihre dunkelblauen Augen mit den frischen Veilchen zu vergleichen, die sie in ihrem Gürtel trug, saß die kleine Familie vertraulich an dem knisternden Ofenfeuer, und die Unterhaltung drehte sich um die vielen alten Bekanntschaften, welche heute Abend erneuert werden sollten, und in wiefern man sich von ihnen etwas versprechen könne. Annette freute sich insbesondere, Emma Harms zu sehen, die Tochter des Conferenzraths Harms, welcher ein Landgut besaß, eine gute Viertelstunde davon. Diese Familie brachte blos die Sommermonate auf dem Lande zu, und war, ganz gegen ihre Gewohnheit, auf ein paar Tage herausgekommen, auf Veranlassung des Balls bei dem Commandeur und des herrlichen Frühlingswetters. Annette hatte Emma'n den ganzen Winter nicht gesehen und ergoß sich in Lobeserhebungen über diese ihre beste Freundin, während sie mit der neuen goldnen Kette spielte, welche sie heute von ihrem Vater bekommen hatte.

„Es ist doch zu verwundern, daß Eduard noch nicht da ist," sagte der Commandeur, da er endlich zu Worte kommen konnte.

„Ja, es ist zu verwundern," antwortete Annette; „aber es ist wohl, weil er Karln mitbringen will. Ich will hoffen, daß ich Karln wiederkennen werde; sonst ver-

liere ich ein paar Handschuhe an Eduard, und die dachte ich doch an meinem Geburtstage zu gewinnen. Gott, Julie, kannst du dich noch erinnern, was er für ein lebhafter Bursche war? Kannst du dich noch erinnern, wie hübsch er aussah in dem blauen Wamms mit dem kleinen Dolch an der Seite? Und wie er sagte, daß er sich todtstechen wolle, wenn ich ihm keinen Kuß gäbe?"

„Freilich, und es war ganz hübsch von dir, daß du ihn beim Leben erhieltest," sagte Julie schelmisch.

„So? da irrst du dich wohl," antwortete Annette halb betroffen, als der Commandeur lachte.

„Ja ja! Wir können ihn ja danach fragen," sagte Julie. „Da ist er wohl!" fuhr sie fort, als es an die Thür klopfte. Alsbald trat ein Mann mit plumpem Schritt in die Stube; an seinem tiefen, ernsten: „Guten Abend!" erkannte man sogleich Müllern. Er ging nach dem Ofen und begrüßte den Commandeur. Alle standen auf und eine trockne Unterhaltung kam in Gang. Jeder weiß, wie unbehaglich es ist, wenn ein vertrauliches Gespräch in der Dämmerung durch einen Fremden unterbrochen wird, dem man nicht hold ist. Müller störte die behagliche Scene völlig, er brachte eine unfreundliche kalte Luft mit und zerdrückte obenein durch Ungeschick eine von Annettens gesteiften Aermeln.

„Herr Gott, wie verdrießlich ist es, daß er so früh kommt," flüsterte Annette Julien zu. „Ich gehe, weiß

Gott, nach Licht hinaus, denn ich kann es nicht aushalten, mit dem Menschen im Dunkeln zusammen zu sein.“ Hurtig sprang sie hinaus und kam bald mit einem Bedienten und Lichtern zurück. Es war sieben Uhr geworden, Eduard kam, und man mußte nun bald die fremden Gäste erwarten.

Es währte auch nicht lange, so rollten zwei Wagen auf einmal in den Hof; Eduard verschwand, der Commandeur und Julie ließen den Saal erleuchten, und Annette ging hinaus, die Fremden zu empfangen. Es währte eine Ewigkeit, ehe man sich von den Reisekleidern befreite und die ersten Bewillkommungen überstanden waren. Endlich traten sie herein, und nachdem man alle Begrüßungsscenen durchgemacht hatte, nahmen die Frauen Platz auf dem Sopha, während die jüngeren Damen sich in einem dichten Kreis um den Theetisch setzten. Obgleich ein großer Theil näher oder entfernter zu gleicher Familie gehörte, war der Ton doch mehr steif als vertraulich, wozu der Grund natürlicherweise hauptsächlich darin lag, daß der Commandeur und seine Töchter so wenige Gelegenheit gehabt hatten, die Kunst der gesellschaftlichen Unterhaltung zu studiren. Es ist nicht Jedem gegeben, diese verschiedenen, ja beinahe feindseligen Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Ziele zu leiten, und ohne diese Kunst geht es, wie es hier ging, daß die Gesellschaft sich vereinzelt. Jede von den jungen Damen suchte ihre Freundinnen zu Nachbarinnen zu bekommen, und

unterhält sich ausschließend mit diesen. Die Herren gruppirten sich in den Winkeln und unterhielten sich in dem gewohnten flüsternden Tone, während sie mit größerer oder geringerer Behendigkeit die schwierige Aufgabe lösten, zugleich Thee zu trinken und dabei zu stehen mit dem Hut in den Händen. Man beschuldigt gewöhnlich die Damen der Koketterie, das will sagen, daß ihre Worte und Bewegungen in der Gesellschaft nicht frei und natürlich sind, sondern auf den Effekt berechnet, und zwar, wie sehr häufig, in der einen oder der andern bestimmten Richtung; aber obgleich die Herren bei einer solchen Gelegenheit den Hintergrund bilden, so ist ihr ganzes Benehmen in der Regel nicht minder erkünstelt und auf die Aufmerksamkeit der Gesellschaft berechnet; sie sprechen mit einander, um beschäftigt zu scheinen, und da ihre Gedanken inzwischen von dem weiblichen Geschlechte gefesselt sind und sie beständig die Augen auf diese oder jene Dame richten und nur auf die Gelegenheit lauern, an sie ein Wort zu richten, hört der Eine nicht, was der Andre spricht, oder man sagt Ja, macht Gegenbemerkungen und lacht halb laut, Alles pro forma und um sich möglichst bemerklich zu machen. Auf diese Weise wird oft die schlechteste und meistens unzusammenhängende Conversation zwischen den vernünftigsten Menschen geführt.

Nach und nach mußte der Kreis erweitert werden, so wie neue Fremde kamen. Jedesmal, wenn die Thür aufging, hatte man die Beschäftigung, den Ankommenden

zu betrachten und den Nachbar zu fragen: „Wer ist das?“ Als Annette ihre Freundin, Fräulein Emma Harms, vorstellte, zeigte sich eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit. Sie war unleugbar die Hübscheste, wie sie denn auch am hübschesten gekleidet war; jugendliche Munterkeit leuchtete aus ihren braunen Augen, und ihre Bewegungen wie ihre Worte verriethen sogleich den leichten, biegsamen Ton, welcher sich nur in gesellschaftlichen Kreisen von höherer Bildung entwickeln kann. Bei solchen Personen, deren Gemüth offen, deren Geist geschmeidig und lebhaft, deren ganzes Wesen Freiheit und Anmuth ist, versöhnt man sich mit einem Gesellschaftston, den so oft die Geist- und Herzlosigkeit als Maske trägt, und den so viele kräftige Seelen lieber verachten als veredeln. Leider fühlt man nur allzuoft den Mangel des Charakters der Gesellschaft; selbst wo die gesellschaftliche Freiheit die steifen Fesseln der Etikette durchbrochen hat, trifft man Höflichkeit an ohne Wohlwollen, Beredtheit ohne Geist, und Gefallsucht ohne Talente.

Emma trat zum Commandeur hin und grüßte ihn freundlich von ihrem Vater, mit Entschuldigungen wegen seines Ausbleibens, weil ein fremder Herr, mit welchem er Geschäfte habe, heute zu ihnen gekommen sei. Der Commandeur versprach sie wie ein Vater zu beaufsichtigen, und sie war es ganz zufrieden, die Schwester seiner kleinen Annette zu werden; er nahm sie bei der Hand und führte sie zur Gesellschaft, indem er sie als seine Sommerinkli-

nation vorstellte, da der grausame Winter sie regelmäßig über ein halbes Jahr trenne. Es klopfte wieder an die Thür, und Eduard trat herein mit einer großen, geputzten Dame. Annette stand auf und ging ihr entgegen, die fremde Dame reichte ihr den Mund zur Bewillkommnung mit einem Blick auf Eduard, der die Gesellschaft mit großer Freundlichkeit begrüßte, aber da sie ihren Kuß gegeben hatte, brach sie in ein lautes Gelächter aus, das in dem ganzen Zimmer widerhalte. Die Dame war nämlich niemand Andres als Lieutenant Rosen, der unter dieser Verkleidung seine Muhme überrascht und hiermit plötzlich die Gesellschaft munter gemacht hatte. Er war ein ziemlich schlanker Mensch mit einem blühenden, lebhaften, doch von der tropischen Sonne etwas gebräunten Gesicht, nahm sich recht nett aus, und bewegte sich mit viel Anmuth in seiner Verkleidung. „Wie die Fregatte in den Wellen sich neigt," wie einer von den Gästen aus Baggesen's bekanntem Liede citirte, neigte er sich vor der ganzen Gesellschaft und zuletzt vor dem Commandeur, welcher an Emma's Seite saß; so wußte er gleich den Hafen zu finden in einer angenehmen Nachbarschaft. Mehrere Herren holten Stühle, aber der Commandeur räumte der hübschen Dame seinen Platz ein und ging lachend hinaus, um den Leiermann zu holen, der auf dem Gange schon seine Ankunft hören ließ.

Annette war eigentlich unangenehm überrascht durch diesen Spaß, da er doch zum Theil auf ihre Kosten be-

lacht ward, aber sie suchte ihre Verlegenheit zu verbergen, indem sie von den Handschuhen sprach, um welche sie durch diese List gekommen sei. Nun ward zum Tanz geklascht, der Commandeur gab sich selbst zu einer Polonaise mit Karl Rosen her, und Eduard, der der Verabredung zu folge nicht mit Annette tanzen wollte, bot Emma seinen Arm. Es war zum Verwundern anzusehen, wie die Herren, selbst Karl's alte Bekannte von der Akademie, von welchen mehrere in das Haus des alten Seemanns eingeladen waren, zum Theil von der Täuschung bemeistert blieben und nur mit sichtbarer Mühe zu ihm wie zu einem alten Kameraden sprechen konnten. Die Meisten maskirten sich damit, ihre Galanterie zu übertreiben, aber ehe sie Zeit hatten, sich darein zu finden, hatte sie der Tanz wieder von ihm getrennt. Auch hier brachte der Tanz eine Vereinigung der ganzen jugendlichen Gesellschaft zu Stande. Die Zurückhaltung, eine Begleiterin der Halbbildung, — indem sie gleichsam in der Mitte steht zwischen der unschuldigen Munterkeit und der selbstbewußten Gesellschaftlichkeit, — deren Aengstlichkeit Nahrung findet in dem eingewurzelten Hang unsrer Landsleute, über Alles zu spotten, was nur den Schein hat, in einer oder der andern Bedeutung hervorzutreten, und die endlich zureichende Vertheidigung in dem Modeton findet, — diese Zurückhaltung macht im Grunde Alle gleich verlegen, aber wenn sie gleich ein verhaßter Tyrann ist, läßt sie sich doch nicht leicht vom Throne stoßen. Doch

wegtanzen läßt sie sich, und zwar mit des Tanzes natürlicher Anmuth und Hurtigkeit.

So ging es auch hier. Ein muntrer, scherzhafter Ton ward bald allgemein, und ein solcher ist eben so leicht aufrecht zu erhalten, als schwer hervorzubringen. Karl war glücklich, seinen Platz im Kreise der Damen zu haben, namentlich in Emma's Nähe, mit welcher er am besten scherzen konnte, und von der er die artigsten Complimente erhielt. Emma suchte fortwährend Annetten ins Gespräch zu ziehen, und wandte sich deshalb an sie, theils mit flüsternden Bemerkungen über Karl's Niedlichkeit und Liebenswürdigkeit, theils mit lauten desselben Inhalts. „Annette," sagte sie, „scheint dir nicht der Lieutenant ein glücklicher Mensch zu sein, daß er sich den einen Abend Anbeter unter den Herren und den andern unter uns verschaffen kann? Gott weiß, ob wir so viel Glück machen würden, wenn wir uns verkleideten?" Annette schämte sich der Aufrichtigkeit ihrer Freundin, und da sie an diesem ihr so fremden Unterhaltungston nicht Geschmack finden konnte, gab sie sich Mühe, sich dem Gespräch zu entziehen, indem sie in der Stille Betrachtungen anstellte über die Veränderung, welche im letzten Jahre mit Emma vorgegangen war. Sie mußte wohl glauben, daß diese Art des Benehmens in die Kopenhagener Kreise gehörte, aber ward mit sich selbst einig, daß es nicht werth sei, danach zu streben, ob es gleich den jungen Herren zu gefallen schien. Sie konnte sich nicht

recht die Bemerkung erklären, welche sie machte, daß ihre Freundin minder liebenswürdig in Gesellschaft von Herren sei — Emma, die liebliche, die gutmüthige, an der sie mit so viel Liebe, mit so hoher Bewunderung hing! Sie mußte es sich gestehen, daß Emma an diesem Abend in ihrer Gunst gesunken war.

Inzwischen fand Karl bald Veranlassung, die Verkleidung zu verwünschen, worin er so unbedachtsam gewesen war, sich auf Antrieb seines Bruders einführen zu lassen. Die Pausen zwischen den Tänzen waren nur kurz, und im Tanz selbst war er, als beliebte Dame, stets an den einen oder den andern Herrn gefesselt und von Emma getrennt, mit der er so gern getanzt haben würde. Sich umzukleiden hätte er sich kaum erlaubt, wiewohl er auch Nichts als einen Frack da hatte. Aber er faßte einen dreisten Entschluß. In dem ersten Inklinationswalzer sprang er zu Emma hin, und ungeachtet des allgemeinen Protestes fuhr er fort, mit ihr zu walzen, bis sie ganz athemlos in seinen Armen hing, und er sie zu einem Sitze beinahe tragen mußte. Annette errieth mit weiblicher Ahnung bald Karl's Verdruß; dieser leidenschaftliche Ausbruch seiner Gefühle rührte sie, und da sie sowohl ihrer liebsten Freundin, als Eduard's Bruder alles Gute wünschte, schmerzte es sie, Beider Schicksal nicht verbessern zu können. Bei der übrigen Gesellschaft fand er dagegen weniger Mitleid, und oft begegnete er dem triumphirenden Blick eines seiner Kammeraden, der Emma vor ihm

vorüber schwang oder mit ihr in der Quadrille ihm gegenüber scherzte und lachte. Stumm und verdrießlich biß er sich in die Lippen, die Anderen lachten, und Emma konnte nicht umhin zu lächeln, als sie die Herrschaft bemerkte, welche sie übte. Noch ärgerlicher ward er, als er Jemanden hinter sich Eduarden auf die Schulter klopfend mit Lachen in einem schadenfrohen Tone sagen hörte: „Ihr Herr Bruder ist nicht recht zufrieden mit der Rolle, die er spielt." Karl wandte sich um, und begegnete einem kalten und ruhigen Gesicht, das ihn betrachtete, ohne eine Miene zu verändern. Diese Maske hatte er vorher nicht bemerkt. Noch einige Bemerkungen über das „faire bonne mine au mauvais jeu" und zu tanzen „wie ein geneckter Bär," machte es ihm unmöglich, seine böse Laune länger zu zähmen, und er fragte Eduarden halb laut: „Wer ist der Heer?"

„Es ist Doctor Müller," antwortete er leise und verlegen.

„Ja so," fuhr Karl in demselben Tone fort, „du solltest ihn doch bedeuten, vorsichtiger zu sein, und seine dummen Bemerkungen für sich zu behalten." Als er bald darauf sich wieder umwandte, war Müller fort, aber er bemerkte ihn bald in dem andern Winkel des Saals mit demselben ernsthaften Gesichte und dem scharfen auf die Tanzenden gehefteten Blicke. Auch Eduard war froh, ihn los geworden zu sein, denn er fürchtete ernsthaftere Auftritte. Aber Niemand scheuete ihn so sehr

wie Annette. Wie einige Menschen eine Idiosynkrasie gegen gewisse Thiere haben, so fühlte sie eine sonderbare Angst, wenn er sie anredete, und sie hatte, vielleicht zum ersten Mal, ihrem Vater eine abschlägige Antwort gegeben, als er sie bat, Müllern zum Tanz aufzufordern. Auf einem Tabouret in einem Fenster brachte er den größten Theil des Abends hin, halbversteckt hinter dem Vorhang, von wo aus er die Gesellschaft betrachtete. Die muntern Situationen hatten ab und zu Lachfurchen in seinem Gesichte hervorgebracht; aber da er außerhalb des Kreises der Freude sich befand, war er, wie es zu geschehen pflegt, grade durch ihre Freude ernst geworden, und ward es immer mehr. Man beschuldigte ihn gemeinhin, ein anonymer Schriftsteller zu sein und bei solchen Gelegenheiten Stoff zu Darstellungen zu suchen.

Endlich führte der Commandeur die Gesellschaft hinauf in ein andres Gemach, um mit der Anrichtung vorlieb zu nehmen. Karl hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, seine Dame zu Tische zu führen, er bot Emma'n seine Boa an, damit sie sich nicht auf dem kalten Gange erkälte, aber bei der allgemeinen Verwirrung ward er mit fortgerissen, und nun blieb der vom Schicksal verfolgten Liebe Nichts übrig, als die Sorgen im Weinglase zu ertränken.

Während die Anderen tanzten, hatte Julie, welche Nichts mehr wünschte, als sich der allgemeinen Lustigkeit zu entziehen, den Tisch zur Festlichkeit angeordnet. Heute

hatte sie zum ersten Male nach Otto's Tode die schwarzen Trauerkleider abgelegt. Bisher hatte sie ihr Glück nur darin gesucht, mit fester Treue an ihrem Leid zu hängen, und da sie am Morgen den Traueranzug für beständig ablegte, war es ihr, als ob sie ihre einzige Freude der glücklichen Schwester opferte. Aber in den neuen bunten Gewändern kam sie sich selbst vor wie eine verwelkte Blume unter frischem Frühlingsgrün, und das Andenken an den Tag, wo sie selbst das Band knüpfte, das nun für dieses Leben gelöst war, erwachte mit doppelter Gewalt in ihrer Seele, und vergebens strebte sie, es zu unterdrücken. Sie stand mit Thränen in den Augen, und betrachtete die leeren Plätze, wo sie und Otto auf gleiche Veranlassung gesessen hatten, und die alten ernsthaften Bildnisse an der Wand schauten wehmüthig auf sie nieder, als wollten sie sagen: „Auch wir waren deine Zeugen.“ Sie konnte nicht umhin zu denken, wie viele Hoffnungen diese alten Bilder wohl hatten aufkeimen sehen, welche das Schicksal vernichtet hatte, und — sollten die *ihrigen* die letzten sein? Annette, das muntre Kind, wenn sie ein gleiches Mißgeschick erleiden sollte? — In diesen tiefen Gedanken bemerkte sie nicht einmal, daß die Thür geöffnet wurde und Müller eintrat. Er ging grade auf sie zu, und sagte mit einem steifen Bückling: „Ich suche Sie, Fräulein Julie, als Ihr ältester Freund hier in der Gesellschaft, mit der Bitte, Sie zu Tische zu führen.“ Ehe sie seine ungewohnte Artigkeit beantworten

konnte, hatte er sich ihres Arms schon bemächtigt, und da die Gesellschaft indessen eintrat, setzte man sich zu Tische.

Der Verabredung gemäß saßen Eduard und Annette an des Commandeurs linker Seite mitten am Tische. Karl, der einzige Mitwisser des Bevorstehenden, hatte, um auch seine Talente geltend zu machen, ein kleines Lied zu Annettens Geburtstag gedichtet mit heimlicher Andeutung der zweiten Feierlichkeit des Tages. Es entstand eine plötzliche Stille, als es am Tische umher vertheilt ward. Während eines leisen Murmelns derer, welche das Lied durchliefen, bat der Commandeur seine Gäste die Gläser zu füllen, indem er selbst den geräumigen Pokal vollgoß, der vor ihm stand, ein Erbstück mit dem Namen seines Altvaters. Man räusperte sich, schnitt unterschiedliche Baß-, Tenor- und Diskantgesichter und sang das Lied, von welchem folgende Zeilen die letzte Strophe ausmachten:

Für Sie und uns hab' ich verfaßt
Dies Lied zur Doppelweihe;
Drum hat auch jeder wackre Gast
Sein Glas gefüllt für Zweie,
Und leert es nun und kehrt sich hin:
Heil unsrer Festeskönigin!

Während Alle mit ganzer Seele bei dem Gesange waren, bemerkte Müller, daß Julie die Farbe wechselte. Bald war sie feuerroth, bald bleich wie eine Leiche. Sie kämpfte mit dem Zittern ihrer Glieder, aber fühlte sich

zu schwach, um den Kampf zu bestehen. Sie stand leise auf, um Niemand zu stören, als sie unwillkürlich von Thränen ihre Augen benetzt fühlte, und war kaum zur Thür hinaus, als sie in ein heftiges Weinen ausbrach. Müller stand ruhig auf und folgte ihr, um ihr Hülfe zu leisten. Annette hörte und sah Nichts von dem, was vorging. Sie saß, die lächelnden Augen auf den Teller geheftet, beschämt über die Hauptrolle, welche sie bei diesem Freudenfest spielen sollte. Aber Eduard, welcher allen diesen Begebenheiten mit den Augen gefolgt war, flüsterte ihr zu, daß ihre Schwester krank geworden sei. Der Commandeur erhob sich eben und hob den Pokal, um der Gesellschaft den mystischen Gesang auszudeuten, welchen die Meisten ohne Skrupel wie ein gewöhnliches Geburtstagslied gesungen hatten, — denn das Nachdenken war von der Munterkeit und dem Weine weggeschwemmt, und die Worte von der Melodie — als Annette Julien aus der Thür eilen sah mit dem Tuch vor den Augen. Sie sprang erschrocken auf vom Stuhl, stieß den Vater am Arm, daß er den Wein über ihr Kleid vergoß, und eilte hinaus, ohne die Störung zu ahnen, welche sie verursachte. Eduard hatte mittlerweile den Commandeur von dem Zusammenhange unterrichtet, und als Annette auf Juliens inständige Bitte sogleich zur Gesellschaft zurückkehrte, nahm Eduard, der die Deklaration seiner Verlobung auf einen passendern Augenblick verschoben wünschte, und eine unwillkürliche Angst hatte, daß der Commandeur ihm zuvorkommen

möchte, sein Glas und brachte einen Glückwunsch aus für das neue Jahr, das Annette heute begonnen hatte. Drauf brachte er eins von den bekannten Tischliedern auf die Bahn, man trank des Commandeurs Gesundheit und erhob sich sodann von Tische.

Der betrübte Vorfall, der die nächsten Angehörigen Juliens ganz verstimmt hatte, war indeß von den Gästen durchaus nicht bemerkt worden, und während jene sich dem Getümmel zu entziehen suchten, überließen sich diese ihrer ausgelassenen Laune. Im Fortschritt der Nacht, und besonders nach den Tischfreuden, wird der Ton häufig zügelloser. Terpsichore und alle Musen werden von den wilden Bacchantinnen verjagt, welche rasen, bis ihre Kräfte ermatten, und Erschlaffung den Freudenrausch auflöst. So ging es auch hier; die Geschmacklosesten wurden ausgelassen und spielten eine traurige Hauptrolle. Hier hörte man Herren einigen sehr jungen Damen mit Zweideutigkeiten aufwarten, welche von diesen mit schlecht maskirter Unwissenheit aufgenommen wurden; hier sprachen die jungen Seeofficiere zu den Damen mit Redensarten und Schwüren, die ihre wahre Heimat bei betheerten Planken und Tauen hatten; dort schalten die eifrigen Tänzer auf Damen und Tanztouren. Der arme Karl war beständig von einem Schwarm von Herren umgeben, und die üppigsten Späße ergossen sich grade über ihn. Hatte seine Verkleidung zuerst die natürliche Wirkung hervorgebracht, daß sie galant gegen ihn waren wie gegen eine

Dame, so bewirkte sie nun, daß sie so dreist gegen die Damen waren, als ob diese sämmtlich verkleidete Männer gewesen wären. Alle diese verschiedenen und doch gleichartigen Auftritte reihten sich in beständigen Abwechselungen an einander und brachten die gewöhnliche babylonische Ballverwirrung hervor.

Emma konnte sich in alles dies nicht finden. Sie besaß selbst eine gewisse Freiheit in ihrem Wesen, aber erlaubte keinem Fremden, gegen sie sich etwas herauszunehmen, und selbst daß Karl, obgleich nicht unhöflich, sich keinen Zwang anthat, war ihr bisweilen nicht recht zu Sinne. Sie klagte über Kopfweh und bat Annetten, sie in ein anderes Zimmer zu führen. Annette ergriff mit Freude diese Gelegenheit, sich zu entfernen, denn die Thränen waren ihr fast nahe und sie sehnte sich nach dem Augenblicke, wo sie von dem Zwange befreit werden sollte, den sie sich jetzt auflegen mußte. Wie gerne würde sie nicht ihr Herz erleichtert und der Freundin ihre Geheimnisse anvertraut haben, aber es fand sich keine Gelegenheit zu einer ungestörten vertraulichen Unterredung.

„Wie niedergeschlagen siehst du aus, Annettchen,“ sagte Emma, indem sie ihre beiden Hände in die ihrigen nahm; „ist dir nicht wohl?“

Annette antwortete mit einem gezwungenen Lächeln: „O ja; mir fehlt wirklich Nichts.“ — Sie schwieg einen Augenblick. „Ach, ich habe dir so viel zu erzählen, aber heute Abend bin ich nicht dazu aufgelegt, man hat keine

Ruhe, und doch habe ich dir so unendlich viel zu sagen. Wir haben uns seit vorigem Sommer nicht gesprochen; mich hat so oft nach dir verlangt, wir haben doch immer so gerne Freuden getheilt und Leiden, — ja, was haben wir wohl für Leiden gehabt?"

„Nun haben wir ja bald wieder Sommer," sagte Emma, und suchte Annettens Schwermuth wegzuscherzen, indem sie ihren Arm nach dem Takte des Leierkastens wiegte; „dann will ich ehrlich deine Leiden mit dir theilen wie eine Schwester. Ich hoffe, daß mir die Hälfte davon nicht zu schwer fallen wird. Es ist ja ein Vergnügen, dich in deinem Kummer zu trösten; denn du bist so hübsch, wenn du weinst."

„Dann müßte ich heute Abend sehr hübsch sein," antwortete Annette mit einem Seufzer. Emma sagte natürlicherweise, daß sie schon hübsch genug sei, aber Annette würdigte diese Complimente keiner Antwort, und es folgte eine Pause, worin die beiden Freundinnen sich einander schweigend betrachteten. Endlich begann Emma: „Es geht recht ausgelassen und wild drinnen zu. Ich wünschte, unser Wagen wäre da, und ich könnte fort."

„Und ich wünschte, daß alle Anderen fort wären, und wir Beide allein zusammen blieben," sagte Annette.

„Was hast du denn auf deinem Gewissen, liebes Kind?" fragte Emma und sah sie forschend an, ganz verstimmt durch die Ursache, welche sie der Betrübniß Annettens unterlegte. „Schäme dich, wie dein Haar in

Unordnung gekommen ist, es fällt dir ja in die Augen; laß mich es dir wieder zurecht machen. Aber nun mußt du auch ehrlich beichten, während ich dir helfe."

„Wenn ich nur hier bleiben dürfte! Ich bin bange, daß mein Vater mich vermißt. Aber du kommst ja morgen zu uns, nicht wahr?"

„Wir kehren morgen in die Stadt zurück, und bleiben dort noch wenigstens vierzehn Tage, ehe wir ganz heraus ziehen."

„Die Stadt, die Stadt," sagte Annette und schüttelte den Kopf, „davon trennst du dich wohl sehr ungern? Wie kannst du dich doch in all dem Getümmel so glücklich fühlen? Wenn ich in der Stadt wohnte, so wäre das Erste, glaub' ich, was ich thäte, auf das Land zu ziehen. Du bist auch eine vollständige Dame in diesem Winter geworden, es steht dir auch sehr schön, aber du bist mir so fremd, ich wage kaum mit dir so zu reden wie sonst."

„Schäme dich, Annette, du gefällst mir heute Abend nicht," sagte Emma, indem sie die Frisur vollendete und sie küßte voll Freude, daß es ihr so wohl gerathen war. „Nun ist das Haar in Ordnung, aber noch habe ich kein einziges Wort von dir gehört."

„Ach Gott, wenn du wüßtest, Emma — denk' einmal! — Ja, wenn du mich nur nicht auslachst — mein Vater wollte heute auf meinem Geburtstag"....

„Nun, daß Ball sein sollte? — Aber" — —

„Ja, aber du mußt wissen," fing Annette wieder verlegen an, „daß ich lange habe"....

„Hm!" erscholl es indeß ganz laut hinter ihnen. Sie wandten sich erschrocken um, und sahen Müllern von einem Stuhl im Hintergrunde des Gemaches aufstehen. Wie wenn man eine Schlange sieht in Berges Klüften, wie Altvater Homer sagt, so fuhr Annette zusammen und ergriff Emma's Arm bei dieser Erscheinung; und als er ihnen vorübergegangen war und im Tanzsaale verschwand, fragte Emma verwundert: „Aber Herr Gott, was zitterst du denn so? Du hast ja Nichts gesagt, was er nicht auch hätte hören können."

„Nein, aber er ist mir so gewaltig unangenehm. Sahst du nicht, mit wie unverschämter Miene er uns ansah? Und wenn er mit mir spricht, ist es auch auf die unverschämteste Art."

„Unverschämt? brach Emma lachend aus." Herrgott! Und davor läufst du? Ich wollte, bei Gott, es ihm bald abgewöhnen. Aber vergiß nicht, was du mir sagen wolltest."

„Es war Nichts weiter als — aber du mußt mir versprechen" — Annette brach plötzlich ab, als Eduard in das Gemach trat. Emma äußerte wieder ihren Wunsch, aufzubrechen, und da Eduard noch immer fürchtete, der Commandeur werde abermals den unseligen Einfall haben, seine Verlobung der Gesellschaft bekannt zu machen, ergriff er mit Freude die Gelegenheit, fortzukommen, und

bat um das Vergnügen, sie nach Hause zu begleiten, und zwar mit einem Eifer, den Emma, bei allem Bewußtsein ihrer eignen Liebenswürdigkeit, sich doch kaum erklären konnte. Nachdem Annette sie mit Schuhen versehen, ihr ein Tuch um den Kopf gebunden, und versprochen hatte, ihr das Uebrige nächstens zu erzählen, und nachdem Eduard im Vorzimmer ihr Karl's Mantel umgehängt hatte, begaben sie sich auf die Wanderung, ohne von der Gesellschaft Abschied zu nehmen.

Welche Verschiedenheit, als sie aus dem dunstigen lärmenden Saal ins Freie hinaustraten. Alles war draußen ruhig. Die Vögel, die in den Büschen so fröhlich gezwitschert, und der Zephyr, der durch die leeren Baumgipfel gesäuselt hatte, waren nun still geworden. Die Nacht zeigte ihr ernstes Antlitz, und alle Kinder der Natur beugten sich unter ihrer Herrschaft, und bewacht von ihren zahllosen blitzenden Argusaugen, wurden sie von ihrem kühlenden Athemzug zu neuem Leben erfrischt. Emma und Eduard hatten Beide etwa das Gefühl von Vögeln, die, dem Käfig entschlüpft, sich frei in den unendlichen Raum emporschwingen. Nach einer zierlichen Entschuldigung der Mühe, welche sie ihm verursache, hüllte sie sich dichter in den Mantel und eilte mit hurtigem Schritt der Straße zu. Eduard erwiederte ihre Höflichkeit, aber das Gespräch schien nicht recht in Gang kommen zu wollen. Der Anfang einer Bekanntschaft macht gesprächig, aber vor diesem Stadium hatte der

heutige Abend sie schon vorübergeführt. Es erfolgte deshalb ein Stillschweigen, welches Eduard nicht Lust fühlte zu brechen. So peinlich dies in einer größern Gesellschaft sein kann, so bedeutungsvoll ist es bisweilen zwischen Zweien, besonders wenn eben vorangegangene Begebenheiten annehmen lassen, daß unsre Gedanken einander kreuzen.

Endlich brach Emma das Schweigen. „Ich glaube, Sie gehen und vertiefen sich in Gedanken mit der stillen, gedankenvollen Nacht," sagte sie.

„Ich kann es nicht läugnen," antwortete Eduard, „und stehe um so weniger an, es zu läugnen, da ich Ihnen dieselbe Beschuldigung zurückgeben kann."

„Das können Sie freilich," sagte Emma etwas spöttisch, „aber ich glaube, es würde Ihnen besser stehen, mir mit einer Entschuldigung als mit einer Beschuldigung zu antworten. Daß es Ihre Pflicht ist, dies Gespräch aufrecht zu erhalten, wenn Ihre Dame schweigt, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen."

„Ich gebe das vollkommen zu," antwortete Eduard, und lächelte über diesen Verweis, der das achtzehnjährige Mädchen unvergleichlich kleidete.

„Uebrigens," fuhr Emma fort, „verzeihe ich Ihnen wegen der besonderen Umstände. Ich fühle mich selbst gleichsam neugeboren, indem ich aus der lärmenden Lustigkeit in die ruhige Natur hinaustrete. Ich wüßte nicht, daß

ich diesen Contrast jemals so stark gefühlt hätte; es liegt etwas Pikantes darin, die Sommer- und Wintervergnügungen so zu vermischen."

„Da haben Sie Recht. Ich muß jedoch bekennen, daß ich bei diesem Gegensatz es mit der Natur halte. Man sagt gewöhnlich, daß die Menschen die Natur beseelen, und daß sie ohne sie todt ist. Man betrachtet sie wie eine alte Mutter, die nur durch ihre Kinder geweckt wird. Mir scheint es jedoch, daß die alte Mutter alle ihre vergänglichen Kinder hervorbringt, um mit ihrer ewigen Jugend über sie zu triumphiren. Die Menschen schaaren sich, und ziehen ihre Nahrung aus ihr, wie die Würmer aus einem Baume, und statt sie anzubeten, entheiligen sie sie, indem sie die Nacht zum Tage machen. Aber sie rächt sich an ihnen, indem sie sie vernichtet und in Vergessenheit versenkt, wie das häßliche Insekt, das nur Einen Tag lebt."

„Das klingt freilich etwas misanthropisch," antwortete Emma, „aber ich muß Ihnen doch Beifall geben; der Sommer ist auch meine liebste Zeit, ich glaube, ich könnte wünschen, ihn in einer unbewohnten Gegend zuzubringen, um die Gesellschaft der Natur ungestörter zu genießen."

Eduard konnte nicht umhin, über diese, wie es schien, eben nicht sehr aufrichtig gemeinte Aeßerung zu lächeln.

„Indessen," sagte er, muß ich einwenden, daß Sie zum Theil irren; es war im Grunde nicht die Natur, die mich gedankenvoll machte."

„Gott weiß, was es dann war,“ sagte Emma, „wir sehen ja sonst Nichts rund umher als Nacht.“

„Ich sehe allerdings Nichts sonst als Nacht und Sie.“

„Ach, mich! Das ist wirklich ein bescheidener Gegenstand, den Sie für Ihr Nachdenken gewählt haben. Darf ich fragen, was Ihnen Ihre Gedanken davon sagten?“

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich die Antwort schuldig bleibe. Sie wissen selbst, wie wenig man über Leute urtheilen kann, wenn man sie nur in geputzten Gesellschaften sieht. Man sieht sie da ungefähr eben so unsicher und undeutlich, wie die Bäume und Büsche hier in dem Schleier der Nacht.“

„Ihr Gleichniß hinkt; denn wenn man seine Augen gebrauchen will — wollen Sie einmal in die Höhe blicken, wie deutlich man die Umrisse der kleinsten Zweige auf dem klaren, blauen Grunde unterscheiden kann. So kann man also durch diesen Schleier sehen, wenn man nur sehen will.“

„Mein Gleichniß hinkt nicht, Fräulein, denn wer seine Augen zu dem reinen Himmel erheben kann, wird auch Ihre Seele durchschauen können.“

„Ein flaues Compliment, und nicht wohl angebracht.“

„Es ist kein Compliment, wenn es auf Sie angewandt wird.“

„Ach, es ist kein Auskommen mit Ihnen.“

Nach einer kurzen Pause wurde das Gespräch wieder

angeknüpft. Emma bat ihn, sie in der Astronomie zu unterrichten. Sie meinte, daß nichts Anziehenderes sich denken ließe, als diese Wissenschaft, welche sie hoch hielte, während sie sich blind schaute nach den unzähligen Himmelslichtern und Eduard unter den Arm faßte, um nicht zu fallen. Er entschuldigte sich mit seiner Unkunde. „Wie!" sagte Emma, „Sie haben keine Kenntniß davon? Das scheint mir nicht consequent, da Sie sich doch eben für einen Liebhaber der Natur erklärten. Sie sollten sich schämen. Müßte nicht jeder Student" — —

„Das thu' ich wirklich auch, und habe so weit meine Pflicht gethan." Eduard, halb verlegen wegen dieses Zugeständnisses, und um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, fragte nach ihrer Tante, Frau Völckers, Befinden.

„Ja, das ist wahr!" brach Emma aus. „Warum sehen wir Sie dort nicht mehr?"

„Wir?" antwortete er. „Ich wüßte kaum, daß ich das Vergnügen gehabt hätte, Sie dort zu treffen."

„Herr Gott, ja, es ist doch noch nicht so lange her, daß ich Kind war. Aber sagen Sie mir doch, warum kommen Sie nicht mehr hin?"

„Ich ziehe mich zurück von der Welt," sagte er mit einem Seufzer, „um der Welt zuvorzukommen, daß sie sich nicht von mir zurückzieht."

„Das ist eine alberne Koketterie, welche alle jungen Herren mit ihrem Alter treiben. Das sagen Sie nur,

um in der Mode zu sein. Spiegeln Sie sich an Ihres liebenswürdigen Bruders Beispiel!"

„Liebenswürdigen? Womit hat er nur den Namen verdient?"

„Nun, im Gegensatz gegen Sie, der Sie so alt sind. Ihr Bruder hätte vielleicht mehr Gründe, gesetzt und ernst zu sein."

„Wie so?" fragte Eduard neugierig.

„Ja, das sage ich Ihnen jetzt nicht," antwortete Emma, indem sie ihn starr anblickte. Sie hatte natürlicherweise gleich errathen, von welcher Art Annettens Geheimniß war, und das Uebrige selbst ergänzt. „Warum wollen Sie sich älter machen, als Sie sind? O Gott, ich möchte mir ewige Jugend wünschen, denn die Freuden der Jugend, Tanz und Fröhlichkeit, sind doch das Beste im Leben."...

„Sie scheinen nicht sehr consequent zu sein. Sie schwärmten vorher für ein Leben in einsamer Gegend."

„Ja, ja, das ist wahr, das hatte ich vergessen," antwortete sie lachend. So gingen sie hin in lebhaftem Gespräche, worin Scherz und Ernst, Complimente und Neckereien mit und unter einander tanzten wie die verschiedenen Charaktere auf einer Maskerade In diesem Wechsel vermag der Geist sich zu erfrischen, wenn er ermattet ist, und sich Lust zu schaffen, wenn er jenen Ueberfluß in seinem Dasein, jene üppige Lebensfülle fühlt, die bisweilen das jugendliche Gemüth überwältigt. Mancher

kann nicht Geschmack finden an dieser Art von Unterhaltung, kann sie nicht verstehen; sein Gedanke hat nicht Beweglichkeit genug, er ist entweder zu träge oder zu steif, und kennt keine andre Erquickung für den Geist als Schlaf. Er möchte Anderen gern einbilden, daß der Geist im Grunde keinen Theil nimmt an solchen Gesprächen, weil sie zu keinem eigentlichen Ergebniß führen, weder für die Theorie, noch für die Praxis. Aber man soll solchen Leuten nicht glauben, und wenn man die Poesie liebt, und Sinn hat, sie im Alltagsleben wiederzufinden, so wird man ihnen auch nicht glauben.

Der nächste und gewöhnliche Weg zwischen den beiden Landhäusern war grade nicht die betretene Straße, er schlängelte sich zwischen Gebüsch und Wald, wo das Licht noch sparsamer war, und da ihn Emma in wer weiß wie langer Zeit nicht gegangen, und jetzt zu beschäftigt war, um darauf zu merken, wurden sie plötzlich, grade als sie eine offene Fläche betraten, überrascht von dem eifrigen Gebell einiger wachsamen Hofhunde in einem kleinen schlummernden Dörfchen, und Emma mußte gestehen, daß sie fehlgegangen sei.

„Nun sollen Sie sehen, daß es uns ergehen wird, wie der Maria in dem Elfenmährchen," sagte sie und lachte; „wir sind so wild umhergelaufen, daß wir uns nicht nach Hause finden können. Herrgott, sollen wir nun sieben Jahre hier bleiben, bis uns Alle vergessen haben?"

„Das wäre freilich eine trostlose Schickung," ant-

wortete Eduard, „aber was mich betrifft, so will ich mich schon darein finden, denn wenn ich die Zeit in Ihrer Gesellschaft hinbringen dürfte, würde sie mir wie Ein Tag erscheinen." Er wußte nicht recht, ob er es für einen Scherz von Emma ansehen sollte, oder ob sie wirklich den Weg verfehlt hätte; vielleicht, meinte er, hatte sie ihn mit Fleiß irre geführt. In jedem Falle konnte der Irrthum nicht bedeutend sein, und Emma hatte bald bestimmt, in welcher Richtung sie ihre Wanderung fortsetzen sollten.

Mit hurtigen Schritten verfolgten sie eine kleine Stunde lang einen Steig oder Feldweg; wo der Weg Schwierigkeit machte, sprang Emma voran, ohne daran zu denken, daß das Gras feucht, und daß sie durch Annettens Schuhe dagegen nicht geschützt war. Eduard betrachtete indeß mit Bekümmerniß seine Füße. Dies commune naufragium machte ihnen Spaß, und sie belachten jene erste von allen Gesundheitsregeln, welche so oft das Thema väter- und mütterlicher Gardinenpredigten gewesen war. Jugend und Weisheit schicken sich nicht zusammen. Plötzlich stand Emma stille. „Ich muß Ihnen doch sagen, daß ich der Astronomie nicht ganz unkundig bin," begann sie, „diesmal will ich mich wenigstens von den Sternen führen lassen."

„Nehmen Sie sich in Acht, sie werden sicherlich verschwinden, wie die Irrlichter, ehe wir ans Ziel kommen," sagte Eduard. „Aber freilich, dann haben wir die Sonne, und die wird uns besser helfen."

„Meinen Sie? — Kennen Sie den Stern, der so klar und freundlich schimmert etwas links, ganz niedrig über dem Horizont?" Eduard verneinte es. „Sollte man glauben, daß das ein Licht auf einer Mühle ist?" Diese Mühle lag dicht an Emma's Aufenthaltsort, und sie richtete deshalb ihre Schritte dorthin. Als sie den Mühlenflügeln vorübergingen, ergriff sie ihn plötzlich am Arm und zog ihn seitwärts, obgleich er völlig außer Gefahr war. Der Wind war überdies sehr schwach, so daß die Flügel sich langsam drehten und um ihre Achsen knarrten, während der Müllerbursche drinnen sang, um sich wach zu erhalten bei der Arbeit. Auch hier hielten sie an, um auf den Gesang zu horchen, und Emma ließ sich über die Geschäftigkeit aus, welche mit der schläfrigen Ruhe rund umher, und über die weißen Müller und Mehlsäcke, vom Lichtscheine beleuchtet, welche mit der schwarzen Nacht draußen contrastirten. Ein solches nächtliches Gemälde nimmt sich hübsch aus, und was suchen wir wohl anders als Contraste in unsrer Betrachtung der Natur? Schatten und Licht, Leben und Tod, je näher sie aneinander grenzen, desto mehr heben sie einander.

Der Gesang war beendigt, und das letzte Stück Weges zurückgelegt. Bei einem Feldwege kamen sie von hinten in den Garten; um das Haus nicht in Aufruhr zu setzen, beschloß Emma durch den Garten in ein kleines Bauerhaus zu gehn, wo einige alte Leute wohnten, welche im Winter die Aufsicht hatten über des Conferenzrathes

Landstelle; von da konnte sie die Gesindestube erreichen und die Dienerschaft herausklopfen. Sie bog die Weidenzweige zurück und war mit einem Sprung in dem Garten; Eduard folgte ihr. Emma führte ihn durch enge, dichtverwachsene Gänge zu dem kleinen strohgedeckten Hause, dessen kleine schiefe Fenster von einer aufgeschossenen Hecke halb verhüllt waren. Die Thür stand halb auf. Indem sie vorbeigingen, ward sie ein wenig weiter geöffnet, und ein Kerl steckte den Kopf heraus und flüsterte in ärgerlichem Tone: „Was zum Satan trittst du denn wie ein Klotz auf, Niels?" — Emma fuhr vor Schreck zusammen, und Eduard fragte halblaut: „Was giebt's?" — Der Kerl, welcher sich zurückgezogen hatte, steckte sogleich den Kopf wieder heraus und sah sie Beide an; dann ward die Thür aufgerissen, und in vier Sprüngen war die verdächtige Person über die Planke. Der junge Jurist, in dessen Kopf das Criminalrecht und Gewalt und Mordbrennerei beständig spukten, zweifelte keinen Augenblick, daß hier etwas Aehnliches sich ereignete, wobei er kein unthätiger Zuschauer bleiben konnte. Ohne sich einer bestimmten Absicht bewußt zu sein, setzte er ihm nach. Emma stand unterdeß allein im Garten, und nachdem sie sich besonnen hatte, hielt sie es für das Rathsamste, die Bewohner des Hauses zu wecken, welche sie wohl kannte, um bei ihnen Zuflucht zu suchen. Es ist eigenthümlich bei dem weiblichen Geschlecht und bei Kindern, daß sie nicht so sehr bei eigentlicher Gefahr erschrecken als bei

deren Schatten, sie zeigen oft große Entschlossenheit im entscheidenden Augenblick, aber was verdächtig und nicht geheuer ist, und zumal Einsamkeit und Dunkelheit, beraubt sie alles Muthes. Doch die Natur hat ihnen ein Gegengewicht verliehen; denn wie sie sich vor eingebildeten Gefahren fürchten, so finden sie auch Trost in eingebildetem Schutze; und deshalb eilte Emma, um bei den alten Hausleuten Sicherheit zu suchen. Aber in dem Augenblick, wo sie in die Thür trat, stieg wie aus der Erde dicht vor ihre Füße eine ähnliche Gestalt. Sie wäre beinahe vor Bestürzung in die Kniee gesunken, und stieß einen lauten Schrei aus, der des Unbekannten Eile verdoppelte. Er schlüpfte ihr vorüber zur Thür hinaus und verschwand. Emma faßte nach der Stubenthür, aber sie war abgeschlossen, sie klopfte an, aber Niemand antwortete. Das Haus war leer und verlassen. Athemlos vor Schreck hielt sie sich an einer kleinen, schmalen Treppe, welche gleich an der Thür zum Boden hinaufführte, und wagte sich weder links noch rechts zu wenden, während sie mit gespannter Aufmerksamkeit nach Eduard's Fußtritten horchte, und unverwandt in die pechschwarze Dunkelheit stierte, welche eine verräucherte Feuerstelle im Hintergrunde verbarg, um Acht zu haben, ob nicht irgend eine Bewegung dort einen Feind verrathe. Aber Alles blieb stille, und es verliefen mehrere Minuten in diesem beklemmenden Schweigen.

Endlich hörte sie Stimmen und Fußtritte im andern

Ende des Gartens, aber es war nicht Eduard. Man näherte sich der Thür, ihr Herz klopfte unruhig, und in dem höchsten Grade der Angst suchte sie einen Schlupfwinkel hinter der Treppe. Einige von den sprechenden Personen entfernten sich wieder, Einer aber trat hinein, und ein Andrer versperrte den Ausgang. Der Erste kam ihr näher, schlug auf die Treppe mit einem großen Knittel, durchsuchte jeden Winkel und faßte endlich Emma's Mantel. „Haha, hier haben wir ihn! Komm hervor, Bursche!" sagte er barsch, und zog sie mit Gewalt aus ihrem Versteck.

„Um Gottes Willen!" flüsterte sie mit bebender Stimme. „Halt das Maul, Bürschchen! Nicht gemuckst!" rief er.

„Wer ist es?" fragte der Andre in der Thür.

„Ach was, ein halbgewachsener Bursche, den sie als Handlanger mitgenommen haben. Du bist mein Seel noch zu früh auf diese Galeere gekommen!"

„Sie irren, mein Herr," fing Emma an, während sie ohne Widerstand sich am Kragen festhalten ließ von einer groben Faust, die ihr die Finger in die zarte Wange drückte, so daß sie kaum sprechen konnte; „wir gingen blos hier vorbei, und so" — — —

„Ja ja, du hast dich hier hereinverirrt, Schlingel! Ich will dich lehren, dich zu verirren, glaube mir. Was Teufel ist das?" fing er wieder an, als er über Etwas stolperte, das auf dem Fußboden lag.

„Gestohlenes Gut,“ sagte der Andre in der Thür, „komm hier damit her.“ Der Erste bückte sich nieder und nahm ein Stück Zeug auf, das er seinen Kameraden zuwarf, der es vorsichtig schüttelte und es dann unter den Arm nahm. „Das ist des Kerls alter Rock, den er hat, der elende Lump. Du hast dich schlecht vorgesehen, Bruder, wenn du nichts Besseres erwischt hast.“

Emma wollte wieder anfangen, sich zu erklären. „Mein Herr, Sie sind in Irrthum, ich bin nicht — ich bin nicht der, wofür Sie mich halten. Mein Vater ist Eigenthümer des Hofes hier dicht daneben.“

„Possen, Bursche! Meinethalben mag dein Vater Eigenthümer der Hölle sein! Was Teufel wolltest du denn hier?“

„Ich wollte nach Hause,“ stammelte sie, „und da ich vorbeikam“ — — —

„Schweig, verwünschter Junge, man kommt hier nicht vorbei um diese Tageszeit,“ fuhr er in demselben Tone fort. „Nun will ich keine Sylbe mehr hören, bis der Commis kommt, damit wir dich bei Licht besehen können. Vielleicht haben wir dich schon sonst unter Händen gehabt, und sind alte Bekannte.“ Es raschelte in ihrer Brusttasche, er griff hinein und faßte Karl's Dolch und zog ihn heraus, indem die Scheide darin blieb. Auch diesen überlieferte er seinem Kameraden, indem er sagte: „Na, das gesteh' ich, du hast auch solche Instrumente

bei dir, und damit hast du dich hier herein verirrt? Ja ja, guter Freund, das soll noch untersucht werden."

Inzwischen kamen draußen Mehrere an. Emma hörte, daß man drei Andere gefaßt hatte, daß der Commis zum Conferenzrath gegangen war, und daß man die Ergriffenen nur in Verwahrung behalten und nicht forttransportiren wollte bis auf nähern Bescheid. Nun hörte sie auch Eduard's Stimme. Er protestirte in seinem und ihrem Namen, Emma ward herausgeführt, man fand, daß sie in Frauenkleidern war, aber man hatte allzu schlagende Beweise gegen sie, um seinen Versicherungen zu glauben. Der Grund zu diesem Unglauben lag besonders darin, daß die Branntweinsflasche zu häufig die Runde gemacht hatte bei den Polizeibeamten auf den nächtlichen Posten, von wo sie auf den zuvor angegebenen Einbruch ein wachsames Auge haben sollten, als daß sie eine so verwickelte Sache wie diese zu durchschauen im Stande gewesen wären. „Ja ja, ja ja," fuhr der fort, der das Wort führte. „Ihr kommt noch in ein scharfes Verhör, ehe Ihr freigelassen werdet, so geputzt, wie Ihr seid, mein guter Freund! Hier sollt Ihr mein Seel vor der Hand bleiben, davor will ich stehen. Und Diebsgesindel ist es doch allemal," sagte er halbleise zu den Anderen.

Emma und Eduard dachten mit Schrecken an die Auflösung, die dies Abenteuer erfahren mußte durch die Dazwischenkunft von Emma's Vater. Sie zitterte schon,

als sie von weitem seine Stimme hörte, und flüsterte Eduarden mit bebenden Lippen zu: „Gott, wie aufgebracht wird mein Vater werden!"

Nun kam der Conferenzrath und seine Begleiter, nebst einem Menschen mit einer Leuchte. Einer von den Bedienten wollte eben die Arrestanten vorführen, als des Conferenraths Augen auf Emma fielen, welche weinend sich ihm näherte. „Beim lebendigen Gott, meine Tochter!" brach er aus. „Emma, Emma, wie zum Henker kommst du hierher? Und Sie, mein Herr," indem er sich an Eduard wandte, „wer sind Sie, wenn ich fragen darf?" — Eduard beantwortete kurz und ernst seine Frage, aber er hatte kaum so viel Geduld, darauf zu hören, und unterbrach ihn jeden Augenblick mit Ausrufen und Verweisen an die unglückliche Tochter. Bald drehte er sich auf der Ferse herum und stampfte die Erde, bald warf er zornige Blicke auf Eduard, und betrachtete den fremden jungen Herrn, den er mitgebracht hatte, und der mit Verlegenheit ein Zeuge des ganzen Auftritts war. An diesen wandte er sich zuletzt mit den Worten: „Herr Berg, darf ich Ihnen meine Tochter vorstellen? Es thut mir Leid, daß es nicht in besserer Gesellschaft geschieht." Der Fremde verbeugte sich, Emma neigte das Haupt ein wenig, und Eduard biß sich in die Lippen. Endlich war die Sache vollkommen im Reinen, die wahren Verbrecher in Augenschein genommen, und der Conferenzrath schickte sich an fortzugehen. Mit einem nachlässigen Compliment

und saurer Miene sagte er zu Eduard: „Ich danke Ihnen, mein Lieber, daß Sie meine Tochter bei diesem Abenteuer begleitet haben. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen." Emma folgte ihm, indem sie mit Thränen in den Augen Eduarden ein freundliches Lebewohl zunickte. Der Fremde sah es und lächelte.

Eduard folgte ihnen in einigem Abstand nach dem Gehöft zu. Mancherlei Betrachtungen durchkreuzten seinen Kopf, die weinende Emma, des Vaters Anmaßung und Unart, der fremde junge Herr, der ihr einige Schritte vor war. Es trieb ihn unwiderstehlich, ihnen zu folgen, und erst als sie thüreinwärts verschwanden, stand er still. Jetzt erst dachte er an die Gäste bei dem Commandeur und eilte hurtig zurück, um wieder zur Gesellschaft zurückzukommen. Die Erklärung und der Tanz waren Bilder, welche ihm beständig drohend vorschwebten, und er mußte draußen stehen bleiben, um in einiger Entfernung sich an die Musik und das Vergnügen zu gewöhnen.

Er langte grade mit den ersten Strahlen der Sonne an. Der Hahn krähte im Hofe, die Vögelchen zwitscherten auf dem Dache, und der dicke Nebel über der Gegend begann sich zu lüften. Die Dienstleute waren schon auf den Beinen und im Begriff, an ihre Arbeit zu gehen. Als er in den Tanzsaal trat, mit einem mißvergnügten Gesichte, das nur darin seine Entschuldigung finden konnte, daß ihm die Lichter in die Augen schienen, war man eben dabei, den letzten Tanz zu machen. Ehe sie jedoch

damit fertig wurden, schien die Sonne hell in die Fenster. Die bleichen Gestalten mit rothen Augen und verstörten Frisuren, in zerknitterten und bestäubten Kleidern, beleuchtet von dem freundlichen Morgenstrahl, der, so zu sagen, die Lichter verschluckte, welche man unbarmherzigerweise noch brennen ließ, der Leiermann mit Augen so matt und schwer wie Blei, berauscht vom Schlaf, und kaum im Stande, die Hand zu drehen, das war die Morgenscene, welche sich ihm hier darbot, und welche der Commandeur vom Lehnstuhl in einem Winkel des Zimmers mit einem Blick betrachtete, in welchem sich Schläfrigkeit und gastliche Freude mischte. Es giebt wirklich keine häßlichere Parodie auf das gesellschaftliche Vergnügen als ein solches Gemälde. Es giebt Nichts, womit man dies forcirte Leben vergleichen kann, aus dem nicht allein der Geist verschwunden ist, sondern das nicht einmal mehr eine Spur von äußerem Glanz und Schönheit behalten hat; Nichts trägt das Gepräge der Geschmacklosigkeit und des Eckels so deutlich auf der Stirne als diese matten Versuche, die hinsterbende Beweglichkeit aufrecht zu erhalten, damit sie nicht hinsinke unter den schlechtesten Marionetten, deren Aeußeres man sich zum Theil schon angeeignet hat. Es ist eine Reactionsperiode in der gesellschaftlichen Freude, die man sich ein Vergnügen machen muß ans Licht zu ziehen; einen solchen Mißbrauch hat die Mode Reisen von Jahren hindurch bis noch vor Kurzem geheiligt.

Endlich ging der Tanz zu Ende, sowie das Kaffeetrinken und die gegenseitigen Danksagungen zwischen Wirth und Gästen, die Gesellschaft zerstreute sich, und die alte Ruhe kehrte in die Wohnung des Commandeurs zurück, die lange nicht so sehr gestört worden war.

Es war schon spät am Vormittage, als Annette aus ihrem Schlafgemach hervorkam und sich freute, daß der Schauplatz der lärmenden Lust durch Juliens Bemühungen eine so vollständige Verwandlung erfahren hatte, daß keine Spur der vorigen Scenen zurückgeblieben war. Der Commandeur kam erst gegen Mittag herbei und schalt auf die Töchter, daß sie ihn so lange hatten schlafen lassen.

Dieser Abend und das Mißgeschick, das ihn seiner Bedeutung beraubt hatte, war eben nicht der Gegenstand des Gesprächs für die Familie. Sowohl der Vater als die Schwester hatten zu viel Sorgfalt anwenden müssen, um die Wunde zu heilen, welche das Schicksal Julien geschlagen hatte, als daß sie nicht Alles hätten zu enfernen gesucht, was sie wieder aufreißen konnte. Annette war auch beständig so vergnügt, als ob Nichts vorgefallen wäre, sie lachte und sang und klappte Julien auf die Wange, so daß diese, welche dachte, ihre Schwester um Verzeihung bitten zu müssen, weil sie die Ursache der Störung gewesen war, kaum Gelegenheit dazu finden konnte und

zuletzt es als überflüssig aufgab. Der Commandeur dagegen ärgerte sich im Stillen, daß sein Plan, so zu sagen, dicht vor dem Hafen gestrandet war. Alte Leute in einem so beschränkten Wirkungskreise, wie der seinige, gewöhnen sich gemeiniglich das, was sie sich vorgenommen haben, schon so gut wie geschehen zu betrachten, und wissen sich nicht zu fassen, wenn es ihnen fehlschlägt. Nachdem er mehr als acht Tage mit einer nachdenklichern Miene als sonst umhergegangen war, und Annette bemerkt hatte, daß er oft mitten in seinen tiefen Betrachtungen die Augen fest auf sie gerichtet hatte, als ob sie der Gegenstand derselben sei, rief er sie eines Abends zu sich in sein Zimmer. Er faßte sie unter dem Kinn, sah ihr starr in die Augen und sagte: „Siehst du, meine Tochter, es war mein Ernst, daß Eure Verlobung erklärt werden sollte — hm — ich kann diese Heimlichkeitskrämerei nicht leiden. Jungen Leuten mag es Freude machen, so etwas für sich allein zu haben; aber ich bin zu alt, um eine Rolle in dergleichen Geschichten zu spielen. Und was soll es denn auch? Kennt Ihr euch nicht hinlänglich? Und will es die Mode, so muß man sich eben nicht nach der Mode richten. Es taugt nicht, in solchen Sachen modern zu sein. Es ist schlimm genug, daß man seine Kleider nach der Mode schneiden lassen muß, aber seine Handlungen und sein Verhalten soll man zum Henker nicht von ihr dominiren lassen. Ans Tageslicht damit! Verstehst du mich?“

Annette hatte während dieser ganzen Rede blutroth dagestanden, die Augen auf den Fußboden geheftet, und an ihrem Schürzenband gezupft. Sie antwortete nicht. „Du schämst dich, Annettchen," fing er wieder etwas milder an, „aber das hilft nicht. Eduard ist ein flinker junger Mann, ein honetter Mensch und — du mußt nicht mehr so kindisch sein, hörst du?" Und nun trug er ihr den Entschluß vor, den er gefaßt hatte. Binnen vierzehn Tagen war sein eigner Geburtstag; er war zwar viele Jahre nicht gefeiert worden, aber man konnte ihn ja so gut wie jeden andern Tag benutzen. Er wollte da einen kleinen Kreis von Verwandten und Freunden einladen, und in deren Gegenwart sollte die Erklärung erfolgen. „Ich will es dir überlassen, Julie, wen Ihr einladen wollt, aber der Tag ist hiermit bestimmt. Vergeßt es nicht!" Das waren seine letzten Worte. Julie ward also in dies Vorhaben eingeschlossen, das eine unausweichliche Regel für Beide war, und auf das Genaueste ausgeführt werden mußte. Aber je näher der bestimmte Tag heranrückte, desto mehr wuchs die Zahl der Gäste, denn immer entdeckte man, daß man noch den Einen und den Andern ausgelassen hatte, der gleichen Anspruch hatte, eingeladen zu werden als Der oder Der, der schon eingeladen war, und so ward die Gesellschaft noch zahlreicher als das erste Mal.

Der Tag kam, und wieder versammelten sich Verwandte und Freunde im Hause des Commandeurs. Diesmal war es mehr ein Sommerfest, denn an einem der

ersten Maitage spazierten die geputzten Damen und Herren zwischen den grünen Gebüschen und Hecken des Gartens. Der Himmel war so rein und klar, und Annette athmete so frei, während sie ihre Freundinnen umherführte, um die lächelnde Landschaft zu betrachten; aber als die Gäste rund um den Tisch Platz genommen hatten, und sie wieder an Eduard's Seite saß auf derselben Stelle wie jüngst, da war es geschehen um ihre Munterkeit, und sie fühlte eine Angst und Verlegenheit, die sich auf ihren Wangen und in ihrer Stimme verrieth. Sie bebte bei jeder Pause in dem allgemeinen Gespräch, als ob hiermit der entscheidende Augenblick gekommen sei. Aber auch diesmal sollte der Zufall mit seiner allmächtigen Hand störend in ihr Schicksal greifen. Zufall? — warum nicht Vorsehung?

Den Zufall giebt die Vorsehung,
Zum Zweck muß ihn der Mensch gestalten.

Dieser Augenblick näherte sich schon mit starken Schritten, als ein Diener hastig hereintrat, und den Commandeur und Eduard hinausrief nach einer kurzen geheimen Mittheilung. Sie folgten ihm Beide mit sehr ernsthaften Gesichtern. Gleich darauf ward auch Müller hinausgerufen, und Annette benutzte die Gelegenheit, sich gleichfalls zu entfernen. Die Gesellschaft saß in gespannter Erwartung zu erfahren, was vorgefallen sei. Niemand konnte Etwas von dem Zusammenhange errathen, aber Jeder bemühte sich darum, und die Augen liefen spähend

umher, Etwas zu entdecken, worauf sich Vermuthungen gründen ließen. Das Einzige war ein lediger Stuhl, wo der Lieutenant Rosen vermißt wurde, der kurz vorher aufgestanden war und sich leise hinausgeschlichen hatte. Aber bald klärte sich Alles auf. Karl war hinausgegangen, um ein Transparnet auf einem Baum anzuzünden, wo Annettens und Eduards Namen sich in einander schlingen sollten. Der Diener hatte eine Leiter an den Baum gesetzt, der ziemlich hoch war, und sie losgelassen, als Karl auf der obersten Sprosse stand; sie war auf dem feuchten Boden ausgeglitten, und Karl niedergestürzt. Als der Commandeur und Eduard herauskamen, lag er betäubt auf der Erde und einer von seinen Aermen, zwischen die Sprossen der Leiter gekommen, war gebrochen. Er ward sogleich hineingebracht auf ein Bett und genau untersucht, da der Arzt einen Knochenbruch in der Hirnschale fürchtete. Eduard war wie außer sich, da Müller ihm dies grade heraus erklärte und hinzufügte, daß man das Schlimmste erwarten könnte. Der Commandeur suchte vergebens ihn zu beruhigen, und die natürliche Folge des Unglücks war, daß die Gesellschaft sich bald auflöste, und, wie man meinte, auf das Vergnügen verzichtete, den Geburtstag noch verherrlicht zu sehen durch ein Feuerwerk und durch des Commandeurs Namenszug im Transparent. Karl kam jedoch nach Verlauf von ein paar Stunden vollkommen zu sich selbst; der gutmüthige alte Commandeur gab ihm zu erkennen, er werde auf keine Weise zugeben,

daß er das Haus verließe, bis er wieder so gesund und frisch es thun könnte, wie er hineingekommen sei, und bat ihn, das einzige kleine Gaststübchen ganz oben als sein Hospital zu betrachten. Der Arm ward in Schienen und Bandagen gelegt, und Müller und Eduard blieben die erste Nacht bei ihm. Schon am nächsten Tage war alle Gefahr vorüber, nur war es nothwendig, daß er in den ersten Wochen das Bette hüten mußte.

Das war für den Kranken eine sehr unangenehme Nachricht. Er langweilte sich schon im voraus auf seinem einsamen Krankenlager hier draußen, weit entfernt von allen Freunden und Bekannten, und verwünschte im Stillen den Namenszug, den unvorsichtigen Diener und die abermalige Verhinderung der beabsichtigten Erklärung. Der Commandeur war anfangs auch sehr ärgerlich über diesen Unstern. Es war, als ob alle bösen Geister sich gegen seinen Plan verschworen hätten, und er gerieth wirklich in eine Art von abergläubischer Furcht, welche ihn vor der Hand abhielt, ihn ins Werk zu setzen. Inzwischen war er innerlich froh, wenn er Karln Gesellschaft leisten konnte, denn er hatte unzählige Fragen an ihn zu richten über die liebe alte Flotte und seine gleichalterigen Freunde der Jugend und des Mannesalters im Staate, von denen er nun so gut wie ganz getrennt war, über die Fahrzeuge, mit welchen die Flotte seit seiner Zeit vermehrt war, und deren Bauart, und über manche andere dergleichen Dinge. Vor Allem kamen sie bald auf ein Capitel, worauf alte

Seeleute so natürlich und so gern das Gespräch bringen, nämlich auf die unzähligen Gefahren und lustigen Abenteuer, die es ihm eine unsägliche Freude machte, sich ins Gedächtniß zurückzurufen. Seine Besuche waren jedoch, wenn auch häufig, doch kurz; er kam oft mit der Pfeife im Munde hinein und fing ein Gespräch an, aber eben so oft ward er wieder abgerufen, oder es fiel ihm selbst Etwas ein, das besorgt werden mußte, und er mußte abbrechen. Denn grade in dieser Zeit war viel Aufmerksamkeit nöthig, das nicht unbedeutende Landeigenthum zu verwalten, und die Leute nach der Winterruhe in Gang zu bringen; denn so arbeitsam der Bauer im Sommer sein kann, so sehr überläßt er sich auch der Trägheit im Winter. Julien war die Haushaltung übergeben, und Küche und Keller waren einen großen Theil des Tages ihr Aufenthalt. Annette war die einzige, die sich des Kranken annehmen konnte, denn bei ihrer häuslichen Arbeit konnte sie meistens still sitzen. Dem Commandeur fiel es auch bald ein, daß sie in dem einen Zimmer so gut nähen könne wie in dem andern, und ward ganz verdrießlich, als Julie, welche sehr wohl merkte, wie schwer es Annetten ward, durch allerlei Umschweife und Entschuldigungen die Rechte der weiblichen Schamhaftigkeit in Schutz zu nehmen suchte. Von dieser „Sprödethuerei" wollte der Commandeur Nichts wissen in seinem Hause. „Liebsten Kinder, sollte ich ihn, der hier bei mir zu Schaden gekommen ist, meinet- und Euretwegen, sollte

ich ihn hier im kalten Bade liegen lassen, damit er sich hundert Meilen von hier wegwünschte? Das soll in Ewigkeit nicht geschehen, und wenn ich Alles liegen lassen und mich selbst zu ihm setzen sollte. Geh du zu ihm, mein gutes Annettchen, und nimm dein Strickzeug mit. Wie würde es dich kleiden, wenn du die fremde Dame gegen deinen eignen Schwager spielen wolltest?" — Und nun wußten die Töchter aus Erfahrung, daß keine Einwendungen halfen. Im Grunde wußte auch Julie nicht recht, warum es der sonst so gutmüthigen Annette so schwer werden konnte, sich in ihres Vaters Willen zu fügen, zumal da es darauf ankam, den leidenden Verwandten ein wenig zu pflegen und zu zerstreuen. Sie kannte freilich nicht die genaueren Umstände von Karls und Annettens früherer Bekanntschaft, die es dieser jetzt so schwer machte, sich ihm zu nähern.

Sie hatten sich das erste Mal in dem Alter gesehen, wo das Kind nicht mehr Kind, und doch noch nichts Anderes als Kind ist, wo die Seele die ersten Ahnungen der Liebe fühlt; in dem Alter, wo die Meisten, welche nur etwas Freiheit haben, auch einen Gegenstand ihrer Neigung finden, der nicht blos an ihren Spielen theilnehmen, sondern mit dem sie auch oft so ernsthaft sprechen können, als ob sie älter wären als die Erwachsenen. Karl, der damals auf der Akademie war, brachte einmal die Sommerferien draußen bei seines Vaters Blutsverwandtem und altem Freunde, Commandeur Selström zu;

er war ein hübscher und lebhafter Bursche, der sich gut ausnahm in dem blauen Rock mit goldbesäumtem Kragen und Ankerknöpfen, mit den blaugestreiften Beinkleidern und dem blanken Dolch an der Seite. Annette ging in ihr zwölftes Jahr, und so niedlich wie sie, war selten ein Kind in dem Alter. Ihr Mutter war sehr hübsch gewesen, und Alle versicherten, daß die Tochter ihr leibhaftes Ebenbild sei. Aber im Wesen schien sie ihr eben nicht zu gleichen, denn die kleine Annette war damals so ausgelassen, wie sie nachher stille ward. Ruhig zu sitzen und zu nähen oder zu lesen, war ihre größte Plage. Darin sah der Commandeur aber leibhaftig seine eigne Natur; es that ihm so leid, wenn er sie schelten mußte, und sie hatte deswegen viel mehr Freiheit, als diejenigen es für dienlich erachten, welche es nicht anerkennen, daß die stille Weiblichkeit, wo sie nicht angeboren erscheint, sich am schnellsten entwickelt, wenn man der Wildheit der Natur erlaubt, auf eigne Hand auszurasen. Was Annetten fehlte, war eine gleichalterige Gespielin, aber diesen Mangel mußte ihre Puppe ersetzen, und mit dieser harmonirte sie vortrefflich. Annette war sich zeitig bewußt, wie sie sich langweilte, wenn sie am Tische sitzen und für diese kleine Kleider nähen sollte, und wenn Julie sich nicht der Garderobe angenommen hätte, so würde die kleine Freundin beinahe nackt haben gehen müssen. In ihrer Puppe Gesellschaft im Garten herumzuspringen, oder auf dem Grasplatze im Hofe, den Lämmern nachzulaufen, sie

zu klatschen, dem ungeheuren Treufest zu liebkosen, wenn er sich auf die Hinterbeine stellte, und die Kette mit seinem Halse spannte, das war immer ihre größe Freude gewesen. Da sie in ewiger Bewegung war, rollte das krause, dunkelbraune Haar ihr beständig über das Gesicht, wie ein wallender See, der über seine lächelnden Ufer wogt, und es wollte nicht helfen, wie unermüdlich sie auch die eigensinnigen Locken mit den beiden kleinen Händen zurückstrich.

In den Sommerferien vor nun beinahe sechs Jahren machte sie, wie gesagt, Karl Rosen's Bekanntschaft. Gleich am ersten Abend machten sie auf einander Eindruck, und nach zwei Tagen, als sie zusammen spazierten, am kleinen See in der Abendstunde, kam es zu einer Erklärung zwischen ihnen. Die untergehende Sonne war Zeuge ihrer ersten Geständnisse und gegenseitigen Gelübde. Es sollte jedoch ganz heimlich bleiben, und da Annette im Ganzen genommen wenig unter Aufsicht stand, da der Commandeur jetzt seine Heuerndte zu besorgen hatte, und Julie schon in dem Alter war, daß sie anfing, an der Wirthschaft Vergnügen zu finden, so war keine Entdeckung zu fürchten. Sie befuhren den See rund umher zu Annettens unendlicher Freude — denn da alte Seeleute nicht die Furcht vor diesem Elemente haben wie andere gute Eltern, war ein Boot stets zu ihren Diensten — oder sie spazierten Arm in Arm in dem kleinen Lusthain, und schlenderten beinahe von Morgen bis Abend, denn

Niemand vermißte sie, wenn sie nur zu den bestimmten Zeiten des Essens da waren. In wenigen Tagen war Annette ihrer Puppe ganz entwachsen, welche die ganze Zeit in dem einsamen Tischkasten liegen mußte und die alten Rechte ihrer Freundschaft nie wieder erhielt. Karl besang ihre Liebe und schnitt ihren Namen in die Buchen; sie hielten ihre Liebe für so ewig, als ob nicht einmal der Tod sie trennen könne.

Indeß näherten sich die Ferien ihrem Ende und zwar mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Den vorletzten Abend pflückte Annette die schönste Rose und gab sie ihm mit Thränen in den Augen; er tröstete sie mit seinen Aussichten, Offizier zu werden vielleicht in vier Jahren, und dann den beschwerlichen Zwang abzuwerfen, dem die Akademie ihm jetzt auflege, und bis dahin versprach er, sie so oft zu besuchen, als er Ferien habe. Den nächsten Nachmittag machten sie ihre letzte Wasserfahrt, aber sie lief unglücklich ab. Das Boot schlug bei einer unvorsichtigen Wendung um, zwar so nahe am Lande, daß weder sie noch das Fahrzeug in große Gefahr geriethen, aber der Commandeur, der in der Ferne Karls ungeschicktem Benehmen zugesehen hatte, war außer sich vor Erbitterung und Verachtung gegen den Steuermann, ungeachtet der es doch war, welcher Annetten nach dem Schiffbruch gerettet hatte. Indessen hatte sich seine Hitze gegen Abend ganz gelegt, und beim Abschied bat er Karln, in den Winterferien wieder hinauszukommen zum Weihnachtsfest.

Obgleich die Abreise am nächsten Morgen um sechs Uhr vor sich ging, war Annette doch schon über eine Stunde aufgewesen, und sie hatten noch einen kleinen einsamen Spaziergang gemacht, bis sie sich öffentlich ein kaltes Lebewohl sagten am Wagen. Die ersten Tage nach der Trennung waren sie gegenseitig Einer des Andern einziger Gedanke. Annette konnte Stunden lang an dem See stille sitzen und stricken, Karl war noch mehr zerstreut und unaufgelegt zur Arbeit, als junge Leute sonst nach den Ferien zu sein pflegen. Aber nach der schlimmsten Sommerhitze kommt der Herbst, und dann der Winter; da hatte sich die Luft abgekühlt. Nach und nach riß das wirkliche Leben ihn aus den Träumereien der Hoffnung und Erinnerung, und als endlich die Bälle begannen, wo er oft mit hübschen Mädchen zusammenkam, welche älter und geputzter waren als die bescheidene kleine Annette, da schoß Amor einen ganzen Köcher voll Pfeile gegen sein Herz, und jeder dieser Pfeile, mit Ausnahme des allerersten, hat bekanntlich die Eigenschaft, daß er nicht blos verwundet, sondern auch heilt, indem die neue Wunde eine Arzenei für die ältere ist. Der Winter war verflossen, und hiermit zugleich das Weihnachtsfest, ohne daß er sein Versprechen erfüllt hatte, und nach dieser ersten Treulosigkeit ward es ihm unangenehm, an die Zeit zurückzudenken, die ihm so glücklich vorgekommen war; er bemühte sich, sie aus seiner Erinnerung zu verscheuchen, und es glückte ihm. Eine solche Unbeständig-

keit liegt in der Natur des männlichen Geschlechts, aber mehr oder minder in den verschiedenen Lebensaltern, und in der Regel grade in vorzüglichem Grade bei den Halberwachsenen. Das Kind verliebt sich in ein Kind, aber es kommt ein Alter, das in der Mitte liegt zwischen dem Knaben und dem Erwachsenen, und das, was dieses Lebensalter mit dem darauf folgenden Gemeinschaftliches hat, ist grade das Selbstvertrauen und die Ansprüche. Eine männliche Person in diesen Jahren verliebt sich beinahe immer in ein Mädchen, das etwas älter ist, als er selbst, er will sich durch sie heben, und glaubt sich herabzusetzen, wenn er eine Jüngere oder Gleichalterige liebt, und deshalb muß er seiner früheren Liebe untreu werden.

Mit Annette war es anders: sie war noch ganz Kind, und die Kindheit nicht blos das gelehrigste, sondern auch das vergeßlichste Alter. Bis Weihnachten bildete sie sich ein, daß es die Hoffnung des Wiedersehens sei, womit sie sich tröste, obgleich sie wirklich mit jedem Tage weniger Trost gebrauchte. Da das Weihnachtsfest Karln nicht zurückbrachte und nicht einmal einen Brief von ihm, ging es ihr nahe; noch die nächsten Sommerferien hatte sie schwermüthige Augenblicke. Aber damit war auch jeder Nachhall der Liebe verstummt.

Erst als Eduard seine Verwandtschaft mit des Commandeurs Familie geltend gemacht hatte, und Hausfreund geworden war, erwachten wieder Erinnerungen an Karl bei Annetten; und als Eduard in ein so inniges Ver=

hältniß zu ihr getreten war, freute sie sich, ihn wieder zu sehen. Aber es war eine gewisse stolze und triumphirende Freude, womit sie daran dachte, wie sie die ganze Vergangenheit mit Scherz behandeln und ihn ahnen lassen wolle, daß sie die Sache noch leichter genommen habe als er. Er sollte sich davon überzeugen, indem er sie mit einem Andern glücklich sehe. Und doch, da sie Eduarden oft erzählt hatte von der Hingebung, welche sie für seinen Bruder gehabt habe, da sie damit die Erinnerungen aufgefrischt hatte, die nicht verschwunden waren, denn sie waren in ihrer Seele verschlungen und bezeichneten den Gang ihrer Entwickelung, konnte sie nicht ein Gefühl gekränkten Stolzes unterdrücken, ein Gefühl, das fern von Kummer und Furcht lag, und doch den Keim zu Beidem in sich trug. Und dies Gefühl ward um so stärker, da sie nicht Beredtsamkeit genug hatte, um gegen Eduard es abzuläugnen, daß eine solche kindliche Zuneigung zu den Kindereien gehöre, und keinen eigentlichen Grund aufbringen konnte gegen dessen Behauptung, daß Karl doch ein tiefes Gemüth habe. Da sie nun Karln wiedersah, fand sie sich in dieser Meinung bestärkt; sie glaubte bei ihm einen gewissen Leichtsinn, eine gesuchte Freimüthigkeit und Offenheit zu spüren, die ihr ganz und gar nicht zusagte. Er trat zu ihr hin, als ob er sie gar nicht gekränkt oder betrübt habe; sie hatte sich zwar vorgenommen, es für vergessen zu halten, aber da e r es so ganz vergessen zu haben schien, als ob es ein Traum

gewesen sei, so konnte sie grade es nicht vergessen. Es ist in der That nicht zu läugnen, daß diese Kindheitsverbindungen einen eigenthümlichen Ernst haben, und wenn sie sich nicht auflösen durch eine gemeinschaftliche Uebereinkunft, oder damit, daß die Aelteren eingreifen gleich dem Schicksal, so kann sich auch Untreue in ihnen zeigen. Diese Gedanken traten wohl nur dunkel bei Annetten hervor, aber sie fühlte einen gewissen Unwillen gegen Karl und eine gewisse Beschämung über sich selbst; sie, der es so schon an Dreistigkeit im Leben fehlte, sie fühlte sich nun doppelt verlegen in seiner Nähe. Ihr war beinahe das Weinen nahe, als sie mit ihrem Strickzeug aufstand, um ihrem Vater zu folgen, der mit wahrer Freude Karln sagte, daß er ihm hier Gesellschaft bringe.

„Das ist schön von Ihnen," sagte Karl und streckte seine linke Hand nach Annette aus; „wie soll ich Ihnen dafür danken?"

„Nicht wahr?" antwortete der Commandeur, indem er herzlich Karls Hand drückte, welche er sich dargeboten glaubte. „Aber wären Sie nicht Eduards Bruder, so wäre sie wahrhaftig nicht zu Ihnen gekommen; so sind die Frauenzimmer. Lebt wohl, Kinderchen, ich gehe ins Feld hinaus, das ist jetzt mein Fahrwasser geworden." Und damit ließ er sie allein.

Bei dem Anblick von Annettens feierlicher Miene fing auch Karl an, im Grunde ganz gegen seine Natur, verlegen zu werden. Er wußte nicht recht, wie er zu

ihr sprechen solle, es kam ihm so wunderlich vor, das Verhältniß zu ihr, als ob er sie früher gar nicht gekannt habe, und doch war er darüber mit sich selbst einig, daß er von ihrem eigentlichen Berührungspunkte schweigen müsse.

Die ersten Tage schlichen sich auch langsam hin, ohne daß ihm Annettens Gesellschaft zu großer Zerstreuung gedient hätte. Das Gespräch hatte nicht mehr Leben, als er selbst ihm geben wollte, da sie ihm stets nur mit wenigen Worten Antwort gab, und am meisten machte es ihm Freude, wenn sie still am Fenster saß, so daß er sie recht wie ein schönes Bild betrachten konnte, doch nicht als ein fremdes oder bedeutungsloses; denn sie war das Titelkupfer in dem Roman, der die Geschichte seiner Kindheit behandelte, und sie belebte die Scenen, welche er aus jener verschwundenen Zeit ins Gedächtniß zurückrief. Aber nach und nach verschwand Annettens Furchtsamkeit. Es währte nicht lange, so kam sie selbst zu ihm hin, bot ihm ihre Hülfe an, erkundigte sich nach seinen Wünschen und bemühte sich, diese nach bestem Vermögen zu erfüllen. Aber es entstand bald eine andre Bekümmerniß bei ihr. Mit aller ihrer beredten Anmuth, mit aller wahren Bildung, welche durch Juliens Sorgfalt und ihre eigne sinnige Natur ihr zu Theil geworden war, hatte die Welt nicht die Fähigkeit bei ihr entwickelt, Stoff zu einer Unterhaltung zu finden, die aus tieferen Gefühlen weder hervorgeht, noch darin Nahrung findet.

Und Karl, dem das bewegte Leben schon seine bunte Mannichfaltigkeit gezeigt hatte, wie würde er sich nicht bei ihr langweilen! Sie hatte sich mehrmals bei Julien über diese schwierige Aufgabe beklagt, die ihr Vater ihr vorgelegt hatte, und fleißig alle Gegenstände durchdacht, die, ihrer Meinung nach, etwas Anziehendes für den Kranken haben könnten. Unter diesen war auch Emma Harms auf die Bahn gebracht; sie hatte gesehen, wie eifrig diese Beide auf dem Balle sich mit einander beschäftigt hatten, und nur kürzlich hatte Emma in einem Briefe an sie Rosens erwähnt, als ob dieser Name ein mehr als gewöhnliches Interesse für sie habe. Dieser Gegenstand hatte auch Anklang in Karls Herzen gefunden, und er hörte mit Wohlbehagen die Lobrede an, die Annette auf sie hielt. Indeß war diese Unterhaltung ihr doch mehr lästig als angenehm, und sie freute sich immer, wenn ein Dritter dazukam, selbst wenn es Müller war, der häufig Krankenbesuche machte.

Auch Eduard war nach Verlauf von zwei Tagen wieder da, um den Bruder zu sehen. Er küßte Annetten, und dankte ihr für ihre Sorgfalt; setzte sich dann auf den Rand des Bettes, mit dem Rücken nach dem Fenster gekehrt, zu großer Verwunderung Karls, der geglaubt hatte, daß der Besuch mehr Annetten gelte als ihm. Karl betrachtete sie Beide mit Aufmerksamkeit, und sah, wie Annettens freundliche Augen beständig auf Eduard weilten, wie sie jeder von dessen Bewegungen folgten und

eine gespannte Aufmerksamkeit ausdrückten, so oft er sprach; sie hatte die Hände und das Strickzeug in den Schooß gelegt, und ihre Gedanken waren ganz bei ihm. Endlich stand er auf und ging nach der Thür.

„Gehst du, Eduard?“ fragte sie etwas verwundert.

„Nein, noch nicht,“ antwortete er, „ich will deinen Vater suchen. Warum? Willst du mit mir sprechen?“

„Ja,“ antwortete sie mit wunderlichem Ernste. „Ich will dir Lebewohl sagen.“ Und darauf wandte sie das Gesicht nach dem Fenster, und Karl gab sich vergebens Mühe, den Ausdruck desselben zu sehen.

„Lebwohl, mein Mädchen,“ sagte Eduard etwas verlegen, während er in der offenen Thür stehen blieb, „ich glaubte — — daß du vielleicht mich hinunter begleiten wolltest — Leb' wohl denn!“ Und damit ging er. Annette saß noch einige Minuten mit der Hand unter der Wange; dann stand sie auf und ging hinaus. Bald nachher hörte er sie im Garten zusammen sprechen.

Als Annette den nächsten Tag wieder auf dem Gastzimmer am Fenster saß, fing er an: „Sie haben schon früher einmal in meinem Leben in diesem Zimmer an meinem Bette gestanden, und, erinnere ich mich recht, so war es dasselbe Bette, worin ich nun wieder krank liege.“

„Hab' ich das?“ antwortete Annette und suchte nach Etwas im Fenstergesims, damit ihr Gesicht nicht verrathe, daß auch sie sich daran erinnere.

„Erinnern Sie sich noch, wie ich ein Grasritter wurde, dort unten im Park, und mit dem Knie auf einen Weidenknorren schlug, und Sie einen Arzt haben wollten, der mich verbände?“

„Richtig! Sie ritten ein Pferd in die Schwemme, ich erinnere mich deutlich, wie erschreckt ich war, als es sich bäumte.“

„Ja, Sie weinten.“

„Weinte ich? Dessen erinnere ich mich nicht.“

„Aber ich desto besser. Ich war so froh, als Sie bei meinem Bett saßen, und mir aus Hugo von Rheinberg vorlasen. Man konnte gewiß nicht mit mehr Vergnügen krank sein, als ich es war.“

„Damals waren wir Kinder, es war eine liebliche Zeit. O, ich tauschte gern und würde wieder Kind. Und Sie wohl auch. Damals konnten Sie sich darüber freuen, krank zu sein — aber jetzt ist es das Gegentheil,“ sagte sie halbleise.

„Freilich, wie sollte ich mir die Zeit nicht zurückwünschen? Aber Sie, weiß ich doch, kann das Alter nicht drücken. Werden Sie erst so alt, wie ich bin.“

„Gott bewahre!“ sagte Annette, froh, daß das Gespräch eine andre Richtung genommen hatte; „drei Jahre älter, das ist ein fürchterlicher Gedanke!“

„Erinnern Sie sich noch, wie alt ich bin? Daran haben Sie doch gewiß lange nicht gedacht.“ Annette ging in ein Seitengemach, um einen Schemel zu holen,

und um nicht zu antworten. „Es ist nun wohl sechs Jahre her,“ fuhr er fort, „oder ist es nicht einmal so lange?“

Annette warf einen verlegnen Blick auf den hartnäckigen Frager. Sie sah, daß er lächelte, und konnte nicht umhin, auch zu lächeln. „Ich erinnere mich recht wohl,“ sagte sie plötzlich in spaßendem vorwurfsvollen Ton, „schweigen Sie nur, ich war sehr böse auf Sie.“

„Das war nicht mehr als Ihre Schuldigkeit, sonst hätten Sie mich nicht geliebt.“ Er schwieg einen Augenblick, und freute sich, sie zum Erröthen gebracht zu haben. „Sind Sie noch böse auf mich?“ fragte er.

„Nein, trösten Sie sich, ich bin nicht böse auf Sie gewesen in den letzten fünf Jahren.“

„Das thut mir herzlich leid.“

„Thut es Ihnen leid, daß ich nicht böse auf Sie bin?“

„Freilich, Sie müssen durchaus böse auf mich sein.“

„Nein, nein, es ist nun schon so lange her. Und überdies muß ich ja Ihres Bruders wegen etwas Uebriges für Sie thun. Sie sollen sicherlich bei mir nicht die Geneigtheit vermissen, welche unsre Familienverhältnisse Sie zu fordern berechtigen können.“ Annette fühlte sich erleichtert, als Sie ihm deutlich erklärt hatte, welchen Platz er in ihrem Herzen einnehme.

„Gott im Himmel, Sie versprechen nicht viel,“ sagte Karl mit einem lauten Seufzer. „Hatten Sie mich wirklich so bald vergessen? So lange währt die ewige

Liebe! Ich glaube, daß eine Ewigkeitsblume auf der Wiese nicht so schnell verwelkt. Vergaßen Sie auch, daß ich uns Beide beinahe ertränkt hätte draußen im See? Dann wären wir doch zusammen gestorben und hätten einander nicht vergessen."

„Das schwebt mir vor, als wenn es gestern geschehen wäre," sagte Annette, die selbst aufgeräumt wurde bei der Erinnerung an die fröhlichen Kindheitsereignisse. „Und das ist wahr, ich verdanke Ihnen ja mein Leben. Hab' ich Ihnen dafür gedankt? Ich glaubte wirklich, daß es mit uns Beiden aus sei. Und erinnern Sie sich, nachher, als wir fadennaß uns hinaufschlichen durch den dunkeln Nußgang, um uns umzukleiden, ehe Jemand es merkte; ich wußte nicht, ob ich lachen sollte, oder noch angst sein, oder mich schämen, als Julie uns sah. Erinnern Sie sich, was sie für ein erschrockenes Gesicht machte, und doch vergaß sie nicht, mich auszuschelten wegen meines neuen, blaugestreiften Kleides. Mein Gott! Wie Vater erbittert auf Sie war, weil Sie doch wohl hätten verstehen sollen, ein kleines Seegelboot zu lenken, er hat oft Ihre Steuermannskunst bedauert."

„Wissen Sie, wie wir umschlugen?" fragte Karl. „Ich kann gottlob ein Boot steuern so gut wie Einer. Aber deswegen kann ich auch umsegeln, wenn ich will. Ich *wollte* Ihnen das Leben retten."

„Ja gewiß, es geschah mit Willen, daß Sie das thaten," sagte Annette und sah mit einem zweifelnden

Lächeln von ihrer Arbeit auf. „Das ist wenigstens für Sie die ehrenvollste Erklärung.“

„So wahr ich Sie höher liebte als mich selbst, es war mein voller Vorsatz, als wir ins Boot stiegen, und Sie sollten mir Ihre Rettung verdanken. Sie wissen nicht, wie wenig man das Element fürchtet, wenn man erst gelernt hat, es zu beherrschen.“

„So waren Sie doch auch ein fürchterlicher Mensch,“ sagte Annette. „Hatten Sie nicht von dem König gelesen, der seinen treuen Hofnarren auf den Richtplatz führen ließ, blos um ihn begnadigen zu können; aber der Narr starb vor Angst.“

„Ja, aber das war auch ein Narr. Wurden Sie denn wirklich so bange, Annette? Das war ja beinahe närrisch von Ihnen. Ich wollte ja der Meermann sein, der seine Agnete aus dem Grunde des Meers heraufholte in seinen Armen. Es war nicht meine Schuld, daß Ihr Vater kam und dem Liede ein so prosaisches Ende machte.“

„Er hätte Ihnen wohl obenein danken sollen, und ich stolz auf Sie sein.“

„Das sollten Sie, liebe Agnete! — Erinnern Sie sich nicht, was in dem alten Sange steht?

„Er hielt ihr die Ohren, er hielt ihr den Mund,
So trug er Agneten aus Meeres Grund.“

Ich will Sie nicht anders mehr nennen als Agnete; Annette ist ein langweiliger Name.“

„Wollen Sie mich nennen nach der armen, verlassenen, betrogenen Agnete?" fragte sie.

Vergessen Sie nicht, daß die Kämpferweise vor dem Ende abgebrochen ist; wir können ihr einen Schluß geben, welchen wir wollen."

„Das will ich Ihnen überlassen, ich gebe mich mit so Etwas nicht ab," sagte Annette in gleichgültigem Tone, „ich würde mich auch nur schlecht dazu anstellen. Sagen Sie mir," fuhr sie fort, und ging hin zu ihm, „wie sehen Sie so melancholisch aus! Sie haben gewiß Schmerzen im Arme. Soll ich die Binde etwas lösen, sie ist vielleicht zu fest gebunden."

„Nein, nun habe ich keine Schmerzen, wenn Sie nur fortfahren wollen, mit mir von den alten Zeiten zu sprechen. Gott! Wie Sie da eben den Kopf bewegen, grade wie damals! Warum behielt das krause Haar nicht seine Freiheit? Es kleidete Sie weit besser. Aber ich erinnere mich, wie Sie einmal zu mir sagten: du kannst glauben, Karl, mich verlangt nach der Zeit, wo ich das Haar aufstecken muß. Und da ich Sie fragte, ob Sie auch eitel wären, antworteten Sie: Nein, aber ich kann dich ja kaum sehen vor den Haaren."

„Damals waren wir Kinder und gingen als Verwandte mit einander um," sagte Annette.

„Wie Verwandte! — Ja, vielleicht" — antwortete er langsam und mit Nachdruck. „Wir sagten auch du zu einander" — —

„Und überdies waren Sie ja mein Vetter,“ fuhr Annette fort.

„Ich war Ihr Vetter? Bin ich es denn nicht noch?“

„Ja gewiß, und Sie sind noch mehr, Sie sind — Eduards Bruder,“ antwortete sie mit triumphirendem Lächeln.

„Warum sagen Sie nicht mehr du zu mir?“ fragte Karl.

„Sie vergessen, daß Eduard unsre Verbindung heimlich hält; aber wenn sie öffentlich bekannt gemacht wird“ — —

„Bis dahin wollen wir du zu einander sagen hier draußen, wo es Niemand hört — oder wenn wir allein sind. Annette, versprich mir das!“

Annette hatte ein Nein auf ihren Lippen. „O ja!“ antwortete sie, wenn Ihnen das Vergnügen macht.“

„Ich hätte dich beinahe gefragt, Annette,“ fing er mit einer dreistern Miene an, „warum Ihr die Verlobung heimlich haltet; ich dachte nicht daran, daß wir Beide auch einmal“ ....

„Still, Karl!“ unterbrach sie ihn. „Ich glaube, daß Sie — daß du,“ verbesserte sie sich selbst, beinahe aus Mitleid, denn er sah in diesem Augenblick so leidend aus. „Ich glaube, daß du meine Gutmüthigkeit auf die Probe stellen willst. Du solltest am wenigsten eine Zeit berühren“ ....

„Warum nicht? Du bist ja nicht böse auf mich, sagtest du. Erinnerst du dich, wie wir es verstanden, Alles vor deinem Vater und vor Julien zu verheimlichen? Erinnerst du dich, wie ernsthaft ich mein Compliment vor Euch Allen machte nach dem Abendbrod — und erinnerst du dich, zehn Minuten nachher, auf der Küchentreppe, wo ich dich küßte, wo ich dich in meinen Armen drückte" ....

„Das ist nicht wahr," sagte sie halbleise.

„Nicht wahr, Annette? Hast du nicht zweimal deinen Aermel zerrissen an dem Heft von meinem Dolch? Hast du nicht" ....

„Karl! Soll ich Ihnen verbieten, diese Zeit zu nennen? Oder — ich werde gehen." Sie wendete sich um.

„Annette!" rief er bittend, „bleib! Ich will nicht mehr davon sprechen. Ich habe ja nun Alles gesagt. Höre nur noch ein einziges Wort und geh dann, im Fall du das Herz hast, mich hier vor Langweile umkommen zu lassen. Nur Eine Frage," fuhr er lächelnd fort, da sie zurückkam. „Sag mir aufrichtig, weiß Jemand das, wovon wir, oder wovon ich jetzt sprach?"

„Ja, Eduard weiß es."

„Ja, es ist wahr, — Ihr Verlobter."

„Aber Julien habe ich erst neulich davon erzählt," fuhr Annette fort.

„So erinnertest du dich neulich daran?" fragte er lächelnd. „Es war auch ein schöner — ein glücklicher

Sommer. Mir däucht, als ob ich seit der Zeit so einsam gewesen bin, trotz allem meinem Umhertreiben unter fremden Menschen. Es ist auch zu verwundern, daß ich nicht früher wieder hergekommen bin; aber nun wollen wir uns auch über das Vergangene freuen, als ob es noch gegenwärtig wäre. Man hat keine lieberen Erinnerungen als aus seinen unschuldigen Jahren, und soll die Wirklichkeit eben so reizend sein, so muß man wieder Kind werden. Bist du nicht noch Kind, Agnete? Könntest du nicht noch einmal herzhaft weinen, wie damals, als ich die Schlange todtschlug, die dich im Grase beim Lusthause in Schrecken setzte?"

„Damals sagtest du, daß es kindisch von mir war."

„Damals," antwortete Karl, und sah tief in ihre großen, dunkelblauen Augen, „damals war ich nicht so sehr Kind, wie ich es in diesem Augenblick bin."

Alle diese Erinnerungen stürmten auf Annetten mit unbekannter Kraft ein. Sie bemächtigten sich in einzelnen Augenblicken ihrer völlig, und in diesen tauchte der kindliche Freisinn auf in ihrer stillen, verschlossenen Natur, und Karl erstaunte, grade während eines solchen Gespräches mehrmals aufblitzende Züge des zwölfjährigen Kindes zu finden. In ihrer Natur lag ein Drang, in Freundschaft und Vertraulichkeit mit allen ihren Umgebungen zu leben; deshalb freute sie sich herzlich über das freundliche Verhältniß, das diese Erinnerungen zwischen ihr und Karl hervorbrachten. Während ihrer Trennung von einander

hatte sie, wie gesagt, sich eine Vorstellung von ihm gebildet, der zufolge seine Persönlichkeit ihr durchaus nicht zusagen konnte, und sie hatte gefürchtet, daß das frühere Verständniß beitragen würde, sie in ein noch gespannteres Verhältniß zu Eduards Bruder zu bringen. Diese Besorgniß war nun ganz verschwunden, ja ihre Verlobung mit Eduard ward ihr grade dadurch lieber, weil sie Karln dadurch näher trat. Die Gelegenheit, welche der Zufall darbot, mit ihm schnell vertraulich zu werden, ergriff sie mit Freude, indem sie es zugleich bereute, ihn bisher verkannt zu haben, und suchte ihr Unrecht wieder gut zu machen durch verdoppelte Aufmerksamkeit für alle seine Wünsche. Aber sie bemerkte nicht, wie viel Vergnügen es ihr machte, diese Verpflichtungen gegen ihn zu erfüllen. Karl freute sich schon Abends auf den nächsten Vormittag, wo er sie wiedersehen würde. In seiner Einsamkeit gab es wohl Augenblicke, in welchen ihm beinahe bang werden konnte, daß es ihm nicht genügen werde, Annetten zur Freundin zu haben, und wenn das reizende Mädchen vor ihm stand, fesselte sie ihn so ganz, daß er es fast vergaß, daß sie einem Andern angehörte. Geschah es nun, daß Annette in ihrer Sorglosigkeit ihn daran erinnerte, so ging ein peinliches Gefühl durch seine Seele und verdüsterte sein Auge. Wenn sie dann glaubte, daß es der Arm sei, der ihn schmerze, und so unsäglich hold ihn zu trösten und aufzumuntern suchte, so mußte seine trübe Wehmuth der Freude weichen, die ihr Wohlwollen

ihm verursachte, sowie die Furcht, welche er fühlte, auf die entfernteste Weise ihre Ruhe zu stören. Aber das Gefühl, das in seiner Seele herrschte, war das innere Wohlbehagen, das keines Eigennutzes sich bewußt ist: wenn sie gegenwärtig war, eine belebende Freude, in welche er sie oft selbst hineinzog, und ein stilles Glück, an sie zu denken, wenn sie abwesend war.

„Ich bin böse auf dich gewesen, Annette," sagte er eines Tags, als sie erst gegen Mittag zu ihm kam; „so viele Stunden mich hier allein liegen zu lassen!"

„Ich werde den ganzen Nachmittag bei dir bleiben, aber ich habe Julien Vormittag helfen müssen. Ist Vater nicht hier gewesen?"

„Ja, aber du nicht. Ich habe mich recht nach dir gesehnt, Agnetchen! Komm und setz' dich nieder, ich habe dir so viel zu erzählen.

„Erzähle nur," sagte Annette und rückte ihren Stuhl ganz dicht neben sein Bett. Sie lächelte, da er versicherte, daß er nun Alles vergessen habe, was er ihr sagen wollte. Er nahm ihre Hand, und sie lachten über einander; indem aber stand sie auf. „Laß mich nun los," sagte sie, „damit ich wenigstens meine Arbeit holen kann."

„Willst du mir wirklich nicht Gesellschaft leisten, ohne mich mit dem ewigen Fleiß zu langweilen? Ihr Frauenzimmer versteht euch schlecht darauf, das Glück der Faulheit zu genießen. Und was schafft Ihr dennoch mit aller Eurer unermüdlichen Geschäftigkeit? Ihr seid wie die

Vögel unter dem Himmel, die weder säen, noch erndten, noch in die Scheunen sammeln.“

„Und was thust du denn von allem dem?“ sagte sie. „Du führst Krieg. Ja, das ist allerdings Etwas, worauf du dir Etwas einbilden kannst!“

Karl ward nachdenklich. „Möchte mir es gut werden, Annette, mein Leben dem Vaterlande opfern zu können! Was soll ich damit? Und wofür leben wir, als um zu sterben?“

„Schweig still, Karl, das sind gottlose Reden. Ich würde bange um dich, wenn ich glaubte, daß du es so meintest.“

„Ich spreche aus dem Innersten meiner Seele. Wofür soll ich leben?“

„Du sollst leben für dich und für Andre.“

„Das hast du gelernt, als du in die Schule gingst. Lehre mich nun wieder, was ich im Leben vergessen habe. Es ist wahr, ich lebe für Euch Alle. Auch für dich, Agnete?“

„Ja, auch für mich.“

„So will ich leben. Für dich, Annette, lebe ich, und für das Meer, und für den Sturm. Es ist hübsch zu leben. — Warum hast mich in der Einsamkeit liegen und schwermüthig werden lassen?“

„Du bist krank, Karl; so habe ich dich noch nicht gesehen,“ sagte Annette theilnehmend; aber sie hatte schon die dunkelen Schatten von seiner Stirn verjagt. „Laß

mich deinen Puls fühlen," fuhr sie fort, während Scherz und Ernst in ihrem Gesichte kämpften. „Pfui, was ist das für ein Brandzeichen, das du am Arme hast?"

„Es ist ein Name," antwortete Karl.

„Das häßliche Pulver! Das sieht ja aus, als wenn du Matrose wärest. Was sind das für Buchstaben? B S — was soll das bedeuten?"

„Das ist der Name meiner Liebsten," antwortete er lachend.

„Deiner Liebsten?" fragte Annette verwundert; „wer ist das?"

„Es ist Niemand, — aber es war — mehr als Einer."

„Pfui, Karl, das hätte ich nicht von dir geglaubt. Sag mir doch, wer es ist."

„Ja, es ist wahr," fuhr er fort, „ich habe doch noch Eine, die ich meine Liebste nenne, die Einzige, welche mir treu geblieben ist. Ihren Namen trag' ich. Es ist die blaue See."

„Du lügst, Karl," sagte sie, da sie ihn lachen sah. „Du willst es mir nicht sagen."

„Es ist nicht der Rede werth, ich habe sie längst vergessen." Indem ging die Thür auf, und Julie kam herein und rief Annetten zum Mittagsessen. Nach Tische kam Annette wieder hinauf mit ihrer Arbeit, und die Unterredung war den ganzen Nachmittag so lebhaft wie nie. Jeder von ihnen trug sein Scherflein bei, um

zurückzurufen und durchzugehen selbst die unbedeutendsten Begebenheiten der frühern Zeit. Aber die alten Erinnerungen, die so lange geschlummert hatten, weckten unvermerkt die alten Gefühle aus ihrem Schlummer; sie erwachten mit Heftigkeit in Karls leidenschaftlicher Seele.

Daß Kinder in dem Alter, wo sie des Lebens Ernst zu fühlen anfangen, einander aufrichtig lieben, als Mann und Weib, und den holden Traum träumen, daß sie nur für einander leben und in der Zukunft leben wollen, ist schön und erfreulich, wenn es keine anderen Folgen hat, als daß die Seele früh beflügelt wird für die heiligen Räume der Poesie, für welche es doch sonst nicht Auge noch Ohr giebt, als in der Kindheit, wo das junge Herz noch für eine tiefe Mahnung empfänglich ist, mit aller seiner Kraft sich auszudehnen über der Eigenliebe beschränkte Grenzen. Aber wie es eine Regel mit wenigen Ausnahmen ist, daß die Bande, welche so frühzeitig geknüpft werden, brechen müssen, ehe das ernstere Alter sie härten kann; daß die theuersten Jugendverbindungen sich doch mit Trennung endigen, so wird auch nach dieser Trennung kaum ein nagendes Gefühl ausbleiben, daß man Etwas weggegeben, das man nun schmerzlich vermißte, und Etwas empfangen hatte, das man nun mit Unrecht besaß; ja man steht noch immer in Gefahr, daß die gegenwärtige Unsicherheit, welche diesen Zustand begleitet, einmal suchen wird sich ins Gleichgewicht zu setzen, wenn das Leben wieder vereint, was es trennte, und

daß man dann nicht im Stande sein wird, die schuldige Achtung dem Verhältnisse zu erweisen, in welches man später eingetreten ist, weil das alte Verhältniß nun siegreich und schonungslos aus den älteren und tieferen Wurzeln hervorschießt. Karl sah Annetten in dem Alter wieder, in welchem beinahe jedes Mädchen etwas Einnehmendes hat, und Annette hatte dies um so mehr, weil das jungfräuliche Alter nicht die Macht war, der sie dies vorzugsweise verdankte. Die alten Forderungen und Verpflichtungen erwachten, ehe sie selbst es ahnete, und je lebhafter er jetzt, im Verein mit ihr, alle die halberblichenen Erinnerungen auffrischte und die idyllischen Bilder, welche die Zeit verwischt hatte, gleichsam erneuerte, je tiefer er sich in den Zustand hineinlebte, der ihm vor die Augen trat, desto mehr vergaß er die langen Jahre, welche zwischen ihm und dem glücklichen Cadet lagen. Es war ihm, wie wenn man vor einer ausgedehnten Gegend steht, das Auge fest auf einen einzigen Punkt in der Ferne gerichtet: was dazwischen liegt, ist eine einförmige Fläche, wo das Auge keine Ruhe finden kann, und je mehr man hinstarrt, desto mehr scheint das entfernte Ziel sich zu nähern. So ging es auch Karln. Er liebte Annetten wieder wie damals, und es däuchte ihm, daß ihre Augen sich wieder mit demselben Blicke begegneten wie vor sechs Jahren. Sein einziger Kummer war der Zweifel, ob nicht Annettens Verhältniß zu ihm minder aus wirklichem Wohlwollen entsprang, als es eine gezwungene Entgeg=

nung seiner stürmischen Aufforderungen war, vielleicht verstärkt durch Mitleid mit seinen augenblicklichen körperlichen Leiden. Bisweilen ängstigte dieser Zweifel ihn, wenn er allein war, und er wußte dann immer das Eine und das Andre in ihrem Benehmen zu finden, das ihm dies wahrscheinlich machte; zu anderen Zeiten war es ihm unmöglich, daran zu zweifeln, daß er auch auf sie Eindruck gemacht habe. Und er hatte auch mit jedem Tage weniger Grund, sich zu ängstigen.

Es waren glückliche Stunden, die sie zusammen zubrachten. An die Verbindung mit Eduard dachte Keins von ihnen, denn sie dachten ja nicht einmal an ihre eigene Vereinigung. Sie lebten immer mehr blos in der Gegenwart, und vergaßen Vergangenheit und Zukunft; sie fühlten die Seligkeit, welche das Herz fühlt, wenn die Liebe der ganzen sie umgebenden Welt ihr Leben mittheilt, wenn Alles lebendig und bedeutungsvoll wird, wie es dem Auge des Kindes und des Dichters ist; denn Eros hat nicht minder als die Muse der Dichtkunst eine Zaubersalbe, womit er das Auge klar macht, so daß die Geister des Himmels und der Erde sich den Liebenden offenbaren.

Karls Jugend und Gesundheit hatten ihm schon erlaubt, das Krankenlager zu verlassen. Den ersten Tag, als er aufgestanden war, mußte er in den Garten hinaus mit dem Commandeur, um zu sehen, wie schön Alles während seiner Krankheit geworden war, wie viele Blumen

Karl nahm es in die Hand. „Ach! Admiral Tordenskiolds Leben und Thaten! Was in aller Welt liesest du dies Buch?"

„Ich fand es in Vaters Bücherschrank, ich wollte es für dich mitnehmen."

„Nun kannst du mir erzählen, was ich nicht weiß, so spare ich die Mühe," sagte Karl.

„Du sagtest ja, daß du es auswendig wüßtest."

„Warum wolltest du es mir aber dann bringen?" fragte er lachend. „Und das ist wahr, Annette, ich muß dir doch danken für die schönen Blumen; du weißt nicht, wie sehr du mich damit erfreut hast."

— „Warum sollte es mir denn nicht ein Vergnügen machen, in Tordenskiold zu lesen?" sagte Annette halbleise; „ich habe ja meinen Vater immer so viel von der See und von den Seehelden sprechen hören. Er ist selbst im Kriege gewesen und hat Schiffbruch und viel Uebles auf der See erlitten, und doch hat er mir versichert, daß er nach dem Meer Heimweh fühlt wie nach der Heimat seiner Jugend."

„So ist's mit jedem Seemann, Annette. Habe ich dir nicht auch gesagt, wie gewaltig ich die See liebe?"

„Aber du bist wohl noch nicht in Gefahr darauf gewesen?"

„Was nennst du Gefahr? Es ist stets mein Wunsch gewesen, in den Wellen einmal mein Grab zu finden.

Glaubst du, daß es sich nicht besser ruht im Seegras auf dem Meeresgrunde, als zwischen den engen Brettern?"

„Karl, laß ab so zu sprechen!"

„Agnete, du bist deines Namens nicht würdig. Du weißt nicht, wie frisch die See ist, wenn der Sturmwind zum Tanz aufbläst für die lustigen Wellen, du ahnest nicht, welch ein stolzes Gefühl es ist, dies wilde Element zu zähmen."

„Du solltest mit Ehrfurcht davon reden," sagte Annette im Tone des Vorwurfs. „Denk', wenn du selbst einmal müßtest — — Wenn mir recht ist, erinnere ich mich, daß Eduard einmal meinem Vater erzählte, daß du nahe daran gewesen wärest zu scheitern."

„Ja, das war vor einem Jahre."

„Warum hast du mir das nicht erzählt?"

„Du hast ja nicht danach gefragt," antwortete Karl lachend.

„Erzähl' es mir, — aber mache dich nicht beherzter dabei, als du warst," fügte sie in scherzhaftem Ton hinzu. Karl nahm einen Stuhl und setzte sich ihr grade gegenüber ans Fenster.

„Es war vor einem Jahre im Monat Februar," fing er an, „als ich als Steuermann auf der Brigg Luise diente. Wir hatten die Nordsee passirt, um nach Boston zu gehen, und waren mit schönem, hellem Wetter in den Kanal gekommen, als — es war grade der Zwanzigste Abends — ein so schreckliches Schneegestöber einfiel,

daß wir nicht zehn Faden vor uns hin sehen konnten. Die See ging so hohl, daß wir schlimmes Wetter erwarten mußten. Wie wir uns darauf anschickten, brauche ich dir wohl nicht zu erzählen? — Annette, so antworte mir doch!"

„Nein, nein, das versteh' ich ja doch nicht," antwortete sie ungeduldig. Sie hatte beide Hände in den Schooß gelegt, beugte sich zu ihm hin und betrachtete ihn so aufmerksam, als ob sie durch die Dunkelheit sehen könnte.

„Es kamen auch bald ein paar so gewaltige Windstöße, während einige von den Leuten oben waren, um die Seegel einzuziehen, daß eine Raae vor unseren Augen zusammenbrach und ein Matrose auf das Verdeck niederstürzte. Das Schiffsvolk lief zusammen"...

„Nein, nun will ich nichts mehr hören," unterbrach ihn Annette.

„Du mußt, Annette, du mußt es hören. Das Volk drängte und häufte sich um ihn, aber der andre Steuermann sah wohl, daß keine Zeit zu verlieren war; er sprang hinzu, nahm die Leiche auf, und warf sie über Bord. Ich stand an seiner Seite und hörte sie ins Wasser plumpen — das war sein Begräbniß."

„War er denn todt?" fragte Annette.

„Das hoffe ich; es war keine Zeit, genau danach zu sehen Nun hinauf! rief er, und war selbst der Erste auf dem Mast. Wir Anderen folgten ihm nach.

Es war eine grausam dunkle Nacht, der Wind peitschte uns den Schnee ins Gesicht, die See spülte beständig über das Verdeck, so daß man sich fest halten mußte, um nicht über Bord zu fallen, und wir merkten wohl, daß wir vom Wege abkamen und nicht Cours halten konnten. Es war Nachts Glocke Eins, ich war grade in die Cajüte hinuntergegangen; plötzlich bekamen wir einen so ungeheuren Stoß, daß das Verdeck ganz niedersank in die Stube, und daß ich glaubte, das Schiff sei geborsten. Der Capitain kam heruntergestürzt, sah bleich aus wie eine Leiche, und rief ganz außer sich: „Gott helf' uns! wir sind auf einer Sandbank!" — Ich lief aufs Verdeck, aber in demselben Augenblick kriegten wir noch eins, so daß Alle umstürzten. Ich sah, wie sie aufstanden und dastanden, steif wie die Säulen. Die Passagiere in der Cajüte wollten aufs Verdeck, aber ein alter Matrose schloß die Thür ab und sagte: „Bleibt Ihr nur in der Koje! Gehen wir zuerst zu Grunde, so kommt das Wasser früh genug zu Euch." Du hättest die Ruhe sehen sollen, womit er sprach. Da ward commandirt: Luff! ...."

„Was ist das, Karl?" unterbrach ihn Annette.

„Ach, das ist nur ein Seemanoeuvre — aber eine andre Stimme dicht am Rade rief indem: Nieder! — Der, welcher am Steuerruder stand, gehorchte dem, der ihm am nächsten war, und damit ward das Schiff befreit. Wir bekamen noch einen schwächern Stoß, und waren

dann flott. Wir standen Alle zusammen so stille wie eine Mauer und hielten den Athem an, in gespannter Erwartung, ob wir leben oder sterben sollten, und es währte wohl noch eine Viertelstunde, ehe das Leben völlig zurückkehrte. Ich erinnere mich deutlich, mit welcher wundersamen Liebe ich die Leute betrachtete, als sie nachher hinunterkamen und Branntwein erhielten: es war, als ob sie meine Brüder geworden wären in der Gefahr, die uns Alle bedroht hatte."

Sie schwiegen Beide. Bald darauf sagte Annette, mit einer Stimme, welche die Bewegung verrieth, worein seine Erzählung sie gesetzt und welche die Dunkelheit verborgen hatte: „Sag mir aufrichtig, Karl, warst du nicht fürchterlich ängstlich?"

„Ich war so ruhig, wie ich in diesem Augenblicke bin, du hattest mich ja noch nicht gelehrt, für wen ich leben soll."

„Hör, Karl, willst du mir versprechen, daß — du nicht mehr zur See gehen willst?"

„Du bist ein Kind, Annette. Weißt du denn nicht, daß ich dem Könige diene, um mit seinen Schiffen zu segeln?"

„Das kann dir auch wohl gleichgültig sein; aber du mußt nicht vergessen, daß du deinen Bruder hast, und uns Andre; er kann ja keine ruhige Nacht haben, er muß ja beständig denken, daß vielleicht in diesem Augenblick"...

Indem trat der Commandeur herein mit Licht in der Hand. „Wer sitzt denn da?“ fragte er. „Ah, Karl und — Annette! Was Teufel heißt das mit dir? Du siehst ja aus, als wenn du Gespenster gesehen hättest!“

„Es ist Karl,“ antwortete sie verlegen, „der da sitzt und mich bange macht.“

„Sind Sie es, Karl, der Kachelofensgeschichten erzählt? Ja ja, man muß sich auch mit Etwas die Zeit vertreiben. Die Abende werden Ihnen hier draußen gewiß etwas lang.“ Annette stand auf und ging hinaus, und Karl schwatzte weiter mit dem Alten. — —

Eduard hatte seit jenem Abend, wo der Ball ihn mit Emma zusammen führte, sich viel Mühe gegeben, sie öfter zu treffen, und es war ihm nicht schwer geworden, dies zu erreichen. So lange die Saison noch währte, fehlte er selten Abends im Theater, wo Conferenzrath Harms abonnirt hatte. Er erneuerte seine frühere Bekanntschaft mit Frau Völcker, die eine vermögende Wittwe war und ein großes Haus machte; bei ihr war er nicht selten so glücklich, Emma zu treffen, die noch in der Stadt war. Ein paar schöne Tage im April hatten nämlich den Conferenzrath zu dem Entschluß gebracht,

zeitig auf sein Landgut hinauszuziehen, aber zuerst hatte eine kurze zurückkehrende Kälte und nachher Geschäfte die Ausführung verhindert.

Emma war in einem Kreise erzogen, der es sich recht hatte angelegen sein lassen, Kopenhagens lächerlicher Achtung vor Allem, was einen ausländischen Stempel trägt, zu huldigen. Man hatte deshalb gesucht sich dadurch geltend zu machen, daß man sich halb deutsche, halb englische Sitten aneignete, und das um so mehr, da die Familie Emma's großentheils aus Holstein abstammte. Es lohnt sich wohl im Grunde nicht, den angeerbten Ton aufrecht zu erhalten, wenn man eine fremde Stadt zu seinem Aufenthalt gemacht hat, und es gewährt gewiß mehr Befriedigung, sich der Menge anzuschließen; aber hier in Dänemark ist es oft der Gegenstand eines gewissen Stolzes, nicht dänisch zu sein. Es giebt verschiedene Arten von Aristokraten: Reiche, Adliche, Beamte, Gelehrte; aber die kuriosesten von allen sind die Ausländer, und Niemand wird läugnen, daß es eine solche Classe giebt. Diese Leute sind dem Publicum so wenig hold, wie das Publicum ihnen, und sie charakterisiren sich durch Geringschätzung der Dänen und ihrer Sitten. Der steife und vornehm prosaische Ton, der Emma's Kreise eigen war, sagte ihr nicht zu, und da sie hübsch und talentvoll war, ward sie auch in andere Kreise der eleganten Welt gezogen, und diesen hatte sie ihre freiere Entwickelung zu verdanken. Aber der geselligere Ton, den sie sich erworben hatte,

fand nicht ganz Beifall bei der Familie, und oft mußte sie von den Tanten, und selbst bisweilen von dem Vater Vorwürfe hören über die Freiheit, mit welcher sie zu den jungen Herren sprach; sie sollte wortkarger sein, meinten sie, und Tante Völcker sagte: „Warum sprichst du so viel mit ihnen? Du sollst sie nicht unterhalten; laß sie sprechen und schweige du, dazu bist du hübsch genug." Aber dessenungeachtet war diese Frau so gutmüthig, es nicht übel zu nehmen, wenn Emma ihre Vorschriften nicht befolgte, selbst in ihrem eignen Hause. Das ist jene Philosophie, die die unliebenswürdigsten Geschöpfe unter den jungen Mädchen hervorgebracht hat, und wonach sich die meisten in Emma's Verwandtschaft gebildet hatten. Eine Dame kann schwerlich etwas Beleidigenderes thun, als daß sie für die Unterhaltung den Mund verschließt und mit zerstreuter Miene dasitzt, und es ist ein starker Beweis von der Nachsicht der Herren gegen das schöne Geschlecht, und vielleicht auch von den geschliffenen Sitten unsrer Zeiten, daß die Cavaliere nicht in der Regel ihnen endlich den Rücken kehren.

Emma hatte auch viel hören müssen wegen des unangenehmen Auftritts an jenem Abend, als Eduard sie nach Hause begleitete, besonders da es natürlicherweise in der Stadt nicht unbesprochen blieb, und der Leichtsinn, der dazu Veranlassung gegeben hatte, der fürchterliche Leichtsinn, daß sie eines fremden Herrn Begleitung angenommen hatte, war mit Strenge getadelt worden.

Auch Eduard war nach diesem Vorfalle schlecht bei dem Conferenzrath angeschrieben gewesen, obgleich er sich nachher doch versöhnen ließ durch die Aufmerksamkeit, welche ihm Eduard erwies, wenn sie bei Madame Völcker zusammentrafen; und da er zugleich fühlte, daß er ohne Grund gegen den jungen Mann unhöflich gewesen war, hatte er späterhin gesucht, dies Unrecht zu vergütigen durch Einladung in sein Haus, wo Eduard jedoch nichts weiter als eine ziemlich kalte Höflichkeit erfuhr. Er ward bald für Emma's Anbeter angesehen, und als solcher betrachtete er die Familie mit anderen Augen, als er es sonst wohl gethan haben würde; er war nachsichtig gegen deren Anmaßung, und entwaffnete sie theils durch seine Aufmerksamkeit für sie, sowie denn auch Emma viel beitrug, um ihn aufrecht zu erhalten durch die Achtung, die ihr Verstand ihr verschafft hatte. Auch der Conferenzrath nahm ihn für einen Anbeter seiner Tochter, aber auch in dieser Hinsicht als unbedeutend.

Bei einem der ersten Male, wo Eduard nach erneuerter Bekanntschaft in den Abendgesellschaften der Frau Völcker zugegen war, hatten sich grade viele Leute dort versammelt. Er hatte sich lange mit Emma in einem Seitencabinet unterhalten, und nicht viel zum allgemeinen Gespräche beigetragen, und dies war nicht unbemerkt geblieben. Nachher hatte sich Emma zu den Damen am Divantische gesetzt, und Eduard saß mit seinem Teller in den Händen am Fenster in Gesellschaft mehrerer Herren.

Eine Dame von der Gesellschaft, die Emma'n einen kleinen Verweis von Herzen gönnte, und grade das Abenteuer von jenem Abende hatte erzählen hören, brachte die Rede darauf. Obgleich sie recht gut wußte, daß es Emma betraf, erzählte sie es, ohne sie zu nennen; auf des Herrn Namen konnte sie sich nicht besinnen, kannte auch Eduarden nicht, oder hatte ihn nicht bemerkt. Emma empfing einen Seitenblick von der Erzählerin und begriff ihre Absicht; sie fühlte, daß das Blut ihr in die Wangen stieg, und glaubte, daß dies sowie jener Seitenblick sie schon verrathen habe. Als jene deshalb die Erzählung beendigt hatte und mitten in der Moral war, womit sie sich über die Unbesonnenheiten der jungen Mädchen von Stande aufhielt, beugte sich Emma nach ihr hin, und sagte ruhig: „Frau Heyn, wenn Sie mit Ihrer Erzählung fertig sind, muß ich zur Ergänzung Ihnen die Aufklärung geben, daß die Dame en question ich war.“

„Das thut mir wirklich sehr leid um Sie,“ sagte die Frau etwas verblüfft.

„Davon bin ich überzeugt,“ sagte Emma mit derselben Ruhe wie vorher, „ich kann Ihnen auch versichern, daß es mir ein sehr unangenehmer Vorfall war.“ Es entstand eine kleine Pause.

„Ich bin Ihnen doch die Genugthuung schuldig, liebe Emma,“ fing die Dame wieder an, „zu erklären, daß der Tadel weniger auf Sie fällt. Ich habe nicht

die Ehre, den Cavalier zu kennen, der Sie begleitete, aber ich finde, daß er sich wie ein wahrer Tölpel dabei benommen hat."

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie darin völlig falsch unterrichtet sind."

„Ih du mein Gott!" brach die Frau aus, „so frage ich Sie Alle hier, wie Sie das nennen wollen, eine Dame in solche Unannehmlichkeiten zu führen; — wenn das mir begegnet wäre oder einer meiner Töchter" ....

„Ja, das ist ganz etwas Anderes," antwortete Emma lächelnd, „aber ich lasse mich nicht anderswo hinführen, als wohin ich selbst will." Die Dame schwieg, und sah erbittert auf Emma, die auch schwieg, zufrieden, ihre Gegnerin zum Schweigen gebracht zu haben; aber es war deutlich, wie weh ihr dieser Angriff that. Einen Augenblick nachher führte sie Eduarden zu der Frau: „Darf ich Ihnen Herrn Rosen vorstellen, der so gütig war, mich an jenem Abend zu begleiten, und dem ich so vielen Dank für seinen Schutz schuldig bin. Frau Heyn," fuhr sie fort, sich an Eduard wendend. Die Frau stand auf und verbeugte sich, indem sie sagte: „Ach, sind Sie es, Herr Rosen; es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Um so mehr," fügte Emma hinzu, „da Madame schon so viel Vortheilhaftes über Sie gehört hat."

„Es ist mir sehr schmeichelhaft," sagte Eduard und bückte sich. Emma konnte sich nicht enthalten zu lächeln;

sie hätte sich kaum diesen Scherz erlaubt, wenn ihr Vater nicht in einem andern Zimmer an den Spieltisch gefesselt gewesen wäre.

Ein paar Tage darauf, als Emma Vormittags zu Frau Völcker kam, ward sie mit geheimnißvoller Miene empfangen. „Hör, liebes Emmchen," sagte sie endlich, „es betrifft Herrn Rosen, dessentwegen ich mit dir sprechen muß. Mehrere von der Verwandtschaft haben bemerkt, wie sehr er dir den Hof macht, und daß du das annimmst. Dein Vater hat mich auch gebeten — es ist natürlicherweise Nichts dabei, so lange es Scherz ist; aber weiter muß es nicht kommen."

„Ich verstehe Sie nicht, Tante," antwortete Emma verwundert.

„Es ist doch leicht zu verstehen," fuhr die Tante fort; „rein heraus gesagt, Emma, spiele mit ihm, so lange du willst, aber drei Schritte vom Leibe."

Emma ward blutroth, und ein paar Thränen traten ihr in die Augen. Sie antwortete beleidigt: „Ich habe nicht erwartet, daß Sie in diesem Tone mit mir sprechen würden; ich glaube nicht Ihnen Grund gegeben zu haben, irgend eine unpassende Freiheit zu befürchten" ....

„Nein, liebe Emma, du mißverstehst mich; ich meine blos, daß du nicht an eine ernsthafte Verbindung denken darfst."

„Hat mein Vater Sie gebeten, mir das zu sagen?" fragte Emma.

„Ja gewiß, Emmchen," sagte Frau Völcker scherzend, „du bist doch nicht böse auf mich." Sie küßte Emma, welche bald versöhnt war, und diese mütterlichen Ermahnungen wurden nicht öfter wiederholt.

So verwundert wie Emma geworden war, aus ihrer Tante Mund zu hören, welche Neigung sie bei ihr voraussetzte, eben so wenig ahnete Eduard, aus welchem Gesichtspunkt Emma's Familie sein Betragen ansah. Wenn sie Beide diese eigenthümlichen Ansichten oder vielmehr die Art und Weise erwogen hätten, wie junge Damen und Herren in ihrem Kreise mit einander umgingen, so hätten sie allerdings im voraus diesen Schluß ziehen können; aber keiner von ihnen hatte dies gethan, und am wenigsten Eduard. Emma wußte nun, daß ihr Vater die Ansicht der Familie theilte; aber sie kannte ihn zugleich so gut, daß sie überzeugt war, er werde nicht weitere Notiz davon nehmen, so lange es kein Aufsehen mache; aber wie sehr dieser ihm entgegen war, hatte Eduard bald Gelegenheit zu bemerken. —

Es war indessen eine Veränderung in Eduards häuslicher Lage vorgegangen. Seit dem Ball bei dem Commandeur schien Müller eine gewisse Aufmerksamkeit für ihn zu haben: er suchte öfter seine Gesellschaft, und Eduard belustigte sich immer an den treffenden Bemerkungen, welche seine scharfen Beobachtungen gewöhnlich hervorbrachten, wenn sie allein waren. Einst kam Müller auch zu ihm und sagte, daß, da er noch das Quartier

bewohne, das er in Gemeinschaft mit Otto Frisch gehabt habe, er einen Stellvertreter suche, und bot ihm den leeren Platz an. Eduard nahm den Antrag an und zog bald darauf zu ihm.

Müller war bald aufmerksam darauf geworden, wie häufig Eduard Emma's Familie besuchte, und brachte einmal mit Fleiß das Gespräch darauf. „Ja, mag der Conferenzrath sein, wie er will,“ sagte Müller, „aber das ist wahr, seine Tochter ist ein hübsches Mädchen.“

„Ja, das ist sie,“ antwortete Eduard.

„Das weiß sie aber auch selbst,“ fing Müller wieder an.

„Herr Gott, man kann doch nicht verlangen, daß sie“ — —

„Ja, — ich meine, daß sie etwas kokett ist. Sie legt es darauf an, jeden Herrn einzunehmen, gleich viel, wie er sein mag.“

„Nein, darin thun Sie ihr wirklich Unrecht,“ antwortete Eduard ernsthaft. „Sie beweist grade im Gegentheil die größte Gleichgültigkeit gegen — die allermeisten.“

„Ich bitte um Verzeihung. Na, und dann ist sie auch oberflächlich. Im Grunde ist sie eine Gans.“

„Nun, da haben Sie wahrhaftig noch nicht mit ihr gesprochen,“ brach Eduard aus.

„Verzeihen Sie, Verstand hat sie nicht viel, aber sie deckt diesen Mangel durch eine gewisse Geläufigkeit in der Unterhaltung, und durch ein gut Theil — ich

weiß wirklich keinen passenderen Namen dafür als — Unverschämtheit."

Eduard sprang voll Eifers vom Sopha auf. „Barmherziger Gott, wie ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch — — ein Mädchen, wie —, ja ich kenne wirklich keine, die ich ihr an die Seite setzen könnte!"

Müller betrachtete ihn während dieses Affects aufmerksam, und da Eduard schwieg, sagte er: „Ich glaube übrigens, daß sie von ihrem Bruder Karl sehr eingenommen ist."

„Das ist wohl möglich," antwortete Eduard mit einer verdrießlichen Heftigkeit, „das müßte vom Ball her sein, — sie haben weder vor= noch nachher einander gesehen." Und damit fing er an im Zimmer auf= und nieder zu gehen und zu singen.

Es war zwischen Ostern und Pfingsten, als eine Passionsmusik in der Frauenkirche gegeben ward, und Eduard war mit dem Doctor Müller dahin gegangen. Er hatte während des Concerts schon längst Emma und ihren Vater bemerkt, aber er saß so entfernt von ihnen, daß er nicht hinkommen konnte. Doch fesselte sie beständig seine Augen, und Müller, der die Richtung bemerkte, entdeckte bald den Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit so ganz von der Musik abzog. Die letzten Akkorde waren in den hohen Gewölben verhallt, und das Publicum strömte hinaus. Eduard bemühte sich, dem Orte nahe zu kommen, der so lange das Ziel seiner

Blicke gewesen war, und Müller folgte ihm; aber er hatte es noch nicht erreicht, als er den Conferenzrath und seine Tochter am Ausgange verschwinden sah. Er eilte ihnen nach, aber als er in den Säulengang kam, sah er, wie der Regen vom Himmel herabströmte. Es war ein Getümmel von Menschen und Wagen, man konnte vor Regenschirmen und Damenhüten nicht vor sich hinsehen. Er wandte sich wieder um, und entdeckte nun innerhalb der Kirche gleich an der Thür Emma und ihren Vater im Gespräch mit einigen Herren und Damen; rund umher stand eine Menge geputzter Leute, welche auf ihre Wagen oder auf besseres Wetter warteten. Eduard grüßte den Conferenzrath und seine Gesellschaft.

„Sie haben schon einmal heute Abend," sagte Emma, „mir die Ehre erwiesen, mir über die Füße zu laufen, da Sie sich eben vorher so anstrengten, hinauszukommen."

„Ich bitte sehr um Verzeihung," antwortete Eduard, „da hab' ich Sie wahrlich nicht gesehen."

„Die Dame, der Sie nachfolgten, ist nun vermuthlich fort, da man die Ehre hat, mit Ihnen zu sprechen?"

„Nein, grade im Gegentheil," antwortete er lachend, „jetzt erst bin ich so glücklich gewesen, sie zu treffen."

„Mir frieren die Füße bitterlich auf diesem Steinboden," fing sie wieder an, indem sie mit den kleinen Füßen stampfte. „Ach, Herr Rosen, wollten Sie nicht zusehen, ob der Wagen da ist?" Eduard drängte sich so schnell durch, wie es nur die Menschenmasse erlaubte,

und kam bald mit der Nachricht zurück, daß er an der Treppe halte. Indem er Emma'n den Arm bot, trat der Conferenzrath ihm in den Weg, und gab seiner Tochter den Arm, indem er sagte! „Mit Erlaubniß, Emma!“ — Eduard ging auf die andere Seite, und indem sie hinaustraten, sagte sie ganz laut zu ihm: „Sie fahren vielleicht mit uns zurück?“ Er sah es dem Conferenzrath an, daß er es gehört hatte, und dankte. Aber da er den Kutschenschlag geöffnet und Emma hineingeholfen hatte, kroch ihr der Vater nach und schloß die Thür, indem er Eduarden gravitätisch durch das Fenster grüßte, und der Wagen rollte davon. Der Erste, den Eduard nach dieser Ueberraschung bemerkte, war Müller, der ihm auf die Schulter schlug und mit einem ironischen Lächeln, welches verrieth, daß er von Allem Zeuge gewesen war, fragte: „Werden wir nun gehen?“ —

— Während Geschäfte um des Conferenzraths Haus Eduarden in der Stadt fesselten, hielt sich Karl noch fortwährend bei dem Commandeur als Genesender auf, obschon ihm sein Arm weiter nichts mehr zu schaffen machte, als daß er ihn in einem schwarzen seidnen Bande trug. Er ging in der Gegend herum, und sah, wie Feld und Wald sich zum Sommerleben verjüngte, und wenn Annette an seiner Seite ging, war ihm der Frühling doppelt schön. „Sieh, die lichte Buchenlaube, die sich ihrer Jugend schämt, wie das junge Mädchen, wenn sie zum ersten Mal in die Welt treten soll. Wie schön

die Buche in ihrer Sommertracht ist, womit die Natur sie stets aufs Neue bekleidet, nachdem die Herbststürme sie ihr geraubt haben, damit sie die Winterkälte fühle und ihre Jugend begreifen lerne. Der Frühling ist die Zeit der Freude. — Du seufzest, Annette?"

„Möchten alle Menschen so froh sein, wie ich es in diesem Augenblick bin; und doch stehen mir Thränen in den Augen, und ich weinte, wenn ich allein wäre."

„Weinst du? — Du kannst nicht glauben, wie ich mich sehne, eine kindliche Thräne wiederzusehen, die Freude habe ich in Jahr und Tag nicht gehabt. Wenn du mir versprechen willst zu weinen, so will ich weggehn. Leb wohl, Annette! Rufe mich, wenn ich wiederkommen soll."

„Du bist ein Narr, Karl, und bist es immer gewesen."

„Möchte ich es doch immer sein dürfen, ich bin es lange nicht so oft, wie ich wünsche. Du solltest mich nur unter gesetzten, vernünftigen Leuten sehen."

„Unter vernünftigen Leuten? Wozu rechnest du mich denn? Bin ich vielleicht auch ein Narr?"

„Nein, du bist ein verständiges Mädchen, und bist es immer gewesen."

„Pfui, schäme dich! Das meinst du nicht so. Komm, laß uns schnell über den Fahrweg, ehe der Wagen kommt; aber nimm deinen Arm in Acht."

„Sieh dich um, Annette! Sieh die Sonne in einer

Staubwolke, wie sie in lichten Säulen durch das Laub schießt? Ist das nicht schön?

„Es ist unbeschreiblich schön, und wohin man sich wendet — Sieh einmal dort, wie die weißen Schornsteine über den Hain hinübergucken, als ob sie neugierig wären zu sehen, wo wir hinwollen.“

„Laß uns dort in den Weg gehen, hier können sie uns nicht sehen. Heute kann man recht gemächlich gehen, es ist so milde Luft.“

„Aber was glaubst du, daß die Glocke ist, Karl?“

„Nach der Sonne muß es etwa sechs Uhr sein.“

„Kannst du mich nicht lehren, das an der Sonne zu sehen?“

Karl hielt ihr einen kleinen Vortrag über die Zeitberechnung und machte dann eine Probe, ob sie es gefaßt habe. „Was ist die Glocke nun?“ fragte er.

„Etwas über sechs Uhr.“

„Ganz richtig. Wir gingen um vier Uhr aus, kannst du mir nun sagen, wie lange wir spaziert haben? Du mußt aber ernsthaft sein.“

„Zwei Stunden.“

„Ja, man sollte es kaum glauben, wenn man nicht selbst dabei gewesen wäre. Gott bewahre! Zwei Stunden! So müssen wir ja bald umkehren.“

„Sieh, da steht noch eins von meinen lieben kleinen Veilchen; das ist das allerletzte, das ich dies Jahr gesehen habe.“

„Daran zweifle ich nicht. Das könntest du eben so gut von dem ersten sagen, das du sahest. Verehr' es mir, ich halte so viel von Veilchen."

„Nein, du hast mich zum Narren. Es gleicht deiner Uniform, Karl."

„Es gleicht deinem Auge, Agnete, das so blau ist wie das Meer und das Veilchen, und verschämt, wie dies."

Annette hörte nicht, was Karl sagte, sie ward flammend roth und sah sich ängstlich um, als Karl in einen Nebenweg einbog, wo eine Bauerhütte lag und eine Gitterthür war mit einem Steg für Fußgänger. „Was wollen wir hier?" sagte sie und schielte hinein durch die offene Thür. Ein kleiner blondhaariger Bube sprang heraus und nickte ihnen freundlich zu, indem er den bellenden Dachshund wegjagte und die Gitterthür rücklings öffnete.

„Ist deine Mutter ausgegangen, Jens?" fragte Karl.

„Ja, sie ist in der Stadt, aber sie kommt bald wieder," antwortete der Junge. Annette sah den Feldweg entlang mit den Händen über den Augen gegen die Sonne. „Wir können wohl etwas rascher zugehn," sagte sie; „kennst du die Leute, die hier wohnen?"

„Ja, ich kenne sie, ich bin mehrmals hier gewesen auf meinen einsamen Wanderungen, und wir haben von dir gesprochen; die Frau hat mir gesagt, wie viel Gutes du ihr gethan hast. Agnete, du brauchst nicht so rasch

davonzugehn, die arme Frau thut dir nichts zu Leide. Wenn sie dir nun dankte und ich hörte es, wäre das so fürchterlich?"

Karl ergriff Annettens Hand, und sie gingen schweigend in tiefen Gedanken. Es war ein reizender Abend, der Wind wiegte sich nur so viel in den Wipfeln der Bäume, daß die tiefe Ruhe umher nicht zur Grabesstille wurde. Sie standen am Ufer des kleinen Sees, wo sie zum ersten Mal mit einander gesprochen hatten. „Hier wollen wir einen Augenblick ausruhen, Agnete, und die Nachtigall im Buchenhain ihre sehnsuchtsvollen Träume singen hören." — Es fing beinah an zu dämmern, als sie den freundlichen Ruheplatz verließen. Sie waren wieder auf der Landstraße und folgten ihm Arm in Arm, die Abendkühle hatte sie in einen hurtigern Schritt gesetzt, den sie beibehielten, denn es war über der Theezeit auf dem Hofe. Als sie um eine Ecke sich drehten, welche der Weg zwischen hohen Hügeln machte, stand ein Mann mit dem Rücken gegen sie gekehrt, und sah auf die Landstraße hin; er wandte sich um, als er die raschen Fußtritte hörte, und Annette machte sich schnell aus Karls Arm los: es war Doctor Müller, der gravitätisch den Hut zog und nach des Patienten Befinden fragte; er bemerkte, daß Annette etwas blaß aussah, und rieth ihnen Beiden, nicht so schnell zu gehen. Karl fragte, ob er auch zum Commandeur wolle; aber er war schon dagewesen und wollte nun einen Freund hier in der Nachbarschaft

besuchen, meinte jedoch, in ein oder zwei Tagen wieder herauszukommen. Damit eilte er davon.

„Warum wurdest du vor ihm so bange?" fragte Karl, da er fort war.

„Es ist etwas Eisiges in seinem Blick," antwortete Annette; „ich glaube, daß ich zu Stein würde, wenn ich ihn lange ansehen müßte."

„So sieh ihn um Gottes Willen nicht an, wenn er wiederkommt. Die Wahrheit zu sagen, bin ich auch froh, daß wir diesen Tag nicht in seiner Gesellschaft zu beschließen brauchen."

Der Commandeur hatte den ganzen Tag viel zu bestellen gehabt und war froh, fertig geworden zu sein, um den Nachmittag bei seiner Familie zubringen zu können. Als er in die Gartenstube kam, vermißte er seine beste Gesellschaft, er sah ungeduldig nach ihnen aus und mußte zuletzt seinen Thee allein mit Julien trinken. Da er eine solche Unordnung in seinem Hause nicht gewohnt war, versetzte es ihn in üble Laune, und da er Karls wegen seine Verdrießlichkeit zu verbergen suchte, als die Spaziergänger endlich eintraten, verstimmte ihn dieser Zwang noch mehr. Julien war nicht wohl zu Muthe. So lange Karl bettlägerig war, hatte sie sich gefreut über Annettens Bereitwilligkeit, den Wunsch des Vaters zu erfüllen und ihn zu zerstreuen; sie hatte sie deshalb mehrmals gelobt und ihr gedankt und nicht geahnt, daß sie

jemals dieses Lob zu bereuen haben würde. Jetzt da Karl geheilt war, fiel es ihr auf, wie gern er die Einsamkeit in Annettens Gesellschaft suchte. Daß Annette so oft ihr Nähzeug weglegte, um mit ihm auszugehen, war leichter zu erklären aus der ihr eigenthümlichen schamhaften Nachgiebigkeit, als dies, daß sie oft bei der Arbeit zerstreut war und verlegen ward, wenn Julie sie allein mit Karln traf, und daß Beide, wenn sie sie zusammen sah, so oft einander mit den Augen suchten und lächelten und sie niederschlugen, wenn sie sich begegneten. Ihrem Vater wagte Julie nicht ihre Befürchtungen zu entdecken; sie war ziemlich gewiß, daß er entweder Alles in den Wind schlagen, oder ihr Vorwürfe machen, oder, wenn er dem Argwohn beipflichtete, das Schlimme durch seine Heftigkeit noch schlimmer machen würde. Sie hoffte, daß die Trennung, welche nahe sein mußte, das Ganze besser ausgleichen würde, und zog es vor, fürs Erste zu schweigen, um so mehr, da es bei ihr noch nicht mehr als dunkle Ahnung war. Annette hatte keine Mutter; Julie fühlte, daß sie ihr Mutterstelle vertreten müsse, und beschloß, sie aufmerksam zu beobachten und sie zu warnen, sobald sich Gelegenheit dazu fände. Diese Betrachtungen hatten sich in ihrer Seele gekreuzt, während man die Ausbleibenden erwartete, und sie war verstimmt. Daß Karl und Annette nach der vertraulichen Wanderung und der letzten unheimlichen Begegnung nicht aufgelegt waren, Leben in die Unterhaltung zu bringen, wird man

leicht begreifen. Deshalb brachte die Familie den Abend ziemlich still zu und trennte sich früher als gewöhnlich.

„Du bist heute nicht wohl,“ sagte Karl, als er am nächsten Vormittag Annetten suchte, um ihr guten Morgen zu sagen, und sie ihn mit einem überaus leidenden Ausdruck begrüßte. „Du hast geweint, und es sind nicht Freudenthränen gewesen. Strengtest du dich nicht gestern zu sehr an?“

„Es ist möglich, ich bin nicht gewohnt, so weit zu gehen.“

„Armes Mädchen, hättest du mir nur ein Wort gesagt, ich hätte dich den ganzen Weg auf meinem Arm getragen; denn dich mitzuhaben hätte ich nicht aufgegeben.“ Er nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihr. „Wenn ich dich nur so liebreich pflegen könnte, wie du mich gepflegt hast. Du solltest dich nicht so sehr bücken, wenn du Kopfweh hast. Lege lieber die Arbeit fort!“

„Es wird schlimmer, wenn ich nicht Etwas vornehme,“ antwortete Annette, ohne von ihrem Nähzeug aufzusehen.

„Wenn du wüßtest, Annette, wie hübsch es dich kleidet, krank zu sein! Ich halte im Ganzen nicht viel von jenen ziegelrothen Backen, die mir wie Zeugen vorkommen, daß mehr Blut als Geist in dem Körper ist.“

„Hast du mit Vatern heute gesprochen?“ fragte Annette mit schwacher Stimme; „ich habe ihn nicht gesehen; ist er aus?“

„Ja," antwortete Karl. „Er fragte nach dir am Theetisch, aber Julie sagte, daß du nicht ganz munter wärst und noch schliefest; darum wollte er dich nicht stören. — Einen so tiefen Seufzer habe ich lange nicht gehört. Wenn unser guter Freund Müller nicht so unbehaglich wäre, so ginge ich gleich hinein und holte ihn heraus."

„Gott bewahre mich vor ihm!" — Als sie lange stille gesessen, und Karl den ernsten Ausdruck ihrer Augen betrachtet hatte, welche sie beständig auf ihre Arbeit heftete, gleichsam als ob sie dadurch sich abhalten wolle, ihn anzusehen, brach er wieder das Schweigen.

„Ich habe dir noch nicht für den reizenden Spaziergang gestern Abend gedankt. Ich genoß ihn wieder recht, als ich auf mein Zimmer gekommen war. Julie war lange auf, noch bis Mitternacht hatte sie Licht. Ich lag im offenen Fenster und sah hinaus durch das leichte Nebelmeer, das träumend in dem blassen Mondschein wogte. Wie lange man doch hinstarren kann nach dem, was nicht zu sehen ist! Wenn die Sonne es beleuchtet, werde ich der Aussicht bald müde. Ich habe auch Verse von uns gemacht; willst du sie lesen?" — Annette sah mit einem schmerzlichen Lächeln auf und erröthete. — „Oder soll ich sie dir vorlesen? Sie sind nur einfach und kurz. Komm, folge mir in Gedanken hinaus durch den Hain bis zu unserm lieben See, Agnete, — und setze dich nieder ins Gras zu mir."

Wie ist es hold, mein junges Leben,
Zu sitzen Hand in Hand,
Hier, wo die Binsen nickend beben,
In Windeshauch an Seees Rand

Senkt sich zum Schlaf im Wiesengrunde
Der Abend hin am Waldessaum,
Zu sitzen still in stiller Stunde,
Mit ihm zu träumen gleichen Traum:

Ein ewig Leben, nicht umfangen
Wie jenseits einst, die irdsche Brust
Ein selges, reich wie das Verlangen
Des Jünglings, rein wie Kindes Lust.

Ach, eine Stunde! Komm, sie spannen
Sich um die Ewigkeit rings um? —
Es ist schon spät — komm, nun von dannen!
Du träumest, Mädchen, du bist stumm! —

Agnete! Den stillen Abend vergess' ich im Leben und im Tode nicht."

Noch einen schmerzlichen, beinahe vorwurfsvollen Blick warf Annette auf Karl, und dann strömten ihre Thränen die Wangen nieder, und sie verbarg ihr Gesicht in den Händen. Karl fuhr auf und stand sprachlos, als ob ein Blitz ihn getroffen hätte. Indem trat Julie herein. Bei dem ersten Blick auf Annette ward sie leichenblaß, aber sie faßte sich schnell, ging zu ihr hin und begleitete sie aus dem Zimmer. Karl ging auf und nieder in düstrer Unthätigkeit. Viele dunkle Ahnungen durchkreuzten sein Gehirn, und er erwartete ungeduldig die Auf=

lösung. Es währte nicht lange, so kam Julie, als ob Nichts vorgefallen wäre, zurück, um Annettens Arbeit vom Nähtisch zu holen. Karl bestürmte sie mit Fragen, aber sie suchte ihn damit zu beruhigen, daß Annette sich den ganzen Tag nicht wohl befunden habe, daß sie sich leicht von Thränen überwältigen lasse, wenn sie in eine schwermüthige Stimmung gerathe, und daß das heftige Weinen schon aufgehört habe. Aber da Karl sie zu sehen wünschte, bat sie ihn, Annetten fürs erste in Ruhe zu lassen. Darauf verließ sie ihn, und Karl ging in den Garten, so ungewiß und unruhig wie vorher.

Nach dem Mittagstisch, als der Commandeur ausgegangen war, blieb Julie bei Karl zurück. „Ich habe mit Ihnen etwas zu sprechen und fühle, daß ich dazu verpflichtet bin," sagte sie; „wenn ich nur wüßte, daß Sie mich nicht mißverstehen werden." Ihre Stimme bebte, obgleich sie erstarkt war in den Leiden des Lebens. „Wissen Sie, daß Annette die Verlobte Ihres Bruders ist?" — Sie schwieg, und es war eine so tiefe Stille, daß man ihr Herz schlagen hören konnte. — „Sie haben nicht wohl gethan gegen Ihren Bruder, und nicht gegen sich selbst und Annette."

Sie schwieg wieder. Karl stierte sie an, als ob er ihre Worte auffangen wollte, ehe sie Laut erhielten; dann brach er aus mit einer Heftigkeit, die Julien das Blut von den Wangen scheuchte: „Gott im Himmel, habe ich es mir nicht hundertmal gesagt, daß ich sie liebe und

sie unglücklich mache, und jetzt, da ich dies aus Ihrem Munde höre, staune ich darüber, als ob es mir nicht im Traum eingefallen wäre. Sie, die so rein ist wie ein Engel des Lichts, sie, welche" ....

„Still! Um Alles in der Welt, dämpfen Sie Ihre Stimme! Ich darf kein Wort mehr sagen, wenn Sie nicht mehr Macht über sich haben. Ist es so weit mit Ihrer Leidenschaft gekommen! Davon hatte ich keine Ahnung."

„Ich bin ruhig," sagte Karl und reichte Julien die Hand; „sagen Sie mir, ob Annette mit Ihnen gesprochen hat?"

„Gestern Abend sprach ich lange mit meiner Schwester. Gott weiß, ich wußte es nicht besser zu machen, aber es wäre besser gewesen, wenn ich erst mit Ihnen gesprochen hätte. Ich durfte nicht länger schweigen, aber ich sagte ihr allzu grade heraus, was ich fürchtete. Das unschuldige Kind! Sie ahnete selbst Nichts, sie ward beinahe bitter gegen mich; aber während wir sprachen, war es, als ob ihr ein Licht aufginge. Es griff sie an. Ich fürchte" ...

„Gott segne Sie, liebste, beste Julie! Hätten Sie mir nur ein Wort gesagt — schon längst! Sahen Sie denn nicht, daß ich ein alberner, verrückter Mensch war, der allein steht in der weiten Welt und sich in das Vertrauen eindrängt? — Was soll ich thun? Soll ich

fort? — Bestimmen Sie es mir, als ob ich ein Kind wäre! Ich werde Ihnen gehorchen."

„Fassen Sie sich, Karl, noch kann Alles ins Gleis kommen. Wenn Sie mich anhören wollen, so will ich Ihnen rathen, will ich Sie bitten: reisen Sie ab — in dieser Stunde. — Sie werden selbst einsehen, daß Sie doch nicht mehr lange bleiben könnten, und in dieser Stimmung können Sie Annetten nicht sehen, das ist unmöglich. Reisen Sie, so lange Sie noch Kraft haben, Ihr eignes Verlangen der Ruhe Annettens zum Opfer zu bringen."

„Das waren bittere Worte, Julie, aber ich danke Ihnen, es war ja nur Wahrheit. Leben Sie wohl!"

„Ich werde Annetten einen Gruß von Ihnen bringen. Auch meinen Vater werd' ich grüßen. Ich werde ihm sagen, daß eine plötzliche Nachricht Sie nach der Stadt gerufen hat."

„Ja, der Himmel weiß, daß es eine plötzliche Nachricht ist, daß ich Annetten bis zur Raserei liebe, und daß ich doch so nahe daran gewesen bin, ihre Seelenruhe zu morden." Er drückte Juliens Hand heftig und ging. Sie sah ihm mit einem unsichern Blick nach, beinah als ob es sie verdroß, daß das Gespräch so ausfiel, wie sie es selbst beabsichtigt hatte. Es kam ihr vor, als ob sie eine große Verantwortung auf sich genommen hätte, und wer sollte ihr helfen, sie zu tragen? — Wo sie Trost

suchte und fand, wird der leicht verstehen, den das Unglück geprüft hat.

Abends war Alles scheinbar in der alten Ordnung. Annette und Julie saßen so schweigsam und ruhig bei ihrer Arbeit, als ob der stille Winter plötzlich zurückgekehrt wäre. Der Commandeur saß auf dem Sopha und las ihnen die Zeitungen vor, ohne grade aufmerksame Zuhörer zu haben. Er legte sie weg, faßte Annetten unter das Kinn und sagte: „Was hast du denn, liebes Annettchen? Du siehst so schlecht aus. Und nun hast du auch deinen Spielkameraden verloren.“ Julie sah Annetten ängstlich an, welche ihrem Vater keine Antwort gab; sie fürchtete einen neuen Ausbruch des unterdrückten Schmerzes und gab dem Gespräche schnell eine andre Wendung. Plötzlich meldete der Hofhund Fremde. Der Commandeur ging hinaus, um zu sehen, wer so spät käme, und die Töchter hätten nicht mehr als gern die Stube verlassen, wenn sie es gewagt hätten. Er kam zurück mit Müller. Dieser wandte sich zuerst an Annetten mit einem Gruß, den er vergessen hatte, ihr den Tag zuvor zu bringen, da er ihr und Karln begegnete; es war ein Gruß von Eduard, daß er einen der ersten Tage herauszukommen hoffe. Julie erschrak eben so sehr für ihre Schwester, wie sie sich wunderte, als Annette ihm dankte, ohne eine Miene zu verändern, und ganz gegen ihre Gewohnheit an dem Gespräch mit ihm theilnahm. Der Commandeur hatte eben vorher die Nachricht von

Karls unerwarteter Reise empfangen und kam plötzlich auf den Einfall, sich für die gewohnte Gesellschaft durch diesen neuen Gast Ersatz zu verschaffen. Müller mußte versprechen, ein paar Tage bei ihnen zu bleiben, und Julie freute sich, daß ihr Vater während der Zeit mit ihm beschäftigt sein würde. Auf Annetten machte seine Nähe eine gleiche Wirkung, wie man sie im Theater bemerken kann, wenn der Vorhang nach einer effectvollen Scene herunterrollt, und der Armleuchter heruntergelassen wird, um die Prosa des Zuschauerplatzes zu beleuchten, wenn Jeder mit seinem Nachbar spricht oder sich unter den Anwesenden umsieht, während das Orchester, statt daß es einen Nachklang der Stimmung geben soll, im Grunde das conversirende Publicum nur stört und beinahe auffordert, die Töne der Instrumente zu übertäuben. —

Indeß war Karl zur Stadt gekommen. Er hatte früher, während seines kurzen Aufenthaltes in der Stadt, bei seinem Bruder gewohnt, aber jetzt war es ihm nicht möglich, zu ihm zu gehen. Er miethete sich in einem Gasthof ein und suchte seine Bekannten auf, welche ihm helfen konnten, je eher je lieber in Thätigkeit zu kommen. In deren Gesellschaft war er munter, beinahe ausgelassen; aber die Anstrengungen, die ihm das kostete, mußte er in der Einsamkeit theuer bezahlen. Vertraute Freunde hatte er gar nicht, wenigstens keinen, dem er vertrauen konnte, was Tag und Nacht seine Gedanken erfüllte, und es ist ein schweres Schicksal, mit sich selbst allein den

alten und doch ewig jungen Streit zwischen Leidenschaft und Besonnenheit auszufechten. Das ganze menschliche Dasein stand vor ihm hingewelkt, wie die Blume im stürmenden Herbst, denn die Lebensquelle im eigenen Herzen war ihm vertrocknet. Die Welt war ihm ein eitles, blendendes Farbenspiel, wie die bunten Bilder einer Laterna magica: wenn das Tageslicht nicht länger zurückgehalten werden kann, verschwinden die trüglichen Erscheinungen. Was nützte ich der Welt, dachte er, wenn ich auch Tag und Nacht arbeitete, ihr zu dienen? — Niemand würde mich vermissen. — Soll ich mir nun die Arbeit ersparen und mich in das Getümmel der Vergnügungen werfen? — Wer nicht sein Leid in der Thätigkeit des Lebens einschläfern kann, findet nirgends Ruhe. — Er rief sich die glücklichen Stunden zurück, wo er krank lag unter Annettens Pflege, als sie seine Freundschaft gewinnen wollte und so bald der Gegenstand seiner Liebe wurde. Und war das zu verwundern? Auch in seiner Abwesenheit war sie ja bei ihm gewesen. Er konnte es nur nicht begreifen, wie er sie so ganz in den Jahren der Trennung vergessen habe, da seine Liebe, gleich den heiligen sieben Schläfern, geschlummert hatte. Jetzt war sie erwacht, um den Märtyrertod zu leiden. Denn wie oft er es auch versucht hatte, seine Ansprüche an Annetten auf eine brüderliche Freundschaft zu beschränken, fühlte er doch jetzt erst in der tiefsten Bedeutung, daß er sie liebe, daß er Nichts sei ohne sie. Oft mußte er in Klagen

ausbrechen über seinen Bruder, den alten, gleichgültigen Liebhaber, der sein und vielleicht auch Annettens Glück als Opfer hinnahm; er wollte sich ihm vertrauen, ihn bitten, ihm drohen — Sich ihm anvertrauen? — Wie war das möglich? Es herrschte ja keine Vertraulichkeit zwischen ihnen, ihre Wege hatten sich getrennt, und eine durchgreifende Verschiedenheit der Charaktere vollendete diese Trennung.

Zwei Tage nachdem Karl zur Stadt gekommen war, trat er Abends zu Eduard hinein, der im Begriff war, sich zurecht zu machen, um auszugehen. „Bist du es, Karl?" brach er aus; „wann bist du in die Stadt gekommen? Du hast gute Tage genug draußen gehabt? — Ist das nicht ein liebenswürdiger Mann, der Alte?"

Karl konnte nicht anders als diese Frage bejahen; er erzählte, wie angenehm er die ganze Zeit sich befunden, wie viel Artigkeit ihm der Commandeur erzeigt habe, und schloß damit, ihn zu fragen, warum er so selten draußen gewesen sei. Eduard entschuldigte sich mit Geschäften. „Es ist Schade," fuhr Eduard fort, daß du nicht länger draußen geblieben bist, nun ziehen Harms morgen hinaus, ich will grade deshalb heute Abend hinausgehen. Ist Emma nicht draußen bei Selström's gewesen?"

„Ich habe sie nicht gesehen," antwortete Karl gleichgültig.

„Sie hat übrigens mehrmals nach dir gefragt, — es scheint wirklich, als ob du ein Plätzchen in ihrem Herzen einnähmest."

„Das ist denn mehr, als sie in meinem hat.“

„Mich dünkt doch, daß du auf dem Balle“...

„Ach, Kinderstreiche! Auf dem Ball! — Dazu ist sie hübsch genug!“

Eduard, der grade vor dem Spiegel stand und sich das Halstuch umband, wandte sich beinahe beleidigt um und sah ihn bei dieser Antwort an, worin er seinen jugendlichen Bruder nicht wiedererkannte. „Warum, zum Henker, bist du denn heute in Uniform?“ fragte er.

„Es ist wahr,“ antwortete Karl, „ich bin hier, um dir Lebewohl zu sagen. Ich komme so eben von der Admiralität, ich habe mich auf einen Amerikaner bedungen und reise morgen oder übermorgen.“

Eduard war sehr verwundert über diesen plötzlichen Entschluß und konnte sich den Grund nicht recht reimen, welchen Karl anführte, daß er es müde sei, zu Hause zu sein. Da er ihn bald darauf stehen sah mit den Armen kreuzweis in einer nachdenkenden Stellung, ging er zu ihm hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte ihn: „Was fehlt dir, Karl? Du bist so feierlich — im Grunde reisest du doch ungern aus deiner Heimath.“

„Meiner Heimath? Wo ist meine Heimath? — Ich reise ab, wie ich gekommen bin. — Ich bin frei, wie der Vogel in der Luft, — das bist du nicht, Eduard.“

„Beneidest du mich?“

„Nein, und noch weniger deine Liebste.“

„Was meinst du damit?“ fragte Eduard betroffen.

„Ich meine, daß du ein leichtsinniger, undankbarer Narr bist, um nicht — etwas Schlimmeres zu sagen.“

Eduard trat einen Schritt zurück. „Bursche!“ rief er, „bist du toll?“

„Und ich beklage den,“ fuhr Karl fort und sah ihm starr in die Augen, „der aufgeopfert werden soll für einen Narren, und wenn sie meine Schwester wäre, statt daß du mein Bruder bist, so sollte...

„Willst du mich mit dem Dolch schrecken, mit dem du da stehst und spielst?“ unterbrach ihn Eduard höhnisch.

„Das brauche ich wohl nicht, aber ich will dich damit peinigen, dir täglich zu sagen“...

„Aber wenn ich dir nun verböte, hierher zu kommen, und in Selström's Haus zu kommen?“

„So reiste ich, wie ich jetzt thue, und verachtete dich, wie ich jetzt thue.“

Karl ging nach der Thüre zu, blieb aber stehen und starrte zum Fenster hinaus. Einen Augenblick darauf wandte er sich um: „Wenn ich nicht wieder zurückkommen sollte, — Eduard, so vergieb mir, ich wollte ja mein Leben darum geben, Euch glücklich zu sehen. — Ich verstehe deinen höhnenden Blick, du meinst, daß mein Leben nicht viel werth ist — das weiß ich. So hab' ich nichts weiter dir zu sagen.“ — Er ging. Eduard sah ihm nach durchs Fenster; es war unverkennbar, daß er mit

seinem Stolze kämpfte, aber er war ihm zu stark. Er ist selbst ein leichtsinniger Narr, dachte er, nun ist er böse, denn er glaubt, daß ich ihn bei Emma ausgestochen habe. Oder womit habe ich ihn erzürnt? Er hat sich wohl gar auch in Annetten vergafft! — Aber das wird sich legen, sobald er auf die Zollbude hinauskommt. Es ist so natürlich — vier Wochen auf dem Lande und ein hübsches Mädchen — sie ist ja auch reizend! — Läßt sich das nicht begreifen? — Sie ist ein allerliebstes Kind! — Oder sollte Annette — aber sie hängt ja an mir — in diesem Augenblick seufzt sie vielleicht nach mir mit Thränen in den Augen! — So frischte er ihr Bild in seinen Gedanken auf, und selten war sie ihm so anziehend vorgekommen wie jetzt. Karls empörende Beleidigungen hatten ihn verhärtet; wohl mußte er sich getroffen fühlen, aber zugleich verkannt, und er wollte sie mit aller Gewalt so ungerecht finden, wie deren Ausbruch unbefugt gewesen war. Er beschloß, gleich morgen früh hinauszureisen; sie sollten nicht wissen, was zwischen ihm und Karl vorgefallen war; jetzt wollte er selbst eine Erklärung fordern. Die Perle, die er zu verlieren so nahe daran gewesen war, wollte er einfassen, so daß die Welt sie sehen und bewundern könnte. — In diesen Gedanken saß er noch, als Müller spät Abends nach Hause kam und ihn aufgeräumter als gewöhnlich fand. Es war Mitternacht, als sein Stubenkamerad ihm gute Nacht sagte nnd sein Licht anzündete. „Ich reise zu Selström's

morgen Vormittag hinaus," sagte Eduard noch, indem er ging.

„Ja so, haben Sie nun Zeit? — Sind Harms's hinausgezogen?"

„Sie ziehen morgen hinaus."

„Na! So!" antwortete Müller, und ging in sein eigenes Zimmer.

Gegen Mittag am folgenden Tag war Eduard bei Commandeurs. Julie empfing ihn mit Freude, sie sah in ihm den Engel, der Frieden in die Verwirrung zurückbringen sollte, welche sich unter einer ruhigen Oberfläche verbarg. Sie fühlte eine innerliche Zufriedenheit bei der Ueberzeugung, daß sie gehandelt habe, um sein Glück zu retten; sie war ihm ja diesen Ersatz schuldig, da sie die unschuldige Ursache bei dem ersten Schiffbruch, den er erlitten hatte, gewesen war. Sie hatte sich immer von ihm angezogen gefühlt, sie wußte, daß so viel Gutes in ihm lebte, von dem Augenblicke an, wo sie entdeckt hatte, daß er einige Züge mit Otto gemein habe. Und diese Züge konnten nicht täuschen. — Annette sah ihn erst beim Mittagessen. Sie war scheinbar ruhig, aber er konnte nicht umhin, den wehmüthigen Ausdruck in ihren Augen zu bemerken, und wie sie sich bemühte, seinen Blicken auszuweichen. Er sah, wie fremd das Lächeln war, das das Gespräch ihr bisweilen entlockte. Sie war so schön, und doch so leidend, daß er hätte fragen mögen, ob sie krank sei, wenn er nicht geglaubt hätte, die Ur-

sache davon zu kennen. Er wußte, daß Emma ihr geschrieben hatte; sollte sie da nicht wissen, daß er ihr untreu gewesen sei, daß er sie beinahe habe vergessen können? Mußte nicht auch das Gerücht ihr das gesagt haben? Er machte sich selbst Vorwürfe wegen seines Benehmens; er fürchtete beinahe, allein mit ihr zu bleiben, denn er kannte ihre Offenheit; und wenn sie auch vor der ganzen Welt ihren Kummer verbärge, ihm würde sie ihn nicht verbergen.

Es traf sich grade, daß einige Fremde aus Kopenhagen diesen Nachmittag zum Besuch eintrafen. Der Sommer war jetzt in aller seiner Herrlichkeit gekommen, und lockte die Einwohner der Hauptstadt mit aller Gewalt heraus. Es war eine Wohlthat des Geschicks, ihn an einer traulichen Unterredung mit Annetten zu verhindern, und sie suchte auch nicht Gelegenheit dazu. Die Gesellschaft saß zusammen in der Gartenstube, und das Gespräch drehte sich um mancherlei Gegenstände. Einige von den Gästen hatten ein Gerücht gehört von dem wunderlichen Ereigniß, das Eduarden und Fräulein Harms in Berührung gebracht hatte mit den Handhabern der Gerechtigkeit. Einer von ihnen wandte sich an Eduard mit der Frage, ob er es nicht wäre, von dem die Geschichte erzählt würde. Er sah Annetten an, welche zerstreut gewesen war, und plötzlich aufmerksam ward, und er begegnete ihrem ernsten Blick, worin er las: „Das hast du mir nicht gesagt.“ Auch auf dem Gesicht des

Commandeurs schien er ein Mißvergnügen zu bemerken, und da dieser bald hernach aufstand, um ins Feld zu gehn, und Julie ihn durch den Garten begleitete, glaubte er eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, das Mißverständniß zu heben; er stand auch auf und folgte ihnen. Als er sie eingeholt hatte, eröffnete er ihnen sofort die Absicht seines Kommens. Julie wollte gehen, er nahm sie aber bei der Hand und sagte: „Bleiben Sie nur, Julie, meine Bitte ist auch an Sie gerichtet." Er bat den Commandeur nun, daß seine Verlobung mit Annetten nun je eher je lieber veröffentlicht werde, was des Commandeurs eigner Wunsch gewesen war, und er hoffte daher auf keine Schwierigkeit zu stoßen. Der Alte schob das grüne Kasket über die Stirn und sagte mit nachdenklicher Miene: „Nun ja, wenn Sie es wünschen, Eduard. — Es ist freilich, als ob ein Unstern über diesem Feste waltete, aber — meinetwegen immerhin. Julie, was sagst du dazu?"

Julie schwieg. Sie wußte, wie überflüssig ihre Stimme sei, und die Sache war abgemacht. Sie ging zurück zur Gesellschaft, ernster, als sie sie verlassen hatte, denn sie fing nun an, sich für Annetten zu ängstigen, welche Zeit haben mußte, den Schmerz zu überwinden, welchen Eduard nicht kannte. Sie wünschte Aufschub — aber sie durfte ihn nicht verlangen; sie wollte Eduarden Alles sagen — aber zu diesem Schritte hatte sie nicht Kraft. Ihre Unentschlossenheit führte zu dem Ergebniß, zu welchem

sie meistens führt: Eduard reiste am Abend ab, ohne daß sie mit ihm gesprochen hatte, und nun mußte sie erwarten, was die Zeit mit sich bringen werde.

— Karl hatte Müllern auf der Straße getroffen und die Gelegenheit ergriffen, sich zu erkundigen, wie Alles bei Commandeurs stehe. Da hatte er denn erfahren, daß sie sich Alle wohl befänden; das mußte auch Annetten gelten, und brachte einen kühnen Entschluß bei ihm zur Reife. Er schickte Annetten ein Billet, beinahe in einem scherzhaften Ton abgefaßt, worin er sich ein kurzes Stelldichein in der Nähe von ihres Vaters Hofe ausbat, an einem Orte, das er ihr näher bezeichnete; er würde an demselben Tage, schrieb er, eine langwierige Reise antreten und wünschte seiner lieben Schwägerin ein Lebewohl zu sagen; er bat sie, sich allein dort einzustellen und keine Thränen mitzubringen, denn sie würden diese nicht nöthig haben; er wünsche nur, daß sie ihm noch diese kleine Aufmerksamkeit erweisen und sich so hübsch wie möglich recht nach seinem Geschmack anziehen möchte. Da er mit der Tagesordnung des Hauses bekannt war, und das Glück ihn begünstigte, hatte Annette selbst den Brief von seinem Boten in Empfang genommen, der ihr denselben brachte, als ob er von Emma käme. Er wußte im voraus, daß sie seinen Wunsch erfüllen würde,

da sie mit dem Ceremoniel der Hauptstadt so unbekannt war. Dennoch kostete es ihr einen weit schwereren Kampf, als er erwartet hatte; aber der Gedanke, daß sie ihn vielleicht nie wiedersehen würde, gab den Ausschlag.

„Warum hast du dein seidnes Kleid heute an?" fragte Julie ihre Schester, als sie am Morgen, zwei Tage nachdem Eduard draußen gewesen war, sie geschmückt sahe.

„Emma ist immer so geputzt, wenn sie zu mir kommt."

„Kommt Emma heute her? So sollte ich wohl auch ein andres Kleid anziehn. Glaubst du, daß dies sich schickt, Annette? Kommt der Conferenzrath mit?"

Annette ward der Antwort überhoben, da der Commandeur indem Julien rief, und sie zu ihm hinausging. Annette band ihr Tuch um den Kopf, und ging langsam hinaus durch den Garten; sie hätte beinahe gewünscht, daß ein äußeres Hinderniß eintreffen möchte, das ihr die Ausführung ihres Vorhabens unmöglich machte.

Karl verließ Morgens bei Zeiten die Stadt, und war der Erste auf dem bestimmten Platz. Es hatte bei Tagesanbruch geregnet, aber nun war das Gras schon von der Sonne getrocknet, wo die Bäume nicht ihre Strahlen abgehalten hatten. Karl legte sich unter eine mächtige freistehende Buche, von wo er den Fußsteig übersehen konnte, den Annette kommen mußte; er blickte nach den leichten Wolken, die eilends über seinen Kopf hinschwebten, während der Westwind unten an der Erde kaum die

Kraft hatte, Wellen zu schlagen in dem hohen Grase, das doppelt frisch und verjüngt nach dem Regen dastand. Er mußte über eine Stunde warten, dennoch fiel es ihm nicht ein, daran zu zweifeln, daß Annette kommen würde. Noch lange vorher, ehe sie kam, unterhielt er sich schon mit ihr. Seine Gefühle hatten mehr den Charakter der Entsagung angenommen; ohne Furcht, von der Kraft verlassen zu werden, mit welcher er sich durch die Anstrengungen der letzten Tage bekämpft hatte, freute er sich darauf, in dieser Stimmung seine Freundin wiederzusehen, um ihr freundliches Bild auf seine lange Reise mitnehmen und es bis an seinen Todestag bewahren zu können. Ohne Gram durchlebte er wieder die glücklichen Stunden ihrer unbewußten Liebe.

So saß er vertieft in die holden Erinnerungen an seine Agnete, daß es beinahe eine Störung war, als er sie selbst erblickte nahe bei sich hinter dem Nußgebüsch. Er sprang auf. „Guten Morgen, Agnetchen!" rief er vergnügt, indem er ihr entgegenlief. Sie nickte ihm freundlich zu und gab ihm die Hand. „Hast du lange gewartet?" fragte sie.

„Ich glaube nicht. — Wie du hübsch bist heute, Annette, Gott segne dich dafür! Ich wollte dich gerne recht niedlich sehn, und so dir Lebewohl sagen. Du mußt wissen, daß ich von dem Lächeln, das du jetzt mir zur Erinnerung schenkst, manches Jahr leben muß. Ich muß gut Haus damit halten, Agnete, sonst leide ich Noth."

Thränen kamen ihnen Beiden in die Augen. — „Versprachst du mir nicht, daß du die Thränen zu Hause lassen wolltest, oder — ich bat dich wenigstens darum. — Nun wollen wir vergnügt sein, nicht wahr, Agnete? Die Traurigkeit mag ihre Zeit für sich haben. — Laß mich denn dir tausendmal danken, daß du so freundlich und so lieb gegen mich gewesen bist, und so will ich dir sagen — oder wollen wir im Hain lustwandeln? Komm! Es ist so herrliches Wetter, und Gott weiß, wann ich wieder einen Buchenhain zu sehen bekomme."

Er hielt Annettens Hand und merkte, daß sie zitterte. Unwillkürlich summte er eine Melodie, um sich selbst Fassung zu erringen, aber es ward die Weise von Agnete und dem Meermanne. Da er es merkte, schwieg er. — „Sieh, eine Hindin, die zwischen den Stämmen hervorschaut, sie ist scheu vor uns, und doch ist sie neugierig." Er schlug in die Hände, und das Wild floh davon.

„Warum verscheuchtest du es, Karl? Es sah so freundlich, so unschuldig aus."

„Sollen wir nachlaufen und es ihm sagen, daß wir ihm nichts zu Leide thun wollen, sollen wir, Agnete?" Er wandte sich gegen sie und sah ihr in die Augen, so daß sie ihn anlächeln mußte. „Hättest du in die Hände geschlagen, so wäre es nicht bange geworden; aber mich kannte es nicht, ich bin ja nicht gewohnt, hier in der Heimath der Unschuld zu leben. Mein Herz ist nicht gut genug dazu. Aber ich will besser werden, glaube mir,

ich will besser werden, du sollst mich besser machen. Wenn es mir nur nicht so leer wäre, so todt draußen in der Welt. Es kommt mir oft vor, als ob ich säße und sähe mir das Ganze an wie ein Theater. Die Sonne geht auf und nieder über die schönen Coulissen, und die Menschen und die Thiere wechseln die Beine so natürlich und grüßen einander und gehn aneinander rauschend vorbei, während die Musikanten wilde, fremde Symphonien spielen, so daß man von Sinnen kommen müßte, wenn man sich nicht Augen und Ohren zuhielte. Laß die Scene sich noch so oft verwandeln, laß die ganze weite Welt vorbeipassiren — es bleibt doch stets Dasselbe, dieselbe steife, stolze, mechanische Leblosigkeit. — Sahst du nicht das große Welttheater auf der Westerbrücke vor einigen Jahren?"

„Nein," antwortete Annette leise.

„Es war sehr schön, das hättest du sehen sollen." — Sie gingen still Einer an des Andern Seite in den Hain. „Es ist wahr," fuhr Karl fort, „es ist schon mehrere Jahre her. Ich war damals Cadet. Es war dasselbe Jahr, wo ich dich vergaß, Annette! — Damals ging ich oft in die Komödie, ich schrieb auch selbst Komödien. Alle meine Personen mußten viel sprechen, und um so mehr, je mehr ich von ihnen hielt. Ich wußte damals noch nicht, daß man schweigen und doch so unendlich viel sprechen kann. Wie reich ist deine Sprache, Annette, aber nicht an Worten! — Es ist heute warm, meine

Stirn glüht. Wo Schatten ist, ist keine Luft, und wo Luft, kein Schatten."

„Wirst du weit wegreisen, Karl?" fing Annette nach einer Pause an, leise und furchtsam. Kommst du nie mehr zurück?"

„O laß uns nicht von Reisen sprechen, Annette; wenn ich erst Abschied von dir genommen habe, ist das übrige Stück des Weges nur kurz."

„Warum willst du fort?" sagte sie flüsternd, fast vor sich hin. „Nein, antworte mir nicht, es war eine einfältige Frage, ich wußte selbst nicht, was ich sagte."

Sie hörten schnelle Fußtritte hinter sich. Es war ein kleiner hagrer Mann in Bauerkleidern; unter dem Arm trug er eine Geige in einem abgenutzten Wachstuchfutteral. „Der Mann hat Eile," sagte Karl. „Hörst du, Spielmann, kannst du uns ein Stück hier auf dem Wege aufspielen, aber lustig muß es sein, siehst du nicht, daß wir junges Blut sind?" Ein Schauer ergriff Annetten, wie wenn ein Stoßwind über die Fläche der See hinfährt und sie kräuselt. Der Mann grüßte sie ängstlich und verwundert, und verschwand hinter den Bäumen.

„Er ward bange vor uns. Warum sollten wir ihn auch aufhalten, er käme ja zu spät zur Hochzeit. Da wirds einen lustigen Tanz geben, wie auf deiner" — — Karl brach selbst ab, und hatte Mühe, sich zu beherrschen; Annettens Gefühle waren zu hoch gespannt, als daß sie sich mit Thränen hätten Luft schaffen können, sie faßte

seine Worte nicht, sie hörte sie kaum, sie hatte weder Fähigkeit, zu sprechen, noch nach des Augenblicks dunkeln Eingebungen zu handeln. Es ist ein fürchterlicher Zustand — ein Zustand, der grade am häufigsten die Seele in den wichtigsten Augenblicken ergreift, in welchen sich das ganze Dasein zusammendrängt, um gleichsam mit Gewalt eine entscheidende Handlung zu erzwingen, wenn der Mensch den natürlichen Sinn verliert, Eindrücke zu empfangen und ihnen zu folgen, betäubt von dem überwältigenden Toben der Gefühle, und er weder zu hören noch zu denken im Stande ist, weil das Getöse allzu wahnwitzig heftig erschallt. Bei einigen Menschen endet dieser Zustand mit körperlicher Erschlaffung, mit Ohnmacht; Andre können ihre physische Fassung behalten, aber in der Seele entsteht eine fürchterliche Meeresstille, eine Todesruhe, wo das geistige Leben im höchsten Punkte sich täuscht mit gedankenloser Wiederholung von Gefühlen und Vorstellungen früherer Zeiten, von denen die Lippen wie aus alter Gewohnheit überfließen.

„Hier, Agnete,“ brach Karl aus, „unter dieser mächtigen Buchenkrone standest du vor sechs Jahren und sahest zu mir hinauf in den Baum, wo ich unsere Namen hoch oben einschnitt, damit Niemand sie finden solle. Der Baum hat uns nicht verrathen, und die Namenszüge stehen dort noch. Sie werden dort noch stehn, wenn wir längst aus dem Leben geschieden sind — und wenn zuletzt unsre Namen in Stein gehauen sind, weit

von einander, wenn wir schlafen so ruhig, so sorglos — nein, Annette, wenn wir vereint sind, wenn nichts mehr uns trennt.“ — Er seufzte tief, es war einer von den Seufzern, in welchen das Herz nach Luft sucht, um nicht zu verathmen. „Wir müssen umkehren, sonst gehn wir ewig. Du bist so stumm, mein Kind! Stütze dich nur fester auf meinen Arm; nun ist es bald vorbei, nun gehn wir heimwärts, fort von diesen Buchen, wo ich unsre Namen einschnitt, als wir Kinder waren. Damals glaubte ich dich zu kennen, aber ich kannte dich doch nicht. — Ach, es war eine holde Zeit, Annette, da du saßest an meinem Krankenlager; deine schöne Seele entfaltete sich vor mir, Stunde an Stunde: es war mir, wie wenn man in der Nacht in eine fremde Gegend kommt, eine reizende Gegend, die man vorher nie gesehen hat. Die Sonne dämmert in Osten und der Nebel steigt empor; nach und nach kommt Leben und Farbe in die nächtlichen Schatten, man sieht Berge und Haine, und grüne Felder, und Gewässer, die sich hindurchschlingen, man sieht, wie die Vögel erwachen, und hört sie ihren Lobgesang der Sonne anstimmen. Aber während des goldnen Morgens ward ich weggeführt, und dort, wo sie mich hinbrachten, ist es düster wie in einem Gefängnisse.“

Annette sah ihn an mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke. „Karl, wie soll ich ohne dich leben? Verzeih, verzeih“ — ihre Lippen verstummten, sie wandte sich ab, denn sie fürchtete zu weinen; ihre Wangen glühten, aber

Thränen bethauten sie nicht, endlich brachen sie doch hervor, stärker und stärker. Sie zitterte wie in Fieberhitze. In unsäglicher Angst führte Karl sie zu einem Eichengebüsch, wo er oft in seinen einsamen Träumereien gesessen hatte. Seit der Zeit war er erwacht und wieder in Träume verfallen, aber in schwarze, schreckliche Träume. Er stierte sie in schlaffer Gedankenlosigkeit an: entgegengesetzte Gefühle wogten in seinem Herzen auf und ab, und begegneten sich wie der Malstrom, der auf die Meeresfläche sich hinergießt und sie ebnet, so daß die Wellen sich nicht zeigen können. Annettens Zustand peinigte ihn doppelt, denn seine Schwachheit hatte ihn hervorgerufen; er verachtete sich und machte sich die bittersten Vorwürfe, und doch konnte er einen gewissen Triumph über das Leid seiner Geliebten nicht zum Schweigen bringen. Einen so hellen Blick hatte er noch nie in ihr Herz gethan. Wäre er in diesem Augenblick im Besitze seiner ganzen Geisteskraft gewesen, so hätte er wankend werden müssen in dem Vorsatze, ein Wesen zu verlassen, das ihn so innig liebte, und das er mit der ganzen Kraft seiner Seele liebte. Aber Er, der geschaffene Mensch, gab dem schwachen, kurzsichtigen, ungestümen Geiste nach — deshalb ist die Geschichte, sowohl die Weltgeschichte, als die der einzelnen Menschen, so grundlos reich an Tragödien! —

Karl fühlte sich erleichtert durch Annettens Thränen; seine Augen waren trocken, und es war ihm doch, als

wenn er sein Leid mit ihr ausweinte. Annette machte sich stärker als sie war. Sie stand auf und ging weiter, als ob sie die kurze Zeit in die Länge ziehen wollte, in welcher sie noch zusammen wären.

„Es weht, als ob wir Regen bekommen würden," sagte Karl; „die Sonne versteckt sich auch hinter Wolken."

„So ist es doch wohl jetzt kühler?" fragte Annette.

„Ja, es ist nicht so heiß, als da wir uns aufmachten. Sieh, wie die Sonne jetzt auf das junge Korn scheint!"

„Sie belebt das Grüne so schön. Aber nun kommt die Wolke, und es wird wieder dunkel."

„Es war die Farbe der Hoffnung, Annette, die sich verdunkelte, um unser nicht zu spotten. — Ich möchte wünschen, daß es jetzt Herbst wäre — oder Winter, wenn die Erde nackt daliegt, und die Kälte aus Mitleid ihr Leichenkleid über sie hinbreitet. — Es hat mich oft gewundert, daß es jedes Jahr wieder Frühling wird, als ob es niemals Winter gewesen wäre. — Wir werden gewiß auch einmal glücklich werden — Gott gebe es! — Aber es ist traurig, daß wir es nicht zusammen sein sollen. — Annette, laß uns nun Abschied von einander nehmen, während wir noch stark sind." Annette schmiegte sich an ihn, sie strengte sich gewaltsam an, gefaßt zu sein, und die Traurigkeit gab ihr wirklich eine Gewalt über sich selbst, die sie bis dahin nicht gekannt hatte. Sie reichte ihm die Hand, und schlug die Augen zu Boden. „Leb wohl, Karl!" — Er trat einen Schritt zurück, denn er

fühlte einen unwiderstehlichen Drang, sie in seine Arme zu schließen; aber er wagte es nicht, er wagte es nicht einmal, ihr ein Abschiedswort zu sagen, wie sein Herz es ihm eingab. „Leb wohl, Annette! Ich wünsche dir — den — — Leb wohl! — Ich hatte geglaubt, daß du mich heute heiter sehen solltest, aber ich kannte mich selbst nicht. Ich hatte ein Lächeln zum Abschied gehofft, das habe ich verscherzt! — Er drückte ihr noch einmal die Hand. „Leb wohl, Karl!" — sie wandte sich um und entfernte sich schnell.

Karl folgte ihr langsam nach, aber er stand still, da die Bäume sie verbargen. Sie kam wieder zum Vorschein. Er legte die Hand auf einen Baumstamm und folgte ihr mit den Augen, bis zu dem Hain, der an das Gartenpförtchen stößt, in der Hoffnung, daß sie noch einmal sich umwenden würde; aber sie sah nicht zurück. Er stand noch einige Minuten und starrte hin nach der Gegend, wo sie verschwunden war; plötzlich fuhr er empor und eilte durch das Gehölz auf die Landstraße. Nicht weit davon hielt der Wagen, der ihn wieder zur Stadt bringen sollte. Er setzte sich hinein. Der Kutscher, der indessen über das lange Warten schläfrig geworden war, kroch träge vom Wagen herab, spannte die Stränge wieder an und machte sich mit den Pferdekummten zu thun. — „Zum Henker! Fährst du, oder nicht?" — Der Kutscher erschrak, setzte sich auf und fuhr in vollem Sprunge davon. Karl merkte nicht, wie rasch Busch

und Hecke hinter ihm blieben; er saß in tiefen Gedanken und starrte hin auf den theuren dänischen Boden, den er nun bald verlassen sollte; er hatte nur wenige Stunden übrig, denn der Capitain wollte Abends in Helsingör sein.

Der Tag, der diesem traurigen Morgen vorausging, wo Karl Annetten auf immer Lebewohl sagte, war Julien höchst unangenehm gewesen; er hatte ihr Aufschluß gegeben über Dinge, die sie nicht geahnet hatte. Der Tag war ganz still vergangen, man hatte keinen fremden Menschen auf dem Hofe gesehen, als es gegen Abend an die Thür klopfte, und Doktor Müller eintrat. Er traf Julien allein in der Gartenstube, und als er nach Annetten fragte, erhielt er die Antwort, daß sie in den Garten gegangen sei. — „Eduard Rosen ist ja wohl gestern hier gewesen?" fragte er nach einer kurzen Pause, während welcher er aus dem Fenster gesehen hatte, ohne den Gegenstand seiner Nachfrage erblicken zu können. „Ja," antwortete Julie. —

„Die Wahrheit zu sagen," fing er an, „eine lächerliche Ahnung hat mich hergetrieben. Ich weiß selbst nicht, was es ist, aber — ich traf vorgestern Eduarden in einer ungewöhnlichen Stimmung, er sagte mir, daß er hierher wollte, und gestern Abend, als er vermuthlich von hier zurückkam, sah er mir gleich so wunderlich aus. — Er hat mir Nichts gesagt, aber — hat er mit Ihrer Schwester gesprochen?"

„Ich denke,“ antwortete Julie mit einem fragenden Blicke

„Sie wissen gar Nichts?“ fragte Müller, und sah sie starr an.

„Mein Gott, Sie machen mich ganz bange. Ich — ich weiß — ja, ich weiß, daß er von Vatern verlangt hat, die Verlobung sollte je eher je lieber erklärt werden. Aber — was meinen Sie? Sagen Sie mir doch“ — —

„Dann hab' ich mich geirrt,“ sagte Müller mit seiner gewöhnlichen tiefen Stimme, und strich die Hand übers Gesicht, als ob er das Leben wegwischen wolle, das während seiner eifrigen Fragen hineingekommen war. Ein wenig nachher setzte er sich bei Julien nieder und fing wieder an: „So hab' ich mich doch geirrt — hm! — Aber es scheint mir doch, als müßte ich Ihnen sagen, was ich Ihnen auch gesagt haben würde, wenn meine Ahnung richtig gewesen wäre. Ich will Ihnen sagen, Fräulein Julie — — aber Sie müssen schweigen — oder zur rechten Zeit sprechen. Eduard Rosen — ich sage Ihnen nur, was ich weiß — er hat Ihre Schwester vergessen — er denkt nur an Emma Harms.

Müller stand auf und ging hin und stellte sich an die Gartenthüre. Julie saß unbeweglich und sprachlos vor Verwunderung. Plötzlich brach sie aus: „Aber, Herr Müller, Sie irren! Emma hat ja hierher wegen Karls geschrieben“ . . .

Müller schüttelte den Kopf: „Dann sind Sie es, die sich im Irrthum befindet. Hat sie geschrieben, so ist es wegen Eduards gewesen — sie kennt Karln nicht.“ Nun ging Julien ein Licht auf; sie bestürmte ihn mit Fragen, und er hatte ihr kaum erzählt, was er von Eduard und Emma wußte, als Annette in die Thür trat. Julie sah sie mitleidig an und ging weg, um nicht zum Weinen zu kommen.

Müller blieb einen Augenblick sitzen, dann stand er auf, neigte sich vor Annetten und ging hinaus in den Garten, wo er Julien gesehen hatte. Sie kam ihm entgegen und begleitete ihn durch die lange Kastanienallee. Sie gingen stillschweigend neben einander hin, und Julie wartete vergebens, daß er ihr unaufgefordert einen Rath geben werde. Erst da sie an der Pforte standen, und er fortgehn wollte, sagte sie verlegen: „Herr Müller, Sie sehen wohl ein, daß das, was Sie mir gesagt haben, mich nöthigt, einen Schritt zu thun. — Ich schäme mich, Ihnen zu sagen, daß ich mich selbst nicht im Stande fühle, einen Beschluß zu fassen.“

Müller stand schon mit der Klinke in der Hand; er sah sie mit einem durchdringenden Blick an. „Was meinen Sie, Fräulein Julie?“ fragte er.

„Ich habe Sie noch nie um Etwas gebeten — aber heute muß ich meine Zuflucht zu Ihnen nehmen. Rathen Sie mir! Sagen Sie mir, was ich thun soll!“ — Sie

sah ihn bittend an; er blieb unbeweglich stehen. „Oder,“ fuhr Julie fort, „soll ich es ganz in Ihre Hand legen? Wollen Sie an meiner Stelle handeln? — Ich habe nicht einmal Muth, zu Eduard davon zu sprechen — oder zum Vater.“

„Soll ich es Ihrem Vater sagen? — Ja, wenn Sie glauben, daß es nöthig sei.“

„Nein, nein, ich glaube Nichts. Ich dachte blos, daß es möglich wäre — Karls wegen“ — — sie hielt inne, erschrocken, daß sie ein so wichtiges Geheimniß verrathen hatte.

Müller sah sie forschend an: „Karls wegen? — Karls? — Karl Rosen! — Ah, nun versteh' ich Sie. Das hatte ich nicht geahnt — oder, ich wollte sagen, ich glaubte nicht, daß Sie es ahnten. — Aber wenn er nun abgereist ist?“

„Ist er abgereist?“ brach Julie aus.

„Ich weiß es nicht.“

Julie wollte sprechen, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen, er hatte schon für Beide einen Beschluß gefaßt. „Ich will mich noch heut Abend danach erkundigen,“ fuhr er fort, und danach werde ich meine Maßregeln nehmen. Kann es etwas frommen, daß mit Ihrem Vater davon gesprochen wird oder mit Eduard, nun wohl, so werde ich es thun. Leben Sie wohl!“ — Und damit ging er, ohne einmal Juliens Dank zu erwarten.

Den nächsten Morgen, als Annette zurückkam von ihrer Zusammenkunft mit Karl im Walde, hatte Julie sie vermißt und im ganzen Hause gesucht, denn Eduard war schon da, und hatte nach ihr gefragt. Endlich kam sie langsam durch den Garten gegangen. Sie sah so blaß und angegriffen aus, wie Niemand sie sonst gesehen hatte, und doch war eine Festigkeit in ihrem thränenlosen Blick, der einen überstandenen Kampf andeutete. — Sie sollte nun ein neues Leben beginnen, ein doppeltes Leben, worin das eigentliche Ich sich im Hintergrunde bewegt unter verschwiegenen Schattenbildern aus der vergangenen Zeit, während ein geschminkter Doppelgänger im Vordergrunde spielt zwischen bunten Gestalten, denen die Gegenwart ihr Licht und ihre Farben mittheilt.

Eduard hatte sie in weiter Ferne gesehen, und ging ihr vergnügt entgegen mit dem Selbstgefühl, daß er nun Festigkeit genug habe, seinem Versprechen getreu zu bleiben und seine Ehre zu retten; er freute sich bei dem Gedanken, daß äußere Umstände hier eingewirkt und so zu sagen statt seiner gehandelt hätten. — Annette hörte seine Fußtritte und erhob ihren Blick. Eduarden in diesem Augenblick zu sehen, darauf war sie nicht vorbereitet; aber da er sie mit einem freundlichen „guten Morgen" grüßte, da er sich ihr mit einer Wärme näherte, wie sie sich nicht erinnern konnte, da fühlte sie sich getroffen durch seinen frohen, zutrauensvollen Blick, und der Gedanke durchzuckte sie wie ein Blitz, ob sie das Herz haben

könne, den Einzigen zu täuschen, dem sie hier Aufrichtigkeit schuldig war.

Eduard wollte ihre Hand ergreifen, als sie bestürzt einen Schritt zurücktrat; er hatte erwartet, sie des Sommermorgens frisches Leben mitbringen zu sehn. „Annette," brach er aus, „wo bist du gewesen?" — Auch er fühlte sein Gewissen getroffen, als er sie so sah. Aber da sie das Gesicht in den Händen verbarg, da er ihr Geständniß hörte, das von Thränen beinahe erstickt wurde, daß sie ihn täuschte, daß sie ihn nicht geliebt habe, daß sie seinen Bruder liebe, da stürmten die entgegengesetzten Gefühle auf ihn ein, Zweifel, Mitleid, und die Ueberzeugung, daß er nun erst fähig sei, sie zu lieben — eine Ueberzeugung, die er nie vorher so lebendig gefühlt hatte, und die ihn nun nur erschreckte, da er selbst ihre Liebe verscherzt hatte — und zwischen alles dieses hindurch eine nur halbbewußte Freude über seine wiedergewonnene Freiheit. Annette weinte, als ob ihre Augen in Thränen hinschmelzen sollten, als ob ihr Herz nun erst sich Luft machte. Mit unverstellter Zärtlichkeit führte er sie zu Julien hinauf, zu dem mütterlichen Wesen, das so gerne ihre Leiden milderte, wenn sie nur sie mit ihr theilen konnte.

Julie begleitete Annetten in ihr Zimmer, und kehrte bald zu Eduard zurück; ihm erklärte sie, was Annette nicht Kraft genug gehabt hatte zu thun, sie zeigte ihm die tiefe Kluft, welche sich so unmerklich geöffnet hatte, um sie zu trennen. Sie verließ ihn, um zu ihrer

Schwester zurückzugehn, welche sie zu beruhigen suchte, indem sie ihr die Hoffnung mittheilte, wie Eduard gewiß Ersatz für den Verlust finden werde.

Eduard ging in den Garten hinab; er war wie aus dem Himmel gefallen, und doch fühlte er eine gewisse Zufriedenheit bei der Vorstellung, daß die Schuld nun an Annetten lag, und nicht an ihm. Während er umherwanderte und strebte sich den Gedanken einzuschärfen, daß er im Grunde nicht mehr verlobt sei, war auch Müller angekommen. Nach einem kurzen Gespräch mit Julien, worin er ihr erzählte, daß er in Karls Quartier gewesen sei und erfahren habe, daß er noch nicht abgereist sei, und nachdem er zu seiner größten Verwunderung gehört hatte, was vorgefallen war, suchte er eilig den Commandeur auf.

Er fand ihn im Schlafrock am Pult sitzen, zwischen Rechnungen über Gesindelohn und Kornpreise. Der alte Mann ward von dem Besuch etwas überrascht, aber noch mehr, als Müller so anfing: „Herr Commandeur, entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, aber hier ist keine Zeit zu verlieren. Es liegt in diesem Augenblick Viel — es liegt mehrerer Menschen Glück in Ihrer Hand.“

„Ich, bei Christi Tod und Leiden,“ brach der Alte aus, „so sprechen Sie, lieber Freund!“ — Und nun theilte ihm Müller Alles mit, was Annetten, Eduard und Karln betraf, Alles, was in seinem eigenen Hause

vorgegangen war, und wovon er nicht das Geringste wußte. Man würde des ernsten Doctors Eisengesicht bei dieser Erzählung nicht wieder erkannt haben; es hatte einen so liebenswürdigen Ausdruck angenommen, da er als Sachwalter von Gefühlen auftrat, für welche ihm Niemand Empfänglichkeit zugetraut hatte. Der grauhaarige Commandeur verschlang mit Begierde jedes Wort aus seinem Munde, und die Thränen standen ihm in den Augen, als Müller mit den Worten schloß: „Sehn Sie, das ist mein Geschäft. Habe ich nun nicht Recht, daß Viel in Ihrer Hand liegt? — Und erinnern Sie sich, daß Karl Ihr Landsmann ist mehr als irgend ein Andrer; er hat seine Heimath auf demselben Meere und unter derselben Flagge wie Sie" — —

„Wo ist er denn?" brach der Commandeur heftig aus; „er reist heute, sagen Sie? — Der brave Bursche! — Lassen Sie mich machen! Ich selbst will ihn holen — er soll heraus — potz Wetter! und wenn ich Gewalt gebrauchen müßte." — Er trocknete die Augen und ergriff Müller's Hände. „Dank, mein lieber Freund," sagte er, „Dank, daß Sie mir die Augen geöffnet haben — man wird alt und blind. Aber lassen Sie mich nun fort! — Julie, Julie!" rief er zur Thür hinaus, „laß den Kutscher anspannen, im Augenblick! Laß ihn vier Pferde vorspannen!" — Einen Augenblick nachher war er reisefertig und ging ungeduldig auf und nieder in der Gartenstube und sprach mit sich selbst.

Es währte eine Ewigkeit, ehe der alte Wienerwagen geschmiert und in Stand gesetzt war. Die Geduld verging dem Commandeur, und er ging selbst hinaus, den Kutscher anzutreiben; aber da hörte er zu seinem größten Aerger, daß dem einen Pferde die Hufeisen losgegangen, und daß ein Bursche damit zum Schmidt geritten sei. „Zum Satan! So spanne die braune Reitstute vor, Schlingel!" rief er und ging hinein. In der Thür begegnete er Julien; sie erinnerte ihn, daß er mit Eduard nicht gesprochen habe. An diesen nothwendigen Schritt hatte er nicht gedacht, und es beunruhigte ihn, was er sagen solle. Aber auch daran hatte Müller gedacht. Eduard trat grade in die Stube, ging gleich zum Commandeur hin und sagte mit stolzer Miene: „Ich höre, daß Sie über mich verfügt haben; Sie wollten mir nicht erlauben, frei zu handeln — Sie erlauben mir doch, meine Einwilligung zu geben?" — Der Commandeur merkte in seinem Freudenrausch nicht einmal die Bitterkeit, welche in diesen Worten lag; er umarmte ihn und dankte ihm. Darauf wandte sich Eduard an Julien und drückte ihr die Hand. „Lebe wohl, Julie," sagte er, „bring Annetten einen freundlichen Gruß von mir. Ich hoffe, daß wir uns bald wiedersehen werden." Er sprach leise, und seine Stimme hatte nicht die gewöhnliche Festigkeit. Einen Augenblick nachher war er verschwunden, und der Wienerwagen rollte hin mit dem Commandeur und Müllern.

Es war das erste Mal seit undenklichen Zeiten, daß die Vierspännerpeitsche des Hofes in Anwendung gekommen war. Man sah sonst nie den Commandeur eilen, und wenn Jemand von seinen Bekannten ihm auf dieser Fahrt begegnet wäre, die im Fluge auf der Landstraße nach Kopenhagen ging, so würde er geglaubt haben, daß der gute alte Mann von der modernen Wettrennensraserei etwas angesteckt worden sei. Der Commandeur war so eifrig, vorwärts zu kommen, daß er den Kutscher ohne Aufhören antrieb, ohne zu bemerken, daß seine arme Reitstute, die nur an einen ebenen Paradetrab gewöhnt war, auf dieser Extratour stöhnte und pustete.

Indessen war Julie zu Hause in fürchterlicher Angst wegen des Ausfalls der Reise. Sie schwebte zwischen Furcht und Hoffnung, und konnte nirgends Ruhe finden; sie ging von der Stube in den Garten, und vom Garten in die Stube, und versuchte vergebens, sich mit ihrer Arbeit zu beschäftigen. Sie freute sich nur, daß Annette nicht Zeuge ihrer Unruhe war. Die arme Annette! Sie lag auf ihrem Bette, die Hand unter dem Kopfe; die kleinen Seitenflechten hatten sich gelöst und waren niedergefallen über die flammenden Wangen und verweinten Augen. Sie wünschte nur, ungestört allein zu bleiben, um in Gedanken ihren abgereisten Jugendfreund zu begleiten und über ihr verlorenes Glück zu weinen. Sie ahnte nicht, welcher wichtige Schritt zu ihrem Besten gethan war, sie ward nicht beunruhigt durch den

Gedanken, daß das Glück ihres Lebens in diesem Augenblick auf dem Spiele stand, und daß es entschieden werden sollte durch einen von den gefährlichen Würfen, die Alles geben oder nehmen.

Der Wagen fuhr durch Kopenhagen und hielt endlich an der Zollbude; der Commandeur sprang heraus. Am Bollwerk standen zwei Matrosen; an sie wandte er sich mit der Frage, ob der Amerikaner abgesegelt sei. Der Eine nahm den Hut ehrerbietig vor seinen Ankerknöpfen ab und sagte: „Ja, Herr Capitain, er segelte vor einer Stunde ab.“ Der arme alte Mann stand wie versteinert und starrte hinaus über die See, als er in diesen wenigen Worten alle seine Hoffnungen vernichtet sah.

„Ja, das kommt darauf an,“ sagte der Andre, „welchen der Capitain meint, denn es liegt noch einer draußen im Sunde, der soll gleich lichten.“

„Nein, noch nicht sogleich!“ sagte der Erste. „Der Capitain ist noch am Lande, da liegt sein Nachen.“

„Weißt du nicht, ob die Steuermänner am Bord sind, mein Freund?“ fragte der Commandeur etwas beruhigt.

„Ja, der erste Steuermann, Lieutenant Rosen, er ging so eben an Bord.“

„Kennst du ihn?“ fragte der Commandeur vergnügt.

„Das dächt' ich! Das ist ein tüchtiger Mann, ich habe mit ihm gedient, als wir in Westindien waren.“

„Und nun zeigte er ihm das Schiff, das außerhalb der Hafenbatterie der Drei=Kronen lag, und vor seinem Anker schaukelte. Der Commandeur bestieg hurtig ein Fahrboot, und in einer Viertelstunde brachte ihn dies an die Seite des stolzen Dreimasters. Als er auf das Verdeck kam, fragte er die Leute, wann sie absegelten, und bekam die Antwort, daß die Abfahrt bis auf morgen ganz früh verschoben sei. Drauf fragte er nach dem neuen Steuermann, und sie zeigten ihm Karln, der am Hintertheile stand, an den Rand gelehnt, und in das Wasser blickte. Er ging leise zu ihm hin und schlug ihm von hinten auf die Schulter: „Karl, du willst mir nicht Lebewohl sagen," sprach er freundlich, „so muß ich wohl zu dir kommen, obgleich meine Beine älter sind als deine." — Karl hatte sich umgedreht und sah den alten Mann verwirrt an, während er ihn fest bei der Hand hielt: „Laß dir nicht bange sein," fuhr der Commandeur fort, „du glaubst wohl, daß ich komme, um dir Vorwürfe zu machen wegen der Unruhe, die du in meinem Hause gestiftet hast. Nein — das soll dir vergeben sein. — Karl, du kennst mich nicht." — Karl schlug die Augen nieder, obgleich der alte Mann ihn mild ansah. „Nun begleitest du mich nach Hause," fuhr er fort, „ich bin gekommen, um dich zu holen — du hast Annetten nicht Lebewohl gesagt."

Bei diesen Worten erhob Karl seine ernsten Augen. „Nein, das kann ich nicht," rief er aus — „ich will

Ihnen hier Lebewohl sagen, und Ihnen einen Gruß an Annetten mitgeben. Ich kann — das Schiff nicht verlassen."

Der Commandeur sah ihn mitleidig an: „Es hilft Nichts, daß du Nein sagst, ich habe nun einmal es mir in den Kopf gesetzt, du sollst nicht wissen weßhalb; aber ich sage dir, daß zu Hause eine bedeutende Veränderung vorgegangen ist. Komm du nur mit, Karl, es soll dir auf meine Ehre nicht leid werden; und darauf gebe ich dir hier meine Hand, daß du zu rechter Zeit wieder hier sein sollst — das ist mein eigner Wunsch."

Als sie zur Zollbude kamen und in den Wagen stiegen, wo Müller ganz ruhig sitzen geblieben war, legte der Commandeur den Finger auf den Mund, um ihm anzudeuten, daß Karl noch Nichts wissen solle. Sie kamen nach Hause, beinahe ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Der Commandeur führte Karln in die wohlbekannte Gartenstube und ließ ihn eine Weile warten, bis er selbst mit Annetten zurückkam. Sie hatte noch Thränen in den Augen, als er sie in Karls Arme legte und sagte: „Da hast du meine kleine Agnete — sag' nun, ob ich Wort gehalten habe." — Karl hielt sie stumm in seinen Armen, und sie verbarg schamhaft ihr Antlitz an seiner Brust. Dann fiel sie ihrem Vater um den Hals mit einer stürmischen Heftigkeit, und küßte ihn, als ob er der junge Geliebte wäre. „Ihr habt mir nicht zu danken,"

sagte der Commandeur bewegt, „wendet Euch um! Da steht der Mann, dem Ihr zu danken habt.“

Sie wandten sich Beide um, und hinter ihnen stand der ernsthafte Müller, der sich in dem Augenblick selbst umwandte, um den Mann zu suchen, den der Commandeur bezeichnete. Annette ging zum ersten Mal zu ihm hin, und drückte ihm die Hand.

Sollen wir nun an eine neue Gesellschaft denken für die Verlobungsdeklaration?“ fragte der Commandeur, indem er schmerzlich bittend Julien ansah, und, als er zu seiner großen Freude ein Nein in ihren Augen las, fortfuhr: „Ich verstehe Euch. — Nun, so laßt uns denn heute die neue Verlobung unter uns erklären.“

„Ja, unsre n e u e Verlobung, die in diesem Sommer sieben Jahre a l t ist,“ unterbrach ihn Karl, indem er einen langen Kuß auf Annettens Lippen drückte.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr hielt der altväterisch grüngemalte Wienerwagen, mit den beiden kleinen braunen Pferden davor, wieder an der Zollbude. Karl, mit einem breitkrämpigen grauen Hut und weißen leinenen Beinkleidern, stand am Wagentritt und beugte sich in die Kalesche, um Annetten den letzten Abschiedskuß zu geben. Er sprang vom Wagen nieder, drückte den Hut dicht in die Augen und eilte ins Boot. — „Abgestoßen!“, rief er, und bald fuhr es rasch durch die Wellen hin. Annettens dunkelblaue Augen blickten aus dem Wagen

und folgten der kleinen Schaluppe, so lange man noch die Ruder in der Sonne glänzen sehen konnte. Nun verschwanden sie unter den Schiffen, der Kutscher schwang die Peitsche, die kleinen Braunen fingen an zu traben, und brachten zurück durch die eiserne Pforte ein glückliches — ja, ein glückliches Mädchen mit Thränen in den Augen.

Schoofssünden.

[illegible] der kleinen Schulstube, so lange [illegible] die Natur in der Sonne glänzen sehen konnte. [illegible] sie immer den Schülern, der Meister [illegible] die [illegible], die kleinen Knaben fingen an zu [illegible] gucken durch die [illegible] ein [illegible] — ja, ein glückliches Mädchen mit [illegible] den Augen.

Schooßsünden.

Da ich mit diesem Namen die einfache und aufrichtige Erzählung einer kleinen Episode aus dem Leben eines Freundes getauft habe, die, so unbedeutend sie auch Andern scheinen möge, doch einen nicht geringen Einfluß auf ihn gehabt hat, finde ich es auch nothwendig zu erklären, worin diese seine Schooßsünden bestehen. Ich will ihn selbst vom Anfang bis zum Ende reden, und Dir, geneigter Leser, seine Geschichte selbst erzählen lassen, wie er sie mir einst mittheilte. —

„Es sind zwei an der Zahl, gemäß der alten Bemerkung, daß ein Mensch stets zwei Hauptfehler hat, und daß man von diesen beiden Stammeltern im Allgemeinen Alles ableiten kann, was man sich vorzuwerfen hat. Dem sei nun, wie ihm wolle! Ohne mich auf die weitere Theorie meiner Fehler einzulassen, bekenne ich lieber offenherzig, worin sie bestehen, nämlich pro primo in einem Antheil von Eitelkeit, und pro secundo darin, daß ich immer zu spät komme. Welches von diesen beiden die Mutter und welches der Vater sei, überlasse

ich der eigenen Wahl des Lesers zu bestimmen; ich weiß es wohl. Inzwischen habe ich meinen irdischen Lebenslauf nicht mit Zuspätkommen angefangen, im Gegentheil, ich kam sechs Wochen zu früh zur Welt, und ich glaube, daß es diese Begebenheit ist (weil sie mir manche Leiden verursachte durch Waschen und Baden, Lammwolle und Flanell), die mir einen natürlichen Widerwillen gegen alle mögliche Eilfertigkeit einflößte. So viel ist gewiß, daß ich nachher als Knabe deßwegen in der Schule so oft getadelt wurde, daß ich zuletzt eine Art Privilegium hatte, zu spät zu kommen; daß ich bei meinen Prüfungen deßwegen Unannehmlichkeiten hatte; daß ich späterhin als Student fast immer Mittags zu spät nach Hause gekommen bin, und daß ich, wenn ich in eine Gesellschaft eingeladen war, gewiß mehrere hundertmal mit der Artigkeit empfangen wurde: Il vaut mieux tard que jamais, und vielleicht eben so oft die Bemerkung hören mußte: Es sei vornehm, erst, wenn alle Andern da wären, zu kommen.

Ich habe mir wirklich oft Mühe gegeben, den eigentlichen Grund dieses unüberwindlichen Fehlers auszuforschen, aber ich bin, in Ermangelung einer bessern, immer auf meine erste Vermuthung zurückgekommen. Den Grund zu meiner Eitelkeit glaube ich dagegen am sichersten in dem Bewußtsein suchen zu müssen, das ich meinen Lesern lieber nicht verhehlen will, daß ich im Ganzen genommen ein recht liebenswürdiger junger Mensch bin, wie ich mich denn auch überzeugt halte, daß mein Aeußeres mich auf alle Weise empfiehlt und die Auf-

merksamkeit mancher von meinen Leserinnen, wenn ich *ihnen etwa* vorübergegangen bin, vielleicht schon auf sich gezogen *hat*, so daß sie möglicherweise mich in folgender Beschreibung wieder erkennen werden. Ich bin Jurist, — freilich möchte ich sagen, wollte Gott, ich wäre es nicht! — habe dunkelbraunes Haar und dunkelbraune Augen; einen zieralich hohen Wuchs, gehe gewöhnlich in schwarzem Frack — wobei ich mir selbst die Bemerkung schuldig bin, daß er nicht von Sammt ist — grauen Beinkleidern, schwarzem Hut, schwarzseidener Halsbinde, was wohl sämmtlich zu dem gerechnet werden kann, was man einen hübschen Mannesanzug nennt. Das Einzige, was man mit Recht gegen meine Tracht einwenden kann, ist dieß, daß ich stets meine Stiefeln schief gehe. Da jedoch die Naturphilosophen darin einig geworden sind, daß die höheren Geschöpfe sich vor den niedern Thiergattungen durch Schiefheit und durch Mangel an Symmetrie in dem Bau des Organismus auszeichnen, so habe ich gedacht, daß diese Eigenschaft bei mir grade eine von denen ist, welche eine höhere Geistesentwickelung bezeichnen; ich will hier nur an Wessel *) erinnern, obgleich ich eine Menge Beispiele anführen könnte, um meinen Satz zu beweisen. Aber es ist besser, daß ich diese Selbstbetrachtung abbreche, die leider ein neuer Beweis meiner Eitelkeit ist, um zu der Geschichte selbst überzugehn, die ich meinen Lesern erzählen will.

*) Joh. Herm. Wessel, 1742 — 1783 aus Norwegen, komischer Erzähler, und Verfasser dramatischer Schwänke, z. B. der noch beliebten Posse „Liebe ohne Strümpfe."

Ich hatte noch nicht meine juristische Amtsprüfung gemacht und wohnte noch bei meiner Mutter, welche Wittwe war, als diese, auf Veranlassung der Verheirathung meiner ältesten Schwester, den Entschluß faßte, ihre Wohnung in der Friedrichsberggasse aufzusagen, und eine beschränktere an einem ganz andern Ende der Stadt zu beziehen. Jeder, der den Beschwerden des Umziehens unterworfen gewesen ist, wird sich gewiß nicht wundern, daß ich nur mit Mißvergnügen dem unbehaglichen Octobertag entgegen sah, der mich aus den alten vier Pfählen verweisen sollte, in welchen ich mich so manches Jahr bewegt hatte. Der Mensch ist nicht blos ein Säugethier, lieber Leser, sondern auch ein Gewohnheitsthier. Da erst ein paar Jahre seit jener Zeit verflossen sind, so erinnere ich mich noch deutlich, wie viele Sorge und Bekümmerniß ich den Tag vor dem Umziehen hatte bei dem Zusammenpacken meiner Bücher und übrigen Habseligkeiten. Man besitzt so unendlich viele Dinge, die einem zu nichts in der Welt nütze sind, und die man doch nicht Lust hat wegzuwerfen; und alle diese sollte ich nun opfern, denn meine Mutter hielt es nicht der Mühe werth, diese in die neue Wohnung mit hinüberbringen zu lassen, und hatte mich gebeten, mein Hab' und Gut so viel als möglich zu beschränken. Unter allen den auf diese Weise der Vernichtung zu weihenden Dingen, welche mein Verschluß enthielt, war ein Schub, worin sich einige Andenken fanden von verschiedener Art und aus verschiedenen Zeitabschnitten, welche ich mit großer Gleichgültigkeit ins Feuer warf. So wurden ein paar

Haarlocken, eine rothe und eine blaue Schleife nebst mehreren ähnlichen Sachen, die einst die materielle Unterlage inniger und schwärmerischer Gefühle ausgemacht hatten, den Flammen auf dem Küchenheerde überliefert und fanden einen prosaischen Tod unter einem Suppenkessel. Das einzige Stück, das aus diesem allgemeinen Schiffbruch gerettet wurde, aber auch in sich selbst den Grund enthielt, weßhalb alle jene Sachen so ganz ihren früheren Werth verloren hatten, denn jenes einzige jüngere verdunkelte alle seine älteren Geschwister, war ein niedlicher, kleiner, weißer Glacé-Handschuh.

Bei jeder andern Sache macht der Umstand, daß man etwas Besseres bekömmt, das Geringere nicht unbrauchbar, aber bei Andenken macht das beste, vorausgesetzt daß es wirklich einigen Werth hat, nicht bloß die übrigen überflüssig, sondern es würde auch vermessen sein, irgend ein anderes noch daneben zu behalten; und so waren meine Souvenirs diejenigen von meinen Besitzthümern, welche es mir am wenigsten schwer fiel zu beschränken. Da ich also meinem Handschuh das Recht eingeräumt hatte — welches nur allein die Wahrheit hat — einzig zu sein und alles Andre auszuschließen, legte ich ihn in meinen geheimsten Verschluß neben eine kleine Flasche mit Rosenöl, welche dort ihren Aufenthalt hatte. Um indeß einige Aufklärung über den Ursprung dieses Kleinods zu geben, muß ich den Umzug noch einen Augenblick aufschieben und auf diesem Schauplatz meiner ersten Jugenderinnerungen verharren.

In der Friedrichsberggasse hatten, wie gesagt, die

Meinigen lange Jahre gewohnt in einem schönen Gehöfte. Gleich unter uns wohnte gleichfalls eine Familie mehrere Jahre, welche, ohne zu den Bekannten meiner Mutter zu gehören, doch hinsichtlich der Kinder unsern nächsten Umgangskreis ausmachte. Der Vater war ein Major Walter, ein hübscher und noch kräftiger Mann, der bei einem der städtischen Regimenter stand, aber übrigens eine Besitzung auf der Insel Fünen hatte, wo seine Familie sich einen Theil des Sommers aufzuhalten pflegte. Die älteste Tochter, Sophie, war, obgleich viel jünger als meine beiden Schwestern, doch diejenige von der ganzen Familie, welche uns am häufigsten besuchte, aber seltsam genug sich dann am meisten mit meiner Mutter abgab. Sie war ein hübsches, aber sehr ernsthaftes Kind, hatte ein feines, braunes Gesicht und trug das Haar glatt zurückgestrichen und im Nacken aufgebunden, so wie man gewöhnlich die Chinesen abgebildet sieht. Aber es stand ihr gut, und die hohe Stirn, welche unbedeckt war, erhöhte den nachdenklichen Ausdruck in ihrem Blicke. Was ich am frühsten an ihr bewunderte, war ein ungewöhnlich schönes Organ, und dieß machte auch in der That ihre größte Schönheit aus. Ich sehe sie noch deutlich auf dem Sopha sitzen vor meiner Mutter, welche Nachmittags dort auszuruhen pflegte; sie hatte das Gesicht unverwandt nach meiner Mutter gerichtet, während sie sich aufgelehnt ihr entgegen neigte und an ihrem Haubenband pflückte; und während eine von meinen Schwestern auf den Fortepiano spielte, führte sie ein sehr lebhaftes,

aber immer flüsterndes Gespräch. Ich erinnere mich, daß ich einmal zufällig neben ihr saß und sie so anfangen hörte: „Glauben Sie wohl, daß das wahr ist, Frau Wagner?“ worauf sie eine Geschichte erzählte, deren ich mich nicht mehr erinnere, aber die in die damalige chronique scandaleuse der Stadt gehörte. Ich unterbrach sie mit der in Wahrheit armseligen Galanterie: „Nein, das ist nicht wahr, Sophiechen, aber wissen Sie, was wahr ist? daß Sie ein allerliebstes Mädchen sind.“ — Bei dieser Anrede sah sie mich mit einer so ungemein erstaunten Miene an, daß ich dachte, was ich auch sonst schon gedacht hatte, daß sie ein bischen verdreht und ein bischen dumm sei. Aber Nichts ist gewisser, als daß ich mich völlig irrte und daß keine von meinen früheren Meinungen so durchaus umgestoßen ist wie gerade diese. Nach solchen Unterhaltungen ging sie weg, wie sie gekommen war — man hörte die Thüre gehn und Sophie war fort. — Ich war damals eben Student geworden und hatte gewiß einen zu schlechten Geschmack, um sie gehörig zu würdigen; ich hielt keine Dame für schön als die, welche die ganze Stadt so nannte — ich habe nachher einsehen gelernt, daß solche Damen selten schön sind und noch seltner liebenswürdig — und verließ mich noch nicht auf mein Urtheil, ein Mädchen für hübsch halten zu dürfen, wenn ich es nicht von den Leuten unter diese Klasse setzen hörte. Ich glaube daher, daß man mich nicht mit Grund beschuldigen kann, den allgemeinen Fehler begangen zu haben, daß ich das Wesen, das

späterhin meine höchste Theilnahme weckte, zu glänzend ausgestattet habe; ich bin nur der Wahrheit gefolgt, so weit ich mich deren erinnern kann. Ohne Zweifel war Sophie schon damals viel liebenswürdiger, als sie mir vorkam, aber ich gestehe gerne, daß ich weder für bescheidene Tugenden, noch für junge Mädchen überhaupt Sinn hatte.

So hatte ich lange genug im Dunkeln umhergetappt und war in alle Fallen gerathen, die mir meine eigene Eitelkeit aufstellte, als Sophie beinahe sechzehn Jahre alt war und confirmirt werden sollte. Es ist gewiß und wahr, daß die Confirmation bei einer großen Zahl von unsern jungen Mädchen zu früh geschieht, bei einer weit größern dagegen zu spät. Einige sind zu kindisch, um diese feierliche Handlung zu begreifen, aber die allermeisten sind grade in diesem Zeitabschnitte zu hingerissen von den Verlockungen der weltlichen Eitelkeit, als daß sie im Stande wäre, irgend eine Wirkung auf sie zu machen. Junge Mädchen in dieser Periode haben deßwegen nichts Erfreuliches für mich, zumal diejenigen, welche eine gewisse Kindlichkeit erkünsteln, die zu ihrem übrigen Wesen wenig paßt. Aber dieß war nicht der Fall bei Sophie, sie blieb sich selbst getreu, und ich bin geneigt zu glauben, daß diese Gelegenheit es grade war, welche mir die Augen für ihre liebenswürdigen Seiten öffnete.

In diesem Zeitabschnitte war es auch, wo ich anfing, mir Mühe zu geben, um sie genauer kennen zu lernen, und dieß fiel mir in der That nicht schwer; denn

je mehr ich mich mit ihr beschäftigte, je mehr Aufmerksamkeit ich ihr erwies, desto häufiger und länger wurden ihre Besuche bei uns, wie sie selbst einmal sagte, denn sie sei ehemals blöde und bange vor mir gewesen, da sie wohl gewußt habe, wie sehr ich sie übersehe. Aber in Kurzem war diese Furcht ganz verschwunden; wir saßen oft in der Abenddämmerung ganze Stunden lang zusammen am Fenster, und sprachen von den ernsthaftesten und gleichgültigsten Dingen; ich examinirte sie auch in der Religion, wir disputirten über Ewigkeit und Unsterblichkeit, und ich weiß nicht Alles mehr, worauf ich fiel, um sie an diesen Platz zu fesseln und ihre schöne Stimme zu hören. Aber diese Streitigkeiten endigten gewöhnlich damit, daß sie sagte: „Emil, Sie sind ein Heide," und im Grunde glaube ich, daß sie mehr darein legen wollte, als ihre kindliche Aeußerung ihr Kraft dazu gab. Vielleicht hatte sie Recht, aber während sie meinen Glauben tadelte, ahnte sie nicht, daß sie mir Hoffnung und Liebe einflößte.

Inzwischen ward sie confirmirt. Ich war in der Kirche zugegen, um sie zu sehen, und bemerkte, daß sie die hübscheste von allen weiblichen Confirmanden war. Nur Eines war mir bisher nicht aufgefallen, denn ich sah sie heute zum erstenmal mitten unter einer blühenden Jugend: sie war blaß neben den Uebrigen. Aber ihre Augen waren lebhafter und schöner als deren Augen, und ich dachte bei mir selbst, daß sie gewiß nicht so hübsch sein würde, wenn sie so rothe Wangen hätte wie Jene. Ich traf grade einen von meinen Freunden,

einen jungen Chirurgus, einen liebenswürdigen Menschen, aber leichtsinnigen und lustigen Burschen, der stets einen witzigen Einfall auf den Lippen hatte, und der sich gewiß nicht um Gottes Willen in der Kirche eingefunden hatte. Ich zeigte ihm Sophien und fragte ihn, ob ihm das Mädchen nicht gefalle.

„Ja, sie ist sehr hübsch," antwortete er, „aber — sie sieht schlimm aus, da ist gewiß eine dispositio" ...

„Was meinst Du damit?" fragte ich.

„Ich meine, Gott weiß, ob ihre Lungen die stethoskopische Probe bestehen würden. Ja, ja," fuhr er fort, als ich ihn verwundert ansah, „latet anguis sub herba! Die Schlange birgt sich im Grase! —"

Es lief mir kalt über den Rücken bei dieser Erklärung. Ich weiß nicht, welchen wundersamen Eindruck sie auf mich machte; ich empfand minder Schmerz, als sich vielmehr ihr Werth dabei in meinen Augen verdoppelte. Es befremdete mich eigentlich nicht so sehr — diese Augen, diese Wangen, diese Stimme — seltsam, daß mir das nicht früher selbst eingefallen war! — Ich verließ ihn und schlich mich herum in den äußersten Gängen hinter allen neugierigen Zuschauern; ich lehnte mich auf einen Kirchenstuhl und wiederholte mehrmals: Latet anguis sub herba. — „Was beliebt?" fragte eine Stimme neben mir. Es war ein schwarzgekleideter Glöckner oder Todtengräber. Meines Vaters Begräbniß fiel mir ein; vielleicht soll dieser krummgebückte, grauhaarige Mann noch ihre letzte Ruhestätte besorgen! —

Und warum nicht? Das ist ja des Schicksals gewöhnliche Ironie. —

Die Feierlichkeit war vorbei. Die Glocken läuteten; ich dachte an Schiller's Worte in dem Liede von der Glocke:

Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr verschallt:
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt! —

Wird dieser Gang ihr letzter sein? — Vielleicht, und vielleicht auch nicht — mein gelehrter Freund ist doch kein Orakel. —

Nachmittags war große Gratulation bei Majors, und die ganze Familie unten. Sophie befand sich nicht wohl, sie klagte, daß ihre Füße sich nicht wieder erwärmen wollten, und ihr Herz schlug so stark, daß man es durch das Kleid sehen konnte. Abends fühlte sie sich so matt, daß sie die Gesellschaft verließ; sie entfernte sich mit einer von meinen Schwestern, und als ich bald nachher in unser Quartier hinaufging, fand ich sie auf dem Sopha liegen in dem Wohnzimmer meiner Mutter, die Füße in einen Teppich gehüllt; meine Schwester saß neben ihr. Ich hatte nicht erwartet, so bald an meines Freundes unglückliche Prophezeiung erinnert zu werden; aber als ich sie jetzt liegen sah, den Kopf zurückgebogen, mit kurzem Athemzug, und den Ausdruck unge-

wöhnlicher Angst im Gesicht, da fiel der Gedanke mir schwer auf das Herz, daß ich sie bald als die Beute des Todes erblicken werde. Aber ich hatte zugleich mich nie von ihr so mächtig angezogen gefühlt wie in diesen Augenblicken; ich konnte sie nicht verlassen, ich wünschte mit dem Tode einen Vertrag eingehn zu können, um sie zu besitzen, bis er sein Eigenthumsrecht geltend machen würde. Es war eine seltsame Freude, die mich bei diesem Gedanken durchdrang; ich hätte sie gleich in Besitz nehmen mögen, und sie sah mich auch so freundlich an und sagte: „Ich dachte es wohl, daß Sie zu mir hinaufkommen würden." — Ich hatte ihre Hand ergriffen, ich fühlte, wie die meinige zitterte, und ich glaube, daß meine Schwester es bemerkte. — Gott weiß, ob Sophie selbst in diesem Augenblick eine Ahnung davon hatte, daß eine feindliche Macht ihre frische Jugend untergrub.

Es hat mich späterhin nicht gewundert, daß die Ereignisse dieses Tages meine Zuneigung zu ihr verdoppelten. Es ist eine alte Wahrheit, daß man nie so herzlich an seinen Freunden hängt als in dem Augenblick, wo man sich von ihnen trennen soll, und die bevorstehende ewige Trennung, welche ich vorauszusehen glaubte, wirkte auf gleiche Weise und mit unwiderstehlicher Gewalt auf mein jugendliches Gemüth. Es ist wirklich buchstäblich wahr, daß ich keine Eigenschaft kenne, die ein solches Wesen liebenswürdiger macht, als die, welche eine unentrinnbare und nahe Scheidung bedingt, und wenn es gleich verwegen ist, es zu sagen, so gestehe ich doch auf-

richtig, daß ich bei allem Schmerze, den dieser Gedanke mir machte, es wirklich nicht über's Herz bringen konnte, sie dieses Zaubers zu berauben, wenn es auch in meiner Macht gestanden hätte. — Die Eltern waren indeß nicht so ängstlich bei dieser Kränklichkeit; ich erfuhr, daß sie schon öfter auf gleiche Weise gelitten habe, und den folgenden Tag war sie wieder munter, so daß ich allmälig anfing in die Gültigkeit des Urtheils meines ärztlichen Freundes einigen Zweifel zu setzen.

Es ging selten ein Nachmittag hin, ohne daß uns Sophie besuchte, und ich benutzte gewissenhaft die günstige Gelegenheit, mir den Pfeil immer tiefer ins Herz zu drücken. Seltsam genug entging dieß, wenigstens dem Anschein nach, der Aufmerksamkeit der Meinigen gänzlich. Hierzu trug wohl der Umstand bei, daß Sophie, wenn sie auf dem Fortepiano spielte, nicht sonderlich darauf zu achten brauchte; wenn sie aber in der Dämmerung spielte, setzte ich mich ihr zur Seite, und dann sprachen wir zusammen, ohne daß die Andern etwas davon bemerkten, um so mehr, da meine Mutter und meine Schwester, welche viel Gefühl für Musik hatten, nichts mehr liebten, als im Dämmerlicht jede in einem Winkel des Sopha's zu liegen, während das Feuer im Ofen knisterte, und ihren Gedanken auf den Schwingen der Töne freien Lauf zu lassen, während mein jüngerer Bruder, der nur noch ein Knabe und überdieß ein großer Lärmer war, sich draußen befand.

Es ist ein schwieriger Punkt, sich eines verständigen Mädchens Gunst zu sichern, und es gehört eine fort-

gesetzte und feine Beobachtung dazu, jeden kleinen Zug aufzufassen, in welchem sie sich entschleiert, aber nur einen kleinen Theil ihres Schattenrisses. Und ich glaube, daß Sophiens beständige Bereitwilligkeit, sich ans Instrument zu setzen, meistens sogar ohne Aufforderung, der erste sprechende Beweis war, den ich ihr ablauschte, daß ich ihr nicht gleichgültig sei. Wenn man nun erst einen Satz für eine solche Grundlage hat, so findet man bald mehrere. Ich erinnere mich ganz deutlich eines Abends, wo ich zu einem Ball eingeladen war, daß ich mich in meinen besten Staat geworfen hatte, enge Beinkleider, neuen blauen Rock, weiße seidene Weste, schwarze atlasne Halsbinde, figurirte violettene seidene Strümpfe und weiße Alaunhandschuhe. Ich läugne nicht, daß ich mit einer gewissen Selbstzufriedenheit vor dem Ankleidespiegel meiner Mutter stehen geblieben war, als ich durch die Schlafkammer ging, und daß ich meine ganze Person betrachtet hatte. Als ich in das Wohnzimmer trat, um wie gewöhnlich etwas Eau de Cologne zu nehmen, fand ich sie Alle beim Theetische; Sophie war auch da. Weil sie erst kürzlich confirmirt war, hatte sie noch nicht in die große Tanzwelt eintreten können, und in ihrem einfachen schwarzen Kleide sah sie mit einer gewissen Ehrerbietung auf meine anspruchvolle Außenseite. Meine Schwester fragte, wohin ich ginge, und als ich Etatsrath Berg nannte, rief sie aus: „Ach, grüße das liebe Fräulein Luischen von mir, sie ist so niedlich.“ Ich sah Sophien an und dachte: „Und doch nicht so hübsch wie Du!“ Aber

sie betrachtete mich mit einem so seltsamen, vorwurfsvollen und leidenden Blicke, sie war augenscheinlich verlegen, als ich Lebewohl sagte und ihre Hand ergriff und dieser Blick folgte mir bis zur Thür hinaus. Ich war betroffen und dachte: „Also Eifersucht — und erst sechzehn Jahre alt. Fürchte Dich nicht, ich werde Dir nicht untreu sein." —

Ich stehe nun im Begriff, eine Unbesonnenheit zu erzählen, welche feindlich in dieß Verhältniß eingriff, das mich an meine Wohnung fesselte und mir so viele glückliche Stunden schenkte, eine Unbesonnenheit, welche einen der unangenehmsten Augenblicke in meinem Leben herbeiführte. Ich kam eines Abends heim von meinem Manuducteur, und hatte mich unterweges wie gewöhnlich in Gedanken mit Sophien beschäftigt. In einsamen Augenblicken hatte ich oft die Gründe erwogen, welche für und gegen das Urtheil sprachen, das mein Freund an ihrem Confirmationstage über ihre Gesundheit gefällt hatte, ja ich hatte mich sogar, um der Wahrheit näher zu kommen, in physiologische und pathologische Untersuchungen eingelassen, die die Frucht eines unmittelbaren Genies sein sollten, denn an Kenntnissen in diesen Fächern fehlte es mir unläugbar gänzlich. Als ich an unsre Pforte kam, trat gerade der Etatsrath ***, der Walter's Arzt war, heraus, um in seinen Wagen zu steigen. So wie ich ihn gewahr ward, faßte ich den Entschluß, ihn zu fragen, da ich überdieß mit ihm persönlich bekannt war, um seine aufrichtige Meinung hinsichtlich Sophiens. Um allem Verdacht zu entgehen

und ihn überdieß um so mehr zur Offenherzigkeit zu bewegen, fragte ich ihn im Namen meiner Mutter, die, wie ich ihm versicherte, ganz besonders Antheil an ihr nähme, und bei Sophiens häufigen wiederkehrenden Krankheitszufällen von Furcht beunruhigt würde. Er gab mir zuerst eine ausweichende Antwort, aber da ich ihm erklärte, daß er keinen Grund habe, die Wahrheit zu verbergen, sagte er mir seine Meinung unverhohlen. Es ist überdieß eine Erfahrung, die sich oft bestätigt, daß Aerzte, wenn sie sich verpflichtet finden, eine ungünstige Ansicht von einer Krankheit den nächsten Angehörigen zu verschweigen, denen sie im Gegentheil gute Hoffnung einflößen, um so geneigter sind, ihre aufrichtige Meinung Leuten zu entdecken, die in entfernterer Verbindung mit dem Kranken stehen. Trifft nun ein Unglück ein, so haben sie durch diese Politik ihre Ehre gerettet. Der Etatsrath sagte mir nun, daß Sophie an einem organischen Fehler des Herzens leide, oder mindestens an einer Hinneigung zu einer Herzenskrankheit, die in dem Alter, worin sie jetzt stehe, sich zu entwickeln anfange, daß von Seiten der Arzneikunst wenig gethan werden könne, um ihr entgegen zu arbeiten, und daß sie des Mädchens Tod frühzeitig herbeiführen werde. Indessen fügte er hinzu, sei es nicht unmöglich, daß ihr jetziger Zustand ihn täusche, man dürfe wohl nicht unbedingt ein völlig bestimmtes Urtheil fällen — darauf drückte er mir die Hand und fuhr ab.

Trotz Allem, was ich vorher gesagt habe, muß ich doch gestehen, daß diese Unterredung mich in eine fürch-

terliche Stimmung setzte. Es ist gräßlich, einen Menschen sorglos am Rande eines Abgrundes gehn zu sehn; man kann nicht umhin zu denken, von wie vielen Seiten doch das Schicksal unmerklich unser zeitliches Glück untergraben kann. Ich weiß nicht, daß ich jemals so niedergeschlagen war als damals, wo ich jenes harte Urtheil durch eine höhere Instanz bekräftigen hörte. Statt hinauf zu gehen, kehrte ich wieder um. Es schneite stark, und Alles um mich her trug dazu bei, meine üble Laune zu verstärken; der ferne einförmige Schall des Schlittengeläutes und des Peitschenknalls, der jämmerliche Ruf der Torfbauern, trieb mich auf den Wall, aber es währte nicht lange, so ward ich von einer Schildwache zurückgewiesen, weil es schon nach dem Zapfenstreiche war. Ein Leiermann spielte ein Stück einer Romanze, ich folgte ihm nach und mußte lange gehn, ehe ich ihn das Stück vollenden hörte — die Poesie des Lebens ist so sparsam eingestreut in die ungeheure Masse von Prosa. Endlich stand er still vor einer erleuchteten Zimmerreihe und spielte — Weber's letzten Walzer. Die langen rothen Vorhänge wurden auf die Seite gezogen, ein junges Mädchen öffnete das Fenster und warf ihm Geld hinaus. Ich sah einen zierlichen jungen Herrn hinter ihr stehn, er war ihr so nahe, daß er gewiß seinen Arm um ihre schlanke Gestalt gelegt hatte. Sonderbar, daß auch dieß mir widerlich war, und noch sonderbarer, daß ich Sophiens Züge in dem Gesichte der jungen Dame zu erkennen glaubte.

Ich ging nach Hause. Auf der Treppe hörte ich

schon, daß das Fortepiano gespielt wurde, ich schloß daraus, daß es dunkel in der Stube sei und ging hinein. Ich sah ein weibliches Wesen am Fenster sitzen, und eines am Instrument — es waren meine Schwestern, meine Mutter lag auf dem Sopha. Ich setzte mich leise zu ihr hin und erzählte ihr Wort für Wort, was der alte Arzt mir sagte, da ich ihn in ihrem Namen gefragt hatte. Als ich fertig war, hörte ich, daß die Töne des Instruments verstummten, und daß die Thüre ging. „Wer war das?" fragte ich.

„Es war Sophie," antwortete meine Schwester.

„Sophie?!" rief ich erschrocken. — „Ja," antwortete meine Schwester, „sie weinte."

Jetzt erst erwachte meine Mutter; sie hatte kein Wort von dem gehört, was ich sagte. —

Jeder wird wohl fühlen, wie unsäglich betrübend dieser Zufall für mich sein mußte; daß er meiner Mutter viele Thränen kostete, schäme ich mich nicht nur für das Geringste dabei anzusehen. So unglücklich wie dieß mich damals machte, eben so oft habe ich mir später diese Unbedachtsamkeit vorgeworfen, die so schlimme Früchte trug. Ich war in Verzweiflung, und wußte auf nichts zu kommen, wie ich mich bei dieser Sache benehmen sollte, die, wie ich mir vorstellte, den schrecklichsten Eindruck auf die ganze Familie des Majors hatte machen müssen. Ich sah im Geiste, wie Sophie weinend hinunter gekommen war, wie sie den Eltern das Todesurtheil mitgetheilt hatte, das über sie gefällt

war, wie dieß nicht nur sie Alle zur Verzweiflung gebracht, sondern auch gegen ihn, den Zerstörer ihres Glückes, empört hatte — und ich hatte es sein müssen, der ihr ein so unglückliches Schicksal prophezeite! —

Es verliefen mehrere Tage, ehe Sophie sich wieder bei uns sehen ließ, und ich hatte nicht den Muth, sie aufzusuchen, damit es zu einer Erklärung komme. Ich wußte bei Gott nicht, wie ich meinen Fehler entschuldigen sollte und was konnten auch alle Entschuldigungen nützen, da ich ihn nicht gut zu machen im Stande war. Wie ein Dieb schlich ich mich die Treppe auf und nieder, beständig in Angst, einem von der Familie zu begegnen. Endlich traf ich Sophien wieder unvermuthet eines Abends bei den Meinigen; sie war aufgeräumt, und es ließ sich nicht verkennen, daß sie sich bemühte, uns den Glauben einzuflößen, sie habe Nichts gehört; aber ich bemerkte doch, daß sie verlegen ward, als sie mich eintreten sah. Ich weiß indeß nicht, wer von uns Beiden am meisten verlegen war. Was dagegen ihre Familie betraf, so überzeugte ich mich bald, daß keiner derselben das Geringste erfahren hatte. Selbst bei Sophien glättete die Zeit bald den ersten ungünstigen Eindruck so aus, daß ich beinahe glauben mußte, sie lege nicht viel Gewicht auf die Aeußerung des Etatsrathes; und die Sterne des winterlichen Himmels sahen uns oft wieder am Fenster in derselben Vertraulichkeit, die mir noch lieber wurde, da ich die Ruhe bewundern mußte, mit welcher sie einer Unglück drohenden Zukunft entgegensah. Ich erhielt bald Gelegenheit, inne zu werden,

welche Wirkung so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit auf mich gemacht hatte.

Der Winter war schnell verlaufen, der Frühling hatte ihn vertrieben, und die Sommersonne war grade im Begriff, über beide zu triumphiren, als wir eines Abends in den letzten Tagen des Mais einander Lebewohl sagten, weil sie zugleich mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern am nächsten Morgen früh die Stadt verlassen wollte, um nach Brägnerup in Fünen zu reisen. Ich hatte nie zuvor so deutlich wie diesen Abend in ihren Augen gelesen, ich glaubte den Gedanken zu verstehen: „Du vergissest mich gewiß, und wir sehen vielleicht einander nicht mehr," und ich glaube, daß ich mich nicht irrte. In stillem Herzen that ich die heiligsten Gelübde; mündlich hatte ich nur der Frau Walter versprochen, sie im Laufe des Sommers zu besuchen. Daß ich dieß Alles ehrlich meinte, dafür wird man in der Folge den gültigsten Beweis finden. Als sie am nächsten Morgen um fünf Uhr abreisten, war ich auf; ich hörte Sophiens Stimme auf der Treppe und sah sie in den Wagen steigen. Ich spazierte langsam die Gasse hinunter, als der Wagen aus dem Westthore rollte, und nicht lange nachher stand ich auf der Friedrichsberger Anhöhe, beschienen von der freundlichen Morgensonne und sah grübelnd hinaus über die flache Landschaft, die die Natur grade uneben genug gemacht hatte, um mein fliehendes Glück zu verbergen.

Was ich in der ganzen folgenden Zeit von Sehnsucht und von dem peinlichen Gefühle der Leere litt,

wird Jeder, der mich damals kannte und mir meine düstre Melancholie vorwarf, bezeugen können. Wie oft die untergehende Sonne mich einsam und gedankenvoll auf dem Wege gefunden hat, den ich an dem erwähnten Morgen wanderte, bin ich wirklich nicht im Stande zu berechnen; aber die seltsame Gewalt, die mich beständig hinaustrieb nach derselben Richtung, bewies mir deutlich genug, was die Quelle meines Kummers war, aber zeigte mir zugleich das Mittel, das ich zu wählen hatte, um ihn zu heilen. Wir waren noch nicht weit im Julius, als ich von meiner theuren Familie Abschied nahm und nach Fünen reiste. Es war eigentlich das erste Mal in meinem Leben, daß ich ordentlich auf das Land hinauskam; wir hatten keine näheren Verwandten oder Freunde in irgend einer Provinz, und ich muß deßwegen gestehen, daß ich bisher ungemein zufrieden gewesen war mit der Ländlichkeit, die man auf der Esplanade genießt oder auf der Langen Linie und, wenn es hoch kommt, in Charlottenlund oder im Thiergarten, und mir schien, ich schäme mich es zu sagen, das Land grade am angenehmsten zu sein, wenn man damit das vereinigen konnte, was die Hauptstadt charakterisirt, und namentlich, wenn man es beständig in Gemeinschaft mit Kopenhagens feiner Welt genießen konnte. — Ja es schien mir sogar, daß es ein wirklicher Verlust sein werde, die Stadt einen Monat lang zu entbehren, und daß mein feiner kopenhagischer Ton bald etwas leiden, oder wenigstens nicht zunehmen werde, wenn ich mich von der civilisirten Welt entferne. Aber ich kannte

das Land damals nicht, und ich war damals nicht verliebt — in einen Andern als in mich selbst. Sobald ich es nun aber kennen lernte, bezauberte es mich auch in dem höchsten Grade, und meine Ankunft auf dem Gute machte zumal einen sehr lebhaften Eindruck auf mich. Ich kann deshalb jetzt nicht umhin, über das Landleben der Kopenhagner zu lachen; wenigstens so wie es die Meisten führen, ist es ein wahres Zerrbild. Sie miethen sich an einem Ort ein, wohin ihnen die Augen des ganzen Publikums folgen können, sie richten ihre ganze Wirthschaft ein, um gesehen zu werden, und wünschen auch Nichts weiter. Wie oft habe ich nicht in meinem Herzen gelacht, wenn ich auf den Strandweg hinausfuhr und sah — nämlich an den Tagen und zu den Zeiten, wo er besucht ist — wie die jungen Damen in elegantem modernen Anzuge Ring spielten im Hofe oder im Garten draußen vor dem Hause dicht an der Straße, oder wie kleine verkünstelte Kinder in Schäfertracht umherliefen, — wenn die Straße nicht belebt ist, sieht man sie nicht. Aber es ist doch eine Variation, mit der Ländlichkeit zu kokettiren, und es wäre Sünde, ihnen dieß Vergnügen zu mißgönnen. Was mich betrifft, so muß ich mich dagegen erklären, daß sich Ländlichkeit antreffen läßt, so lange man die Thürme von Kopenhagen noch vor Augen hat.

Ich war in Fünen angekommen und wandte eines Abends gegen Sonnenuntergang von der Landstraße nach Odensee mich in einen Seitenweg und rollte bald in ein großes eisernes Thor hinein zwischen zwei hohen

Steinpfeilern, welche die Grenze des Gehöftes bezeichneten. Die Landleute waren grade im Begriff, Raps einzufahren, so daß das Erste, dem mein Auge begegnete, das geschäftige Ernteleben war in aller seiner Glorie, mit Gesang und Fröhlichkeit, vermischt mit dem gemessenen Schlag der Dreschflegel auf dem ausgespannten Segel, und schattirt mit Schaaren von weißen Hemdstauen und rothen Leibchen. Zu dem Hofe hinauf führte ein langer Gang von dunkeln Kastanienbäumen, mit tiefen Spuren in der weichen Erde, die von der Sonne oder vom Winde gedörrt war; am Ende desselben kam ich zu den Außengebäuden mit weißen Mauern und getheerten Balken, und fuhr über eine ländliche steinerne Brücke durch ein niedriges Thor einer Scheune in den großen Meierhof hinein. Ich hatte diesen für das Sommerwohngebäude der Herrschaft gehalten, sah jetzt aber erst das rothe Dach des Hauptgebäudes, das an den Wald stieß und über ein niedrigeres Gebäude hervorragte, aus dessen hochangebrachten vergitterten Fenstern das Geräusch einer Buttermaschine das Erste war, das mich begrüßte und freundlich und gemüthlich auf mich wirkte, der ich bisher das Land nur von seiner müßigen Seite kannte. Durch ein blau angestrichenes Gitter fuhr ich in den eigentlichen Hof hinein, und hielt vor der breiten Steintreppe, welche auf beiden Seiten mit Spalierbäumen besetzt war, und welche auf den offenstehenden Zwischengang führte, durch den ich auf der andern Seite des Hauses den Grasplatz sah mit der vergoldeten Sonnenuhr, die gegen den dunkeln Hinter-

grund von den Bäumen und Büschen des Gartens prahlend abstach. Ich zweifle nicht, daß das, was ich hier beschrieben habe, sehr einfach ist, und daß viele von meinen Lesern schönere und prächtigere Orte kennen, aber mir kam es hier unendlich schön und freundlich vor; es hatte für mich so etwas Auffallendes, hier einen so lebhaften Aufenthalt anzutreffen, nachdem ich so lange auf einsamen Wegen gefahren war, und selbst etwas Ehrfurchtgebietendes, wenn ich daran dachte, daß dieß der Herrensitz eines alten und ehrwürdigen Geschlechtes sei, dessen Wappen noch ausgehauen stand in einem großen Stein über der Thür, zugleich mit einer halbverwitterten Inschrift.

Ein Knecht kam auf Holzschuhen gesprungen, deren Schall in den fernen Scheunen wiederhallte, setzte einen Tritt an den Wagen und bald stand ich in dem Wohnzimmer mitten unter der Walterschen Familie. Der Major war in Kopenhagen; die übrige Familie empfing mich sehr freundlich, und Sophie ließ es sich fast deutlich merken, daß meine Ankunft sie angenehm überrascht habe. Es wunderte mich, daß ihre Mutter nicht darauf zu achten schien, denn ich glaubte damals, der Unterschied zwischen Land- und Stadtleben zeige sich bloß in der veränderten äußeren Umgebung, aber ich machte bald die glückliche Entdeckung, daß auch die Menschen auf dem Lande anders sind und die Art des Umgangs weit freier und natürlicher, aber deßwegen ist ein solcher Aufenthalt auch weit gefährlicher für einen Menschen in meiner Lage. Es ist ein sehr vernünftiger Rath, wer

ihn auch zuerst gegeben haben mag, daß ein Kopenhagner sich ja nicht auf dem Lande verlobe, denn da trägt Alles dazu bei, ihm das Bischen vernünftiger Ueberlegung zu rauben, das er sonst vielleicht besitzt. Die Umgebungen machen ihn schwärmerisch und zugänglich für weichere Gefühle, und diese gewinnen um so leichter die Herrschaft über ihn, wenn er, wie es bei mir der Fall war, keine eigentlich ernste Beschäftigung hat. Diese Erfahrung hatte ich Gelegenheit bei mir bestätigt zu finden, aber sie konnte mir von keinem Nutzen sein; denn derjenige, dem eine solche Zuneigung folgt von der Stadt auf das Land, und vom Lande zurück wieder zur Stadt, der kann mit Ruhe sich ihr hingeben — und das that ich grade mit Leib und Seele.

Des Morgens, wenn ich aus meinem Zimmer hinunter kam, traf ich täglich Sophien allein beim Theetisch in ihrem Morgenkleide mit einer einfachen kleinen Bobinetshaube mit schmalen Streifen und hellblauem Bande unter dem Kinn, und ich ward jeden Tag von Neuem entzückt von diesem Anblick. Wenn der Thee getrunken war, lockte ich sie in den Garten hinunter, um auf dem Grasplatze Ring zu spielen, und nach diesem Kinderspiel zog ich sie mit mir durch die entferntesten Gänge des Gartens. Vormittags ritt ich oft aus, und tummelte dann mein Pferd mit so vielem Anstand wie möglich in dem Hof, denn ich wußte, daß der Hufschlag auf der Steinbrücke sie an ihr Kammerfenster locken würde, und wenn ich um die Ecke wandte, konnte ich unbemerkt mit einem flüchtigen Blicke mich

überzeugen, daß sie mir mit den Augen folgte. Aber Abends insbesondere,

Wenn hinter den Wald die Sonne sinkt,
Und die Schatten so lang dann werden —

führte ich sie fort, bisweilen durch Bitten, bisweilen durch List, und waren wir erst durch das Gartenpförtchen, so kehrten wir oft nicht eher zurück, als bis der Mond in allem seinem Glanze am Himmel stand. Man sieht hieraus, daß ich die erwünschteste Gelegenheit von der Welt hatte, mich heimlich zu verloben — und doch geschah es nicht.

Eines Abends, als es noch so zeitig war, daß die Sonne hoch überm Walde stand, folgte ich ihr hinaus durch die Gartenpforte, durch welche sie ging, ohne anzuhalten, obgleich sie sonst hier still zu stehen pflegte, um damit anzudeuten, daß wir umkehren müßten; ich konnte nicht umhin, darüber zu lächeln, sie lachte auch, und wir gingen darauf weiter. Diesen Abend war sie verstimmt; des Pachters Frau, eine recht hübsche, blühende kleine Person in ihren besten Jahren, war denselben Morgen gestorben. Ich suchte sie aufzumuntern mit aller scherzhaften Laune, die ich von Natur nur besaß, aber es machte kein Glück, nicht als ob ich es nicht verstanden hätte, aufgeräumt zu sein, sondern vielmehr weil die Natur in ihrer verwünschten wehmüthigen Abendstille meinem Versuche mit jener unüberwindlichen Macht entgegenarbeitete, welche sie über jedes bekümmerte Gemüth ausübt. Es währte deßhalb nicht lange, so leitete ich die Unterredung selbst auf das traurige

Kapitel in der Geschichte des Landgutes hin, über welchem die Sonne noch nicht untergegangen war. Ich läugne nicht, daß ich im Anfang eine Theilnahme heuchelte, die ich nicht fühlen konnte, da ich mit diesen Leuten noch nicht einmal gesprochen hatte; aber als Sophie anfing davon zu erzählen, ging ihrer Stimme wundersamer Klang mir wirklich vielleicht mehr zu Herzen, als die Sache selbst, und ich merkte bald, wie viel Interesse sie hatte für die junge Frau, und wie sehr sie wünschte, daß ich Theil daran nehmen möchte. Sie erzählte mir, daß die Verstorbene eine Tochter des Müllers auf Lönholdt's Mühle war, der schon von ihrer frühesten Jugend an sie tyrannisirt und sie zuletzt gezwungen hatte, obgleich sie mit dem Schützen vom Gute verlobt war, den Pachter zu heirathen, der etwas Vermögen hatte, aber übrigens für einen schlechten Menschen gehalten wurde. Sophie war den Abend vor ihrem Tode bei ihr gewesen, und es hatte sie befremdet, daß ein Mensch mit so großer Zufriedenheit seine Auflösung erwarten konnte. Sie hatte gewissermaßen ihren letzten Willen in Sophiens Hand niedergelegt, indem sie auf das neugeborne Kind zeigte, das in der Wiege lag, mit den Worten: „Wenn das Fräulein im Sommer herüberkommt, so sehen Sie wohl nach, daß das kleine Kind keine Noth leidet, und wenn das Mädchen größer wird, müssen Sie mit ihr auf den Friedhof gehn und ihr ihrer Mutter Grabkreuz zeigen.“

Als Sophie diese trauervolle Erzählung geendigt hatte, wären wir mitten in den Wald gekommen und

standen grade auf einer Anhöhe, die rundum von dem hohen Buchenhain begrenzt war; nur vor uns, wo die Höhe ein langes Stück schräg niederging, befand sich ein ganz offner Platz, bepflanzt mit zarten Tannen, aus deren Mitte ein alter, nackter, abgeschälter Baumstamm in die Höhe ragte mit einem Storchnest in den dürren Zweigen. Die Sonne stand just an der Seite der Bäume und vergoldete die Wipfel, während der ganze untere Theil des Waldes dunkel war. Da, wo wir standen, fielen die Sonnenstrahlen noch grade auf uns, Alles war still umher, und nur einige stumme Vögelchen schlüpften durch das Laub und suchten ihre Nester. Ich stand still, Sophie hielt auch an und lehnte sich an einen Baum, welcher schräg heraushing über den Rand des Hügels, und während sie starr hinblickte auf den dunkeln Wald und den gefärbten Himmel, sah ich, wie die letzten Sonnenstrahlen in ihren Augen spielten. Sie wandte sich mit einem halb wehmüthigen Lächeln zu mir und sagte: „Ist es nicht gut, daß die junge Frau Sie nicht gekannt hat; Sie hätten vielleicht die Ueberzeugung bei ihr erschüttert, welche sie dahin brachte, ein schweres Schicksal mit Ruhe zu ertragen und mit Heiterkeit zu sterben.“

„Wie so?“ fragte ich.

„Sie sind es ja, der mir einbilden wollte, daß es keine Unsterblichkeit gebe.“

„Ich? — Ich habe keinen Augenblick geläugnet, daß es Unsterblichkeit giebt, ich habe nur gesagt, daß

sie nicht von der Art ist, daß man seine Persönlichkeit behält und das Bewußtsein von seinem früheren Zustande. Und ich habe in der That keinen Grund, mir es anders zu denken."

„Gott bewahre uns! Das ist ja so gut wie Nichts."

„Und doch kann es nicht anders sein. Es würde zu betrübt sein, an eine solche Seelenwanderung zu glauben. Wir müssen uns ja darüber freuen, daß das Geistige und Vernünftige in uns in die Natur übergeht, woher es gekommen ist. Es ist der alte heidnische Mythus von dem Gotte der Zeit, dem grausamen Saturn, der alle seine eignen Kinder verschlang."

„O Gott! — Das ist ein elender Trost. Das ist ja dasselbe, als ob man ganz vernichtet würde, denn ich, Sophie Walter, höre doch auf zu existiren."

„Ja, wenn Sie so wollen" . . .

„So ist auch keine Gerechtigkeit unter der Sonne, und auch nicht über ihr," unterbrach mich Sophie mißmüthig.

„Warum nicht?" fragte ich.

„Nicht gegen den, der früh sterben muß," antwortete sie langsam; „so ist es in der That ein hartes Urtheil, das Sie über mich Arme gefällt haben."

Das war das erste Mal, daß wir auf dieß fatale Kapitel gekommen waren; ich fühlte, daß das Blut meine Wangen färbte, und ich sah, daß die Sonne sich

in zwei klaren Thränen in ihren Augen badete. Ich vermochte nichts darauf zu antworten.

„Sie haben vielleicht geglaubt,“ fuhr sie fort, „daß ich nicht die Prophezeiung hörte, die Sie eines Abends im Winter über mich aussprachen. Aber ich hörte sie leider Wort für Wort, und ich war so kindisch, daß ich darüber weinte. Sie hat mir manche bittere Thränen gekostet.“

„Sophie, Sie müssen mir das nicht vorwerfen, ich sagte ja nur“ . . .

„Ihnen? Nein, Ihnen werfe ich es ja nicht vor. Ich werfe es nur meinem Schicksal vor, ich werde so ungern sterben.“

Sie wandte sich um und ging den Hügel hinab. Ich folgte langsam hinter ihr drein, und sah, daß sie ihr Tuch zu den Augen führte. Es war ein unendlich peinlicher Auftritt für mich. Ich ging zu ihr hin und sagte: „Sophie, ich bitte Sie, nicht mehr mit mir davon zu sprechen. Ich reise bald ab; Sie müssen mir nicht die letzten Tage verbittern, indem Sie mich an Etwas erinnern, das mir vielleicht noch schmerzlicher ist als Ihnen.“

Sie sah mich beinahe verwundert an. „Aber wann reisen Sie denn?“ fragte sie.

„Einen der nächsten Tage,“ antwortete ich.

„Und wir sehen einander gewiß nicht so bald

wieder," fuhr sie fort, „denn mein Vater hat beschlossen, daß wir auch im Winter hier bleiben."

„Das weiß ich," sagte ich mit einem Seufzer, „wir kommen wohl nicht mehr dazu, an den Winterabenden in Kopenhagen am Fenster zu sitzen."

„Und wenn Sie in ein paar Jahren wieder herkommen," sagte sie mit leiser Stimme, welche mich gewaltig ergriff, „so ist Ihre Prophezeiung wohl in Erfüllung gegangen. Wollen Sie dann an mich denken und den Kirchhof besuchen und den Leichenstein besehen, auf welchem steht: Sophie Walter. — Es ist doch ein wunderlicher Gedanke, daß man vielleicht in ganz kurzer Zeit verlassen und vergessen in der feuchten Erde liegen soll, abseits in einem Winkel unter der rothen Kirchenmauer."

„Sophie," sagte ich im Tone des Vorwurfs, „ich glaube wirklich, daß Sie eine Freude daran finden, mich mit meinen eigenen unglückseligen und oft bereuten Worten zu peinigen. Wenn Etwas mich zur Verzweiflung bringen kann, so sind Sie es, wenn Sie so sprechen."

„Lassen Sie mich nur noch um Eins bitten," fuhr sie fort. „Sie sagten selbst, daß die Pächterin mich zum Vormund ihres Kindes eingesetzt hat. Wenn ich — es nicht sein kann, wollen Sie dann wohl einmal, wenn Sie hieher kommen, das kleine Kind auf den Kirchhof mitnehmen und zu ihr sagen: Hier liegt deine Mutter — und dort liegt deine Vormünderin." —

Sie schwieg. Ich weiß wirklich nicht, ob sie dieß sagte, um mich zum Weinen zu bringen, oder ob es wirklich Gewissenhaftigkeit war bei der ihr auferlegten Pflicht, die ihr diese Worte eingab, aber sie sah mit einer so unbeschreiblich betrübten Miene zur Erde nieder, daß ich nichts Anderes glauben konnte, als daß es das Ereigniß dieses Tag sei, das diese melancholische Laune bei ihr hervorgerufen habe. In diesen Augenblicken stürmten alle früheren Erinnerungen vom Confirmationstage bis zu unsern Abendunterhaltungen auf mich ein, und ich war nahe daran, sie in meine Arme zu fassen und zu sagen: „So sollst Du auch meine sein für die kurze noch übrige Zeit.“ — Aber ich that es nicht.

„Wunderliches Mädchen!“ sagte ich. „Sophie, ich verspreche es Ihnen.“ — Ich ergriff ihre Hand, und wir sahen einander in die Augen. —

Wir kehrten nun nach Hause, Beide sehr ernst und in der ungewöhnlichsten Stimmung. Als wir an die Gartenpforte kamen, und ich die Thür für sie offen hielt, während sie auf ihren leichten Füßen hindurchhüpfte, sah sie sich verlegen nach der andern Seite um.

Als wir in das Wohnzimmer kamen, war der Major aus Kopenhagen da und Alles voll Freude über seine Ankunft. Nur Sophie behielt dasselbe ernste Gesicht, und ich dachte mit Don Carlos:

Die schönen Tage in Aranjuez
Sind jetzt zu Ende, Eure Königliche Hoheit!

Zwei Tage nachher reiste ich frühmorgens ab und

sah des Landgutes rothe Dächer in einem dicken Nebel verschwinden, der wie ein Schleier den Schauplatz meiner letzten bezaubernden Erinnerungen verbarg. —

Als ich nach Kopenhagen zurückkam, kehrte auch meine üble Laune mit erneuter Kraft zurück; Bälle und andre gesellschaftliche Zerstreuungen machten mir kein Vergnügen mehr, und wenn ich mit meinen Freunden und Kameraden zusammenkam, ward ich gewöhnlich nachdenklich in aller Lustigkeit, welche mich umgab; ich nahm keinen Theil daran, und war nur Zuhörer, und selbst das oft nicht einmal. Aber ich ergriff unter diesen Umständen die vernünftigste Partie — ich war fleißig.

Indessen hatten Major Walters ihr Quartier in Kopenhagen noch nicht aufgesagt, und ich hörte, daß die Familie kommen würde, um es noch auf einen Monat gegen Neujahr zu bewohnen und dann von der Hauptstadt und ihren Freuden Abschied zu nehmen. Am siebenten December kamen sie denn auch wirklich, und Sophie mit ihnen. Ich war unbeschreiblich froh, sie wiederzusehn, und alle unsre früheren Auftritte aus der verflossenen Zeit wiederholten sich aufs Neue. Aber diese Freude währte nicht lange. Einige Tage nach Neujahr hatte der Major einen Ball veranstaltet, der eine Art von Abschiedsfest für Sophiens sämmtliche Freundinnen sein sollte, und dazu war ich mit den Meinigen auch eingeladen. Sophie war an dem Abend ganz allerliebst, und wenn ich in der Folge an sie dachte, schwebte sie mir immer in ihrem hübschen Ballanzug vor. Sie hatte ein weißseidenes Kleid an mit einem Korsetleibchen, das

vorn in eine Spitze hinunterlief und geschnürt war, lange, weiße, klare Aermel, welche die kurzen seidnen Aermel bedeckten, das Haar war zurückgestrichen, nur einige weiße Perlen hineingeflochten. Sie glich auffallend einem hübschen kleinen Kupferstich, den ich besitze und der Fräulein Lucie, die Braut von Lammermoor, vorstellt. Sie war unläugbar das schönste Mädchen auf dem Ball, und in meinen Augen das schönste Mädchen von der Welt, und meine Neigung zu ihr näherte sich an diesem Abend dem Höhenpunkt. Ich war natürlicherweise zu spät gekommen, um mit ihr einen Tanz machen zu können; denn, wie bekannt, ist die Tochter des Hauses allemal vom Anfang des Balles für alle Tänze aufgefordert. Ich war ziemlich ärgerlich darüber, aber da sie nach Tische nicht mehr tanzen durfte, hatte ich das Glück, eine Stunde mit ihr im Cabinet zuzubringen, wo ich sie, zu meiner Gunst, eine Menge Aufforderungen abschlagen hörte, welche von allen Seiten auf sie eindrangen, zumal von einigen jungen stattlichen Officieren vom Regiment ihres Vaters. Wir sprachen sehr ernsthaft über die bevorstehende Trennung und Sophie war wirklich betrübt darüber. Während des Gespräches saß sie und pflückte an einem ihrer Handschuhe, so daß er endlich einen Riß bekam.

„Was hat nun der arme Handschuh gethan," fragte ich, „daß Sie ihn so mißhandeln? Geben Sie mir ihn lieber, wenn er doch einmal geopfert werden soll! Ich werde ihn als eine Erinnerung behalten, wenn wir getrennt werden sollten."

Sie sah mich verlegen an; ich sah deutlich, daß es das erste Mal in ihrem Leben war, daß Jemand eine solche Bitte an sie gethan hatte. Aber da ich die Hand danach ausstreckte, legte sie ihn darein und sagte: „So nehmen Sie ihn, aber versprechen Sie mir, ihn zurückzugeben, wenn Sie sich nichts mehr daraus machen.“ Indem war der Tanz vorbei, und verschiedene Gäste traten in das Gemach. Ich war noch so glücklich, daß ich ein paarmal mit ihr rundum walzen konnte; da wir mitten im Tanz standen, kam der Major zu ihr heran und sagte: „Es sieht nicht hübsch aus, Mädchen, mit Einem Handschuh zu tanzen, was hast Du mit dem andern gemacht?“

„Ich weiß wirklich nicht, Vater,“ antwortete sie, „wie er fortgekommen ist.“ Sie sah mich an, und ward blutroth im Gesicht; es war das erste Mal, daß ich ihr Mitschuldiger geworden war in einer Unwahrheit gegen ihre Eltern. Gott weiß, ob sie fühlte, wie wichtig der Schritt ist, welcher dazu führt.

Den nächsten Tag nach dem Ball war Sophie krank, und den zweiten Tag reiste sie ab, um ihren Aufenthalt für immer im Schatten der Fünenschen Wälder aufzuschlagen. Ich hob meinen weißen Alaunhandschuh sorgfältig auf, und er ist es, über dessen Geschichte ich meinen Lesern eine Erklärung schuldig war, die ich denn hiemit höchst vollständig und wahrhaft gegeben habe. —

Im nächsten Herbst hatten wir Umzug. Jeder Ko-

penhagner und jede Kopenhagnerinn, welche diese Zeilen liest, wird gewiß eine Saite in der Brust anklingen hören bei dem Laut der Worte: „Wir hatten Umzug." Es ist im geistigen Sinne dasselbe, als ob die Pflanze sagte: „Ich zerriß alle die tausend feinen Fasern meiner Wurzeln, welche in meiner alten wohlbekannten Heimath Schirm gefunden hatten, und womit ich mich an die Erdscholle festgeknüpft hatte, die mir eben so lieb war, wie dem Dichter, wenn er singt: „Da wo zum ersten Mal das Auge" u. s. w.

Ich nehme hier wieder meine Zuflucht zur Vergleichung des Menschen mit den geringer organisirten Wesen. Man weiß, daß die Lokomotivität oder willkürliche Bewegung eine von denjenigen Eigenschaften ist, durch welche sich der Mensch am meisten von ihnen unterscheidet: — Gott weiß, ich bin dem Schöpfer äußerst dankbar für die höheren Eigenschaften, welche er in uns gelegt hat, aber an dem Umzugstage war ich wirklich nicht weit davon entfernt, den armseligen Polyp zu beneiden — der die „zweiten Sekretärs" Rolle in der großen Rangordnung der Natur spielt, da er das unterste Glied ist in der Reihe der Thiere — und der Grund zu diesem meinem Neide war dieß, daß der Polyp sich in einem warmen Spalt einer Felswand festsetzt, und dort lebt und stirbt. Es ist freilich wahr, daß es manche Menschen giebt, besonders Männer, auf welche die Umgebung keine Wirkung thut, und welche sich nichts daraus machen, wo sie wohnen, ja es traf sich einmal, daß einer von meinen früheren Bekannten, ein Student, von dem

ich wußte, daß sein Wirth ihm aufgesagt hatte, weil er die Miethe nicht bezahlte, auf meine Frage, als ich ihm auf der Straße begegnete, wo er jetzt wohne? mir mit der heitersten Miene von der Welt antwortete: „Ich wohne gar nicht!" — Und die Sache verhielt sich wirklich so; er lag nämlich des Nachts auf einem Sopha bei Diesem oder Jenem von seinen Bekannten und hielt sich bei Tage an öffentlichen Orten auf. Bei mir war ganz der entgegengesetzte Fall; meine Wohnung spielt eine sehr wichtige Rolle in meiner ganzen Existenz, und ich lebe mich allmählig in eine wirklich lebendige Verbindung hinein mit meinen leblosen Umgebungen. So wie das Sopha in meinem Zimmer stand, so wie die Sonne Nachmittags hineinstrahlte durch die dunkelrothen Vorhänge, wenn ich mit dem „Tagblatte" oder der „Kopenhagner-Post" in den Händen meinen Kaffee trank und meine Cigarre rauchte, so wie die Flamme des Stubenofens an der Wand spielte und in der Dämmerung den vergoldeten Rahmen eines Bildnisses von Poniatowsky beleuchtete, so und nicht anders setzte dieß Alles zusammen mich in eine gewisse behagliche, heimische Stimmung — und Alles dieß sollte nun anders werden. Es kam mir in der That sogar vor, als ob diese Veränderung in meine Persönlichkeit eingriffe, und als ob ich an dem bisherigen Aufenthaltsorte einen Theil meiner selbst zurückließe, und in den neuen wie ein andrer Mensch hinüberzöge. — Ich glaube in Wahrheit auch, daß ich einen beträchtlichen Theil alter Ideen und Erinnerungen dort hinter mir ließ; aber

eine wenigstens nahm ich mit in die neue Wohnung, und dieß war — das Bild von Sophie Walter.

Am Abend des Umzugstages verließ ich also die Friedrichbergsgasse und wanderte in schlechter Laune quer durch einen großen Theil der Stadt. Es war das gewöhnliche, wohlbekannte Umzugtagswetter mit dickem Nebel, der sich wie kleine feine Wasserperlen in mein Haar und auf meinen guten neuen Hut niederließ. Strohhaufen waren auf den Gassen mit einer unsäglichen Menge Schmutz zusammengetreten, und in diesem Moraste wälzte sich ein Bauerwagen langsam nach der bekannten Weise: „Stroh, Stroh, Bettstroh!“ In den kleinen Gassen, durch welche mich mein Weg führte, war ein gewaltiges Leben, Geschimpf und Gelärm, unaufhörlich klingelten die Glocken an den Thüren der Gemüsehändler und Speckhöker, und oft ward ich beim Arm genommen bald von einem alten Weibe, das mit einem Spinnrocken oder einem Kasseroll auszog, bald von Tagelöhnern mit Tragbahren und Geräthschaften. Schwärmerischen Ideen kann man nicht nachhängen, wenn man so von dem Wirrwar der irdischen Jämmerlichkeit umgeben ist; ich vergaß alles Andre, und war nur ärgerlich in meinem Sinne; und Niemand wird wohl läugnen, daß es ärgerlich ist, wenn man, ungeachtet man sich zu denen zählt, welche die Adreßzeitung in ihrer Umzugsmoral anredet mit dem hochtrabenden Vers: „Gedenke, wer in Ruhe lebt und in Gemächlichkeit,“ u. s. w., — sich doch nicht sichern kann vor der Berührung mit all der Plackerei, die mir wenigstens so höchst zuwider ist.

Aber das ist nun einmal Etwas, das zu den Privilegien der Bewohner der Hauptstadt gehört.

Ich kam indeß dem künftigen Quartier näher, und das Erste, was mir ins Auge fiel, war mein Bett, das ich im Thor stehen fand. „Mit dem steht es wohl noch in weitem Felde," sagte ich zu dem Bedienten meiner Mutter, der daneben stand. — „Nun ja," antwortete er, „es geht noch an." — Angenehme Aussichten! dachte ich. Dann ging ich hinaus auf die Straße und sah mir das Haus an, das ganz hübsch, und von oben bis unten erleuchtet war. Ich wandte mich wieder um und fragte den Menschen, wer sonst in dem Hause mit uns wohnte, denn dergleichen kann man von den Dienstboten erfahren.

„Unten wohnt der Wirth," antwortete er, „über uns wohnt ein Seeofficier und unter uns eine Baronesse."

„Eine Baronesse sagst Du? Auf dem ersten Saal? Und kein Baron?"

„Nein, kein Baron," antwortete indem eine feine Stimme ganz leise hinter mir, und als ich mich umwandte, sah ich zwei kleine weibliche Gestalten in Mänteln und Hüten, welche vor mir vorbeirauschten und die Treppe hinaufeilten. Neugierig lief ich nach, ich hörte schon oben eine Klingel, und als ich auf den ersten Saal kam, stand die Thüre zu einem Vorzimmer offen, wo eine Lampe brannte, und ich sah grade noch den Zipfel eines rothgewürfelten Mantels, der durch eine innere Thür verschwand. Ich hielt einen Augenblick an

und guckte hinein, erhielt aber zu gleicher Zeit einen mäßigen Stoß in den Rücken: — „Erlauben Sie, daß ich vorbei kann," hörte ich in einem ziemlich rauhen und unverschämten Tone. Ich trat zur Seite; ein Bedienter in einer dunkeln Livrée mit großen blanken Knöpfen und einer Kokarde auf dem Hute ging vorüber mit einem Korbe und einem Nähbeutel am Arm, trat ganz phlegmatisch in die offene Thür, machte sie hinter sich zu, und ließ mich in der Dunkelheit auf der Treppe stehn. — Vermuthlich ein Diener der Baronin, man kennt diese Art von Leuten an ihren Manieren. Das war also mein Eintritt in die neue Wohnung, mein erster Eintritt, und ich hatte schon Bekanntschaften gemacht. Es ist doch gewiß und wahr, daß der liebe Mensch in der Welt hinziehn kann, wohin er will, so trifft er gleich Freunde.

Ich fand die Meinigen auf einem ungenügenden, mitleidswürdigen, gardinenlosen Feldfuß. Ich muß noch erzählen, daß ich schon denselben Abend das Glück hatte, meine Bekanntschaft mit dem Personale des Hauses zu erneuern. Der oben erwähnte Diener der Baronin Falkenberg fand sich nämlich mit einer Theemaschine voll kochenden Wassers ein, nachdem seine Herrschaft zuvor die Artigkeit gehabt hatte, meine Mutter fragen zu lassen, ob sie irgend eine Hülfe dieser Art wünsche. Wir sahn einander an — Gott weiß, ob er mich wieder erkannte von unserm ersten Zusammentreffen. Meine Mutter kannte übrigens diese Leute gar nicht, von denen dieß also blos eine Aeußerung allgemeiner Auf-

merksamkeit war, die meine Schwester veranlaßte, an einem der nächsten Tage einen kurzen Dankbesuch abzustatten, ohne weitere Folgen für die Zukunft. Endlich war denn auch eine Art von Ordnung in den beiden Seitengemächern nach dem Hofe zu Stande gebracht, welche ich mit meinem Bruder bewohnen sollte; und als der Wächter Elf rief, wandte ich den Kopf nach der Wand, und schlief süß ein unter dem fremden Dache.

Mit diesem Wohnungswechsel war zugleich eine Veränderung bei uns eingetreten, die doch nicht so sehr eine Folge des Umzugs, als vielmehr die Ursache desselben war. Es ist schon früher erwähnt, daß sie hauptsächlich dadurch veranlaßt wurde, daß meine älteste Schwester sich verheirathet und das väterliche Haus verlassen hatte, um ihrem Manne nach einer Stadt im nördlichen Jütland zu folgen, wo er ein königliches Amt bekleidete. Es waren natürlicherweise von Seiten meiner Mutter unzählige Thränen beim Abschiede geflossen, ich selbst war aufrichtig betrübt darüber, obwohl es ihre eigene Wahl war und sie dadurch glücklich ward, auch, wie ich glaube, es noch ist und es zu sein Ursache hat. Aber in einer so kleinen Familie wie die unsrige war der Verlust eines Mitgliedes ziemlich fühlbar im häuslichen Leben, um so mehr, da sie die munterste von meinen beiden Schwestern war; so lange sie sich Beide in die häuslichen Geschäfte theilten, befand sich die Eine immer im Zimmer; jetzt dagegen mußte meine Schwester Johanne Alles besorgen, meine Mutter war

deßwegen viel allein, worein sie sich im Allgemeinen wohl gut zu finden wußte; aber wenn nun ein Besuch kam, mußte ich in der Regel zu Hülfe gerufen werden, um die Unterhaltung mit zu führen, wozu man mir ein ausgemachtes Talent zuschrieb. Man wird hieraus sehen, daß ich Recht habe, wenn ich sage, daß jede einzelne Person der Familie bei dieser Staatsumwälzung verloren hatte, und man wird sich nicht darüber wundern, wenn ich für meine Person darauf ausging, etwas in den örtlichen Verhältnissen aufzufinden, das mir eine Art von Erstattung bei diesem Wechsel geben könne.

Die Vortheile, welche die neue Wohnung darbot, waren indessen von der Art, daß sie leider eben nichts sonderlich Anziehendes hatten für einen Menschen in meinem Alter und von meiner Bildung. Wir konnten jeden Vormittag um halb Zwölf von unsern Fenstern aus die türkische Musik der Wachtparade hören, die allerdings besser klingt als die lärmende Trommel des Zapfenstreichs am Westthore, die bisher unsern täglichen musikalischen Genuß ausgemacht hatte. Die feine Welt sahen wir hier gewöhnlich vorbeispazieren, ja selbst bisweilen die königlichen Wagen mit Läufern und Fackeln, statt daß wir bisher uns gewöhnt hatten an die Bauer- und Flachshändlerwagen mit Eisenstangen — kurz, wäre ich ein Mädchen gewesen und dreizehn oder vierzehn Jahre alt, so wäre ich mit dem Wechsel gewiß äußerst zufrieden gewesen; aber ich war weder das Eine, noch das Andre, und also auch nicht das Dritte.

Ich hatte jetzt mein Gemach im Seitengebäude nach dem Hofe hinaus recht nett und gemüthlich eingerichtet, aber es war mir noch nicht eingefallen, den äußeren Gesichtskreis zu untersuchen. Mein Bruder dagegen, welcher Mittags von Eins bis Drei dort zubrachte, schien es nicht versäumt zu haben, sich von meinen Fenstern aus zu orientiren, und eines Abends in einer vertraulichen Stunde theilte er mir Alles mit, was er auf diese Veranlassung erfahren hatte. Er erzählte mir, daß man von hier in das Wohnzimmer der Baronin hinuntersehen könne, wo sie und die älteste Tochter sich aufhielten; die jüngste, welche noch in die Schule ginge, käme erst Mittags nach Hause, und dann kämen außerdem noch andre junge Damen, deren Bekanntschaft er auf dieselbe Weise gemacht habe.

„Sind die kleinen Baronessen hübsch?" fragte ich ganz gleichgültig, da seine Berichte mich wirklich nicht sehr interessirten.

„Ja wohl," antwortete er; „der jüngsten bin ich zweimal auf der Treppe begegnet, sie ist allerliebst, aber sie ist noch nicht einmal funfzehn Jahre alt."

„Grüßtest Du sie?" fragte ich.

„Ja, das that ich," antwortete er sehr vergnügt, „und sie lachte mir zu. Es ist gewiß ein lustiges Mädchen. — Aber das Schlimmste ist, daß der Bediente ihr immer auf den Hacken ist."

Ich schüttelte den Kopf und dachte bei mir: „Welcher Teufel plagt den Jungen!" Aber ich sagte es

nicht, ich machte ihm vielmehr ein freundliches Gesicht, denn es freute mich doch, seine Beobachtungen zu vernehmen, und um so mehr, weil ich daraus abnehmen konnte, wer es gewesen sei, dessen Stimme ich in der Pforte gehört hatte am Abend des Umzuges. Es schien mir in der That, daß die Munterkeit, welche diese kleinen Geschöpfe haben mußten, recht pikant sei. Freilich, es waren nur Kinder, und ich konnte deßwegen kein weiteres Interesse an ihnen haben, aber Baronessen pflegen in der Regel etwas schneller zu wachsen, und ich muß überdieß offenherzig bekennen, daß ich stets eine gewisse Schwachheit für vornehme Damen gehabt habe. Das ist übrigens Etwas, was ich mir nicht als eine Eigenthümlichkeit zuschreibe, sondern was man im Gegentheil wohl allgemein findet; denn ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß eine Prinzessin ziemlich garstig und ziemlich unliebenswürdig sein, und doch als recht hübsch und recht aimabel gelten kann. Es ist der Rang, der einen gewissen Glanz über die übrigen Eigenschaften verbreitet, und dasselbe muß, natürlicherweise in einem geringeren Grade, bei Baronessen stattfinden.

Den folgenden Tag, als ich eben darauf wartete, zum Mittagsessen gerufen zu werden, stand ich am Fenster mit einem Buche vor mir, über welches ich mit gedankenlosem Blicke einmal hinüber nach dem Vorderhause stierte. Die Sonne schien hell in den großen Hof, und es traf sich gut, daß die Fenster der Baronin grade außerhalb vor der Linie lagen, welche

schräge vom Dach nieder bis zur Gasse gingen und den dunkeln Schatten begrenzten, den das Seitengebäude auf das Vordergebäude warf. Ich sah die beiden hochadeligen Damen, die Mutter und die älteste Tochter, mit ihrer Näharbeit beschäftigt; die Kleine saß am Fenster mit ihrem Stickrahmen, strich die Seitenlocken häufig hinter die Ohren und wandte sich oft nach der Mutter um, welche im Sopha saß weiter nach der Stube hinein — aber das war auch Alles, was ich sehen konnte. Sie sahen ein paarmal nach mir hin, so viel ich bemerken konnte, und wechselten bei dieser Veranlassung einige Worte — es schmeichelte mir natürlich ungemein, meine Person bemerkt zu sehen. Gegen drei Uhr trat die jüngste Tochter ein, sie lief sogleich zur Mutter hin, fiel ihr um den Hals und küßte sie, kam dann nach dem Fenster und fing an mit der Schwester zu sprechen, deren Aufmerksamkeit sie fesselte durch eine von lebhafter Gestikulation begleitete Erzählung. Während derselben hakte sie ihren Mantel am Halse auf und ließ ihn hinter sich auf den Boden fallen; eine Magd kam herbei und nahm ihn auf, und während dieser ganzen Scene konnte ich sehen an dem Halse der älteren Schwester, da sie den Kopf auf die Hand stützte und den Rücken gegen das Fenster kehrte, daß sie lachte, und die Baronin, welche das Nähzeug in den Schooß gelegt hatte, und einmal dabei den Kopf schüttelte, that dasselbe. Auf einmal fielen die Blicke der Erzählerin auf mich, der ich sie aufmerksam aus der Ferne betrachtete; nun brach auch sie in Ge-

lächter aus, wandte sich flugs um und eilte aus dem Gemach. Die Schwester nahm etwas verlegen ihre Arbeit wieder vor, die ganze Scene war gestört, und ich zog mich in mein Gebiet zurück. Meine neue Bekanntin hatte ein recht hübsches und lebhaftes Gesicht, aber sie sah sehr kindisch aus, und ich konnte meinem Bruder nicht eben Recht geben, daß sie so allerliebst sei, wie er sie gerne betrachtet wissen wollte.

Es ist recht unterhaltend, Leute so in ihrem häuslichen Leben zu beobachten, wo sie sich so ganz sich selbst überlassen, Leute, mit denen man sonst in gar keiner Berührung steht, und welche man jedenfalls sonst nur würde betrachten können durch den nebligen Dunstkreis der Gesellschaftsformen, wo die Strahlenbrechung so schwer zu berechnen ist, daß schon ein gehöriges Studium und praktische Uebung dazu gehört, um von dem Schein auf die Wirklichkeit mit Sicherheit zu schließen. Ich betrachtete es wie einen Roman, freilich nur eine Alltagsgeschichte, die sich darstellt in mehreren, vielleicht auch etwas einförmigen Gemälden, oder wie ein Schattenspiel an der Wand, und in diesem war meine kleine Freundin aus der Schule wirklich die beste Puppe, diejenige, welche mit dem meisten Leben und Ausdruck agirte — ganz im Gegentheil von Meister Jakels Manier, wo die Heldin, wie bekannt, die einzige des Personals in seiner Puppenkomödie ist, welche kein Glied rühren kann. Man wird es vielleicht unzart von mir finden, daß ich auf diese Weise nach und nach die Familie kennen lernte; aber theils konnte ich

mich dem nicht wohl entziehen, da unsre Fenster einmal diese Lage hatten, theils liegt das Unzarte, meiner Meinung nach, nur in der Anwendung, die man von einer so erworbenen Kunde macht; und in dieser Hinsicht habe ich ein reines Gewissen, selbst in diesem Augenblick, wo ich die kleine Geschichte auf das Papier werfe, und dem Publikum meine Beobachtungen mittheile.

Ich hatte hier also eine Art von Erstattung gefunden für das, was ich bei diesem Wohnungswechsel verloren hatte, und das ich deßhalb als etwas betrachtete, was mir die Gerechtigkeit des Schicksals gewährte. Es würde mithin unerkenntlich von mir gewesen sein, wenn ich es nicht benutzt hätte. Grade so wohnten ehemals Walters unter uns, Sophie war damals, als ich sie kennen lernte, in demselben Kindesalter wie die kleine Baronesse. Sie hatte mich gelehrt den großen Werth des kindlichen Alters zu schätzen, und wenn ich meine kleine Nachbarin sah, dachte ich oft an sie; es mußte wohl mehr der Contrast als die Aehnlichkeit sein, der meine Gedanken zu Sophien hinführte, aber am meisten geschah es wohl, weil sie auch ohne einen solchen Führer sich zu meiner ersten Liebe zurückwandten. Doch, ich hatte diese Erscheinungen täglich vor Augen, entweder mit den Farben der Wirklichkeit oder oft wie ein Schattenbild auf der Rollgardine, und das freundliche Verhältniß, worin diese kleine Familie gegenseitig lebte, machte mir mein Zimmer von Tage zu Tage reizender, so daß ich mit Wahrheit singen konnte:

Mir ist auf der Welt nichts lieber,
Als das Stübchen, wo ich bin;
Denn es wohnt mir gegenüber
Eine schöne Nachbarin.

Die letzte Zeile möchte wohl eine kleine Verbesserung bedürfen, aber in der Hauptsache ist es doch dasselbe, und ich glaube nicht, daß ich meinen im buchstäblichen Verstande engen Gesichtskreis mit der herrlichsten Aussicht über den Wall und mit der Friedrichsberger Höhe vertauscht haben würde. —

Ich hatte eine Muhme, Josephine Marrey, deren Mutter eine Halbschwester war von meinem Vater und einen Kaufmann in Helsingör zum Mann hatte. Sie war ein halberwachsenes Mädchen und ein paar Jahre in einer Pensionsanstalt hier in der Stadt gewesen, wo sie sehr strenge gehalten wurde und nur hin und wieder einmal Erlaubniß erhielt, uns zu besuchen, aber sie mußte jedesmal Abends vor neun Uhr wieder zu Hause sein. Uebrigens hatten wir so gut wie Nichts mit ihr und ihrer Familie zu schaffen, nicht eben mehr, als daß meine Schwester für ihre Mutter Hüte und Mäntel nach der neuesten Kopenhagner Mode einkaufte, und daß meine Mutter es für ihre Pflicht hielt, einmal jährlich im Institut gegenwärtig zu sein, nämlich bei der Prüfung. Ich hatte stets geglaubt, daß ein Mädchen, das in einer Pension auferzogen wird, wo so strenge Maaßregeln herrschten, um die Pflegebefohlnen vor der Eitelkeit und der Verderbniß der großen Welt zu sichern, und wo besonders diese geistige und sittliche

Bildung so theuer bezahlt wird, ein wahres Muster von unverdorbenem Gemüth werden müßte, so daß die Eltern doch etwas gründliche Erstattung hätten für den Haufen von Verschrobenheit und Verkünstelung, den sie gewöhnlich mit in den Kauf nehmen müssen. Ich hatte in der That auch Josephinen für ein musterhaftes kleines Wesen angesehen, um so mehr als ihre Sittlichkeit mit der Zartheit und Sorglichkeit beaufsichtigt wurde, daß sie nicht einmal die Erlaubniß hatte, meine Begleitung anzunehmen, wenn sie Abends nach Hause gehn mußte; aber ich ward bald überzeugt, daß ich, wenigstens in Einer Hinsicht, mich geirrt hatte.

Eines Nachmittags, grade in dieser Zeit, besuchte uns Josephine. Ich kam kurz nach ihrer Ankunft nach Hause, und nach den ersten allgemeinen Begrüßungen und Redensarten ließ sie sich mit mehr Gesprächigkeit als gewöhnlich mit mir ein. Meine Schwester erzählte, daß sie unser ganzes neues Quartier in Augenschein genommen habe, und daß sie noch meine Zimmer zu sehen wünsche. Ich fragte, ob sie es für passend halte, das Zimmer eines jungen Herrn zu betreten, aber sie meinte, daß die Mamsell nichts davon erführe, und ward also hinübergeführt. Sie war, wie gesagt, diesen Nachmittag ungewöhnlich beredt, und da es Neun schlug, erinnerte meine Mutter sie, schon zum vierten Male, daß sie nach Hause gehen müsse, aber zu unsrer Verwunderung antwortete sie: „Ja, Tante, es ist freilich etwas spät, aber ich komme ja nur so selten zu Ihnen, und deßwegen verlasse ich mich darauf, daß

Emil so gut sein wird, mich zu begleiten." Wir lachten ein wenig über sie, aber ich versprach, ihr Begleiter zu sein, und es entstand bei mir die Vermuthung, daß sie bei der letzten Prüfung wahrscheinlich für erwachsen erklärt sei. Eine Stunde nachher machten wir uns auf den Weg.

Als wir ein wenig gegangen waren, fing sie auf einmal an wie Jemand, der lange auf eine Gelegenheit gewartet hat, sich über eine wichtige Angelegenheit auszusprechen: „Hör, Emil, ich kenne eine junge Dame, welche Dich gut kennt."

„So?" fragte ich, „wer ist es?"

„Ja, rathe einmal," sagte sie mit einer listigen Miene, — „es ist eine, die in die Pension geht bei Mamsell Ortholin."

„Das kann ich nicht rathen. Wie sieht sie aus?"

„Sie ist bei Gott hübsch."

„Ja, lieber Gott, da bin ich noch eben so weit, ich kenne viele hübsche."

„Sie ist vornehm."

„Vornehm?" fragte ich.

„Ja, sie ist eine Baronesse," antwortete sie mit Nachdruck.

Nun ging mir ein Licht auf, und die Sache fing an eine interessante Wendung zu nehmen.

„Ah, das ist also eine von denen, welche hier unter uns wohnen," sagte ich schnell.

„Richtig, da triffst Du es," antwortete sie. „Es ist Fanny Falkenberg. Du bist doch nicht so ungelehrig, wie ich geglaubt habe."

Und nun erzählte sie mir, wie Fanny, die ihre vertraute Freundin sei, ihr erzählt habe, wie sie mich täglich am Fenster sehe, wie sie gleich anfangs ihr eine solche Beschreibung von meiner Person gegeben habe, daß Josephine bei aller Achtung für mein Aeußeres mich nicht wieder erkannt habe. „Ich möchte Dir wohl sagen, was sie äußerte," fügte sie hinzu, „aber Du würdest roth werden, und so etwas hörst Du überdieß nicht gern." — Sie erzählte mir, daß Fanny so in Gedanken und unaufmerksam während der Lehrstunden in der letzteren Zeit gewesen sei, daß die Mamsell es schon der Mutter habe klagen wollen, daß sie so froh und eilig wäre jedesmal, wenn sie nach Hause gehen sollte; daß sie ihr erzählt habe, sie mache sich täglich das Vergnügen, wenn sie aus der Schule nach Hause komme, zu mir hinüber zu sagen: „Guten Morgen, Herr Wagner, ich soll Sie grüßen von Ihrer Muhme." — „Wenn Du es hören könntest," sagte Josephine, „müßtest Du wirklich glauben, daß ich gewaltig von Dir eingenommen sei, weil ich Dich jeden Tag grüßen lasse; — aber so bin ich es nicht, die den Schaden hat," fügte sie in einem etwas vornehmen Tone hinzu.

Ich hatte wahrlich nicht geglaubt, daß Josephine im Stande sei, mich auf eine so anziehende Weise zu unterhalten, denn ich läugne nicht, daß dieses Gespräch mir äußerst schmeichelhaft vorkam, und es war

das erste Mal in meinem Leben, daß ich Vergnügen daran gefunden hatte, mit ihr zu sprechen, ohne daß sie doch selbst dadurch in meiner Achtung stieg. Ich zweifle auch, aufrichtig gesagt, ob ein solcher Stoff irgend Jemandem verdrießlich sein würde. Jeder hört es gerne, daß er einen vortheilhaften Eindruck gemacht hat, und um so viel mehr, wenn er sich das Zeugniß der Eitelkeit geben muß, wie ich dieß gleich im Anfang meiner Erzählung mit großer Aufrichtigkeit gethan habe.

Ich weiß nicht, ob ich an diesem Abend den väterlichen Ton beobachtete, womit ich zu meinem jungen Mühmchen zu sprechen pflegte, aber ich konnte es nicht unterlassen, mich näher nach meiner Nachbarin zu erkundigen, da ich hier ganz andre Quellen fand als bei meinem unschuldigen Bruder. Josephine erhob ihre Freundin bis zu den Wolken; sie sei so gut, so allerliebst, so unterhaltend, sie tanze so schön, sie spräche am besten französisch in der ganzen Anstalt; aber was ihre Handarbeiten und ihre Zeichnungen betreffe, da zog man die Schultern. Ich lachte herzlich über dieses stumme Bedauern und dachte: Cela n'empêche pas les sentiments.

Was sie mir übrigens mit Uebertreibung über denselben Gegenstand und in demselben Geschmack berichtete, erinnere ich mich in der That nicht; ich glaube auch, daß ich gar nicht darauf achtete, denn die schon erwähnten Aufklärungen gaben mir für dießmal genug zu denken, und ich war ganz betroffen über diese vom

Himmel gefallene Entdeckung meines unvermutheten Glückes. Als wir uns bei Josephinens Behausung trennten, fragte sie mich noch, ob sie Fanny von mir grüßen solle.

„Von mir grüßen?“ rief ich — „ich dächte gar, das geht ja nicht an. Was würde sie dazu sagen? Ich habe ja noch nicht mit ihr gesprochen.“

„Wenn es nicht anginge, würde ich Dich nicht danach gefragt haben,“ antwortete sie beleidigt. „Ich weiß so gut wie Du, was sich schickt, und überdieß kenne ich sie so gut, daß Du wohl begreifen kannst, daß ich es nicht thun würde, wenn sie darüber böse werden könnte.“

„Ja, das ist wahr, — werde nicht böse — so thu es denn!“ antwortete ich. Ich gestand, daß ich mit den Schicklichkeitsgesetzen der jungen Damen nicht ganz bekannt sei, wie ich mir auch nicht schmeichelte, ihre Logik vollkommen zu verstehen. Ich gab mich ganz in die Hände der Cousine, und verließ mich auf ihre Sachkenntniß und Geschäftserfahrung, die, wie ich bemerkte, weit größer war, als ich vermuthet hatte. Und hiemit trennten wir uns.

Ich ging nach Hause, ganz in Gedanken vertieft über alle die neuen Erfahrungen, die ich an diesem Abend gemacht hatte. Ich freute mich wie ein Kind über die kindliche Vertraulichkeit, die mich in eines so kindlichen Gemüthes heimliche Gedanken eingeweiht hatte; ich freute mich darüber, so daß ich vor Vergnügen

lachen mußte jedesmal, wenn der kleinen Fanny niedliches, lächelndes Bild meiner Phantasie vorüberschwebte. Es war mir so wundersam, auf einmal in eine so nahe Berührung getreten zu sein mit einer Welt, die so ferne von mir lag, daß ich mich gewöhnt hatte, sie wie ein Tantalus als ein heiliges und verbotenes Gebiet zu betrachten. Und doch stand ich im Grunde noch auf demselben Punkte. Josephine hatte natürlicherweise mir versichert, daß sie der kleinen Fanny dieß Gespräch verschweigen werde, gleichwie ich ihr ein heiliges Versprechen ablegen mußte, Niemandem davon zu sagen, sowohl Fanny's, als ihrer selbst wegen, — und doch wollte sie einen Gruß von mir bringen. Im Uebrigen war mein Glaube an Josephine nicht so stark, daß ich unbedingtes Vertrauen in ihre Aussage hätte setzen mögen; aber, seltsam genug, hinsichtlich dessen, was sie mir eben vertraut hatte, ließ sich doch durchaus kein Mißtrauen und Unglaube in meiner Brust vernehmen. So groß ist die Macht der Eigenliebe, aber ich war damals nicht viel über zwanzig Jahre alt.

Als ich heimkam, sah ich zu den Fenstern der Baronin hinauf, aber es war überall stockfinster, ich mußte also ziemlich lange unterweges gewesen sein. Innerhalb des Hofes waren zwei niedergelassene Vorhänge ganz schwach von einer Nachtlampe erleuchtet. Ich stierte hinauf, ich wünschte nur den Schimmer einer kleinen weißen Nachthaube zu sehen, aber vergebens. Sie lag jetzt mit der rothen Wange auf dem schneeweißen Kopfkissen, worauf der Genius der Träume

saß und seine phantastischen Bilder in die Luft zeichnete. Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß Oneiros nicht vergessen würde, meine Gestalt unter die übrigen flüchtigen Erscheinungen zu mischen. Ich weiß nicht, ob er es that, aber wenn es geschah, kann ich versichern, daß es eine herzliche Anerkennung und reiche Vergeltung fand, sobald der Schlaf sich auf meine Augenlieder gesenkt hatte.

Den nächsten Morgen betrachtete ich Fanny mit ganz andern Augen, als sie aus der Schule kam und am Fenster stand; es kam mir vor, als ob sie älter und hübscher geworden wäre. Aelter war sie denn auch geworden, aber Ein Tag macht kaum einen merkbaren Unterschied im Aeußern, wiewohl man Beispiele von Leuten anführt, die binnen vier und zwanzig Stunden graues Haar bekamen. Ich war im Grunde etwas verlegen, als ich sie sah, da der dreiste Gruß, der ihr von mir zugekommen war, mir gleich aufs Herz fiel, und ich ward es noch mehr, als ich sah, daß sie ihrer Schwester etwas erzählte, was diese mit sehr ernstem Gesicht anhörte. Ich weiß nicht, ob es mein böses Gewissen war, das mich täuschte, aber ich glaubte zu sehen, daß die Schwester während der Erzählung einen mißbilligenden Seitenblick nach der Gegend hinwarf, wo meine Fenster sich befanden. Inzwischen bezeugte ein schelmischer Blick von der kleinen Fanny, daß sie selbst mein Benehmen nicht übel genommen hatte, so daß ich mich überzeugt hielt, Josephine habe sich nicht geirrt. Und doch verdroß es mich, daß

ich ihr auf diese Art entgegen gekommen war, und ich zog mich in das Zimmer zurück — aber freilich nur auf einen Augenblick.

Den Tag darauf beschloß ich bis Mittag außer dem Hause zu bleiben, das heißt, meiner alten Gewohnheit gemäß, noch eine halbe Stunde länger. Nur bin ich der Wahrheit und mir selbst die Erklärung schuldig, daß ich in der späteren Zeit, in Betreff der Mittagszeit meinen alten Fehler, der so oft mir vorgeworfen war, ganz abgelegt hatte, und obwohl ich sonst, und namentlich wenn ich meine Mutter aus dem Theater abholen sollte, auf mich hatte warten lassen, war ich doch wegen meiner besseren Aufführung gelobt worden, und meine Mutter sagte, daß ich in Sittlichkeit und guten Sitten fortgeschritten und ein ganz andrer Mensch geworden sei. Ich glaube in der That nicht, daß sie, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf traf, wenn sie meine zunehmende Genauigkeit pries, aber darin hatte sie ganz Recht, daß ich ein andrer Mensch geworden sei. Ich ging umher und träumte in kindischer Verwirrung, ich wünschte nichts weiter als Josephinen zum zweiten Male zu sprechen, und, wie ich mich auch wandte und drehte, um die Zeit bis Mittag hinzuziehen, war ich doch, gegen meinen Willen auf dem Wege nach Hause, noch ehe es Zwei geschlagen hatte.

Als ich zur Hausthüre kam, ging grade eine ältliche Dame, in einem schwarzseidenen Mantel, vor mir hinein; als ich ihr vorbeigehn wollte, sah ich, daß es

die alte Baronin war. Ich nahm ehrerbietig den Hut ab, obschon ich früher nicht das Vergnügen gehabt hatte, sie zu grüßen; aber derselbe Gedanke, der mich in diesem Augenblicke verlegen machte, nämlich, daß ich es gewagt hatte, ihre Tochter grüßen zu lassen, mußte nach meiner Meinung es mir zur Pflicht machen, unsre stillschweigende Bekanntschaft nicht zu verhehlen. Sie grüßte mich sehr artig wieder, und als ich bei der Vorthür stehen blieb, um sie zuerst hineingehn zu lassen, redete sie mich freundlich an und fragte nach meiner Mutter Befinden. Beim Anfang der Treppe nahm sie ihren Mantel ab und legte ihn über das Geländer. Ich glaubte, daß sie ihn mir in die Hände geben wolle, und griff schon danach, als sie sagte: „Ich bitte! Sie müssen sich keine Beschwerde machen. Es macht mir Mühe, die Treppe im Mantel hinaufzusteigen, weil er ziemlich schwer ist; ich pflege deßwegen ihn von dem Bedienten hier abholen zu lassen."

Natürlicherweise bat ich mir die Erlaubniß aus, des Bedienten Stelle zu vertreten, und wie sehr sie mich auch bat, ihn liegen zu lassen, warf ich doch den gefutterten eleganten Mantel über den Arm und folgte der engbrüstigen Frau ehrerbietig. Als wir an der Thür waren und sie geklingelt hatte, schloß das älteste Fräulein auf, das vermuthlich die Mutter vom Fenster aus gesehen hatte. Die Baronin stellte mich als freiwilligen Bedienten dem verwunderten Fräulein Louise vor, welche einen Schritt zurücktrat, als sie mich

erkannte. Nach einigen zierlichen Entschuldigungen gegen mich bat die Mutter das Fräulein, mir die Bürde abzunehmen. Diese trat verlegen zur Thüre hinaus, ich legte ihr den Mantel mit Grazie in den Arm, wobei ich das Glück hatte, ihre kleine Hand zu berühren, machte die Thüre eiligst zu und sprang die Treppe hinauf. Es war mir ein Stein vom Herzen gewälzt, als ich mich hierdurch versichert hielt, daß meine Unbesonnenheit mich bei der Familie nicht völlig in Ungnade gebracht habe. Der Baronin konnte ich es wohl anmerken, daß sie von meiner Aufführung nichts wußte, da ihr mütterlicher Sinn sie sonst wohl ohne Zweifel bewogen haben würde, sie als eine persönliche Beleidigung gegen sich zu betrachten, und was Fräulein Louise betraf, glaubte ich deutlich zu erkennen, daß sie in die Geschichte eingeweiht war, aber ich hatte mich zugleich überzeugt, daß sie sich nicht verpflichtet geglaubt hatte, mich zu verrathen. Wenn ich mir nun Rechenschaft ablegte von den Fortschritten, welche ich bereits in der Bekanntschaft dieser Familie gemacht hatte, kam ich zu dem Ergebniß: daß ich mit der Einen gesprochen, die Zweite berührt und der Dritten einen Gruß geschickt hatte. Vergleicht man diese drei Arten, so kann man den Schluß ziehen, daß man bisweilen dem Ziele sich am meisten nähert, wenn man aus langer Entfernung zu Werke geht.

Aber hiermit hatte die Sache auch eine lange Zeit ihr Bewenden, und außer daß ich Fanny'n zweimal auf der Treppe begegnete, geschah nichts Erwähnens-

werthes. Ich hatte sie gegrüßt und konnte natürlich nicht umhin, dabei zu lächeln, aber sie sah mich verlegen an, und floh wie eine Hindin, wenn man in die Hände klatscht. Wunderlich genug, daß ich in einem solchen Verhältniß zu ihr stand, daß ich es gewagt hatte, ihr durch einen Andern etwas sagen zu lassen, aber selbst nicht wagte, es persönlich zu thun. Als ich das nächste Mal mit Josephinen sprach, brachte sie mir einen Gegengruß. Sie erzählte mir, daß die alte Baronin mich gut leiden könne und von mir gesagt habe, ich sei ein netter, junger Mensch; ja sie hätten sogar meinen Fleiß gerühmt, weil ich so viel zu Hause wäre. Gott weiß, ich hatte nie in meinem Leben so wenig gethan als grade in dieser Zeit. Ich erfuhr auch, daß man dort eben so gut mich und die Meinigen und unser ganzes häusliches Leben kenne, wie ich das ihrige, wir schenkten einander eine gegenseitige Aufmerksamkeit. Nach jedem Worte, das ich mit der Baronin auf der Treppe sprach, hatte Fanny sich erkundigt, und sie wurden mir genau von Josephine wiederholt; selbst dieß, daß ich so geschickt oder so ungeschickt gewesen war, der Schwester Hand zu berühren, war nicht unbemerkt geblieben. Es war mir allerdings nicht unangenehm, überzeugt zu werden, daß ich mit einer solchen Fernbekanntschaft eine so große Aufmerksamkeit erregt hatte, und ich läugne nicht, daß ich damals so eitel war, dieß einzig meinem einnehmenden Aeußeren zuzuschreiben. Ich hatte es bisher immer unwahrscheinlich gefunden, was so oft in Romanen

vorkommt, daß das Feuer der Liebe gleich den elektrischen Funken, unmittelbar bei der ersten Zusammenkunft auflodert, sobald nur zwei Personen, welche die rechte Polarität haben, in Berührung mit einander kommen. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß dieser Satz seine vollkommene Richtigkeit hat, in Betreff jugendlicher Seelen. Die Jugend ist ein elektrisches Lebensalter; wenn zwei jugendliche Seelen sich entwickeln, gegenseitiger Einwirkung beständig ausgesetzt, da vermischt sich ihre Elektricität tropfenweis, sie bringen sich allmälig ins Gleichgewicht, und es geschieht keine Explosion; aber treffen sie plötzlich zusammen, während die geistige Kraft, welche die Natur in sie gelegt hat, noch ungeschwächt und unverändert ist, da zündet der Funken der Liebe gleich im ersten Augenblick. Es ist ungefähr dasselbe, was ein alter Arzt einmal zu mir sagte, aber er betrachtete die Sache von einem seiner Persönlichkeit mehr eigenthümlichen Gesichtspunkte. „Liebe," sagte er, „ist eine Krankheit; gleich anderen Krankheiten greift sie junge Leute plötzlich und mit Heftigkeit an, und ist auch wieder schneller überstanden. Bei älteren Leuten zieht sie sich, gleich anderen Krankheiten, langsamer zusammen, aber wird dann auch ernsthafter und langwieriger, wie wir dann auch deutlicher ihrem Grunde nachspüren können. Es läßt sich nicht bezweifeln. Haben Sie nicht gehört, daß man vor Liebe sterben kann? Was ist Heimweh Anderes als Liebe zur Heimath? Wollen Sie noch zweifeln, daß sie eine Krankheit ist, so will ich Ihnen die Symptome in des

alten Professor Bang praxis medica zeigen.“ — Ich weiß nicht, ob er Recht hat mit seiner Behauptung; ich bin, wie gesagt, Jurist, und nicht Mediziner, und ich habe also Erlaubniß nicht zu wissen, was in der praxis medica steht.

Späterhin habe ich mit Ruhe das Glück überlegt, das ich machte, und einen andern Grund dafür gefunden außer meiner Persönlichkeit. Es ist ganz gewiß, daß die Jugend stets mehr begeistert ist von der Idee, die sie sich im eigenen Innern schafft, und um diese Idee verwirklicht zu sehen, beständig nach einer Persönlichkeit sucht. Ich weiß nicht, ob einer von meinen Lesern eine kleine Novelle kennt, welche in diesem Jahre von einem gewissen Karl Bernhard herausgegeben ist unter dem Titel: der Kinderball. Hierin hat der Verfasser versucht zu beweisen, wie selbst ein liebenswürdiges und vortreffliches junges Mädchen, mit dieser selbstgeschaffenen Idee im Kopfe und Herzen, sich an eine schlechte Persönlichkeit fesseln kann, deren Jämmerlichkeit sie nicht gewahr wird, weil es beständig ihre eigne Idee ist, in welche sie verliebt ist; troß der Unwahrscheinlichkeit, daß eine so schlechte Person wie der Lieutenant in der Novelle, ihrer Ruhe gefährlich werden kann, geht sie doch zu Grunde in diesem mehr inneren als äußeren Kampfe, und ihr Unglück zeigt, wie gefährlich es ist, solche Ideen zu veranlassen oder ihnen Nahrung zu geben. Beim Lesen dieser kleinen Erzählung wird man den Beweis für das finden, was ich eben sagte, und ich empfehle sie daher denen, welche

sie nicht kennen; es heißt wohl nicht, ihr zu viel Lob beilegen, wenn ich sage, daß sie sich immer lesen läßt; so viel ist gewiß, daß sie mich angezogen hat, und ich könnte selbst sie nicht besser schreiben. — Aber um wieder zurückzukommen auf das, wovon ich ausging, diese selbstgeschaffene Idee wendet die Jugend nicht auf ein Wesen an, dessen Eindruck sie gewohnt ist, sondern auf ein neues, plötzlich erscheinendes, und je abenteuerlicher dieses auftritt, desto geschickter ist es dazu.

Man hört oft ältere Herren darüber jammern, daß junge Mädchen sich nie so unvortheilhaft ausnehmen wie auf einem Balle; die stille Häuslichkeit soll sie durchaus besser kleiden; ja ich habe sie sogar behaupten hören, daß Liebes-Verhältnisse, die sie im Schooße der Familie angeknüpft hatten, dadurch völlig aufgelöst wurden, daß sie den Gegenstand ihrer Liebe athemlos und anmuthlos, aber doch voll Entzücken, umherfahren sahen in einem holsteinischen Walzer in den Armen eines neuconfirmirten Cavaliers mit dem runden, modernen Schnitt der Tanzschule auf dem Arm. Der Gedanke, daß sie nach einem solchen Vergnügen trachten, bloß um einmal recht ihre Eitelkeit zu sättigen, und der Mangel an Weiblichkeit, der charakteristisch ist bei solchen Zerstreuungen jetziger Zeit, diese beiden Dinge im Verein sollen im Stande sein, die heftigste Schwärmerei bei einem Verliebten zu heilen. Es ist möglich. Was mich betrifft, so habe ich eigentlich nie darüber nachgedacht, aber ich gestehe, daß ich geneigt bin zu glauben, es sei meistens Eifersucht, was einer solchen

Behauptung zum Grunde liegt. Aufrichtig gesagt, habe ich junge Mädchen noch nicht mit so ernsten — aber zugleich so weltlichen Gedanken betrachtet, daß ich vor Allem ihre Häuslichkeit gewürdigt haben sollte; aber ich habe dagegen die Erfahrung gemacht, daß ein geschmackvoller Ballanzug eine Glorie ist, die von allen mir am unwiderstehlichsten geschienen, und welche in der Geschichte meines jungen Herzens immer in dem rechten Augenblick sich mir gezeigt hat, um dem Werk die Krone aufzusetzen.

Es war eines Abends ziemlich spät, als ich mich von meinem Sopha erhob, wo ich in tiefen Gedanken gesessen hatte, um Licht anzuzünden. Als ich an's Fenster trat und meine Augen sich unwillkürlich nach der Gegend wandten, wohin sie gewohnt waren zu gehen, fand ich die Fenster der Baronin ganz dunkel, dagegen war das in der Schlafkammer hinter den Vorhängen erleuchtet, und ein wehendes Licht lief oft hin und her durch das Wohnzimmer. Was geht da vor? dachte ich, und mein erster Gedanke war, daß Jemand plötzlich krank geworden sein müsse. Aber nun trat das Dienstmädchen in die Thür mit einem Licht in der Hand, und hinter ihr Fanny in einem glänzenden Ballanzuge, auch mit einem Lichte. Sie ging nach den Fenstern zu und stellte sich vor den Spiegel. Sie war mit der äußersten Zierlichkeit gekleidet, hatte weiße Atlasschuhe an, und Alles dem entsprechend. In der That sie strahlte, als sie so auf einmal wie eine Sonne in der dunkeln Stube aufging, umgeben von Lichtern,

welche so niedrig neben ihr gehalten wurden, daß ich den vollständigen Umriß ihrer ganzen Gestalt sehen konnte. Es war etwas Ehrfurchtgebietendes in dieser Erscheinung, die den Gemälden von Königen und Königinnen in ihrer Krönungstracht glich; der Purpur, der auf deren Mänteln verschwenderisch prangt, hatte die Natur fein und reizend auf ihre Wangen gesprengt; den weißen Sammet hatte sie um ihren Hals und ihre länglichen Arme gelegt, und den Glanz des goldnen Scepters zugleich mit der Herrschaft, deren Sinnbild er ist, in den Strahlen ihrer Augen. Ich erquickte recht meinen Blick an der Betrachtung dieser anmuthigen Gestalt, um deren Mund die Zufriedenheit ein unverkennbares Lächeln ausgebreitet hatte. Daß sie selbst in diesem Augenblick mit einem kleinen Gedanken an mich dachte, davon überzeugte ich mich dadurch, daß sie ans Fenster lief und hinaussah; denn ich glaube doch kaum, daß sie nach dem Wetter sah. Als sie fort war, fiel es mir ein, daß ich wohl gerne wissen möchte, nach welcher Gegend der Stadt ich diesen Abend meine Gedanken fliegen lassen müsse, wenn sie Fanny suchen sollten, und da eine von den Mägden indem kam, um mich zum Thee zu rufen, ließ ich mich gegen meine Gewohnheit in eine kleine Unterhaltung mit ihr ein, und erfuhr ohne Schwierigkeit, daß sie auf den Ball zu ihrem Oheim gefahren sei, der Kammerherr war, und den ich dem Namen nach wohl kannte, da er ein glänzendes Haus machte, und, wie man sagt, „mit den Großen lebte.“

Ich habe dieses Balls mit Fleiß erwähnt, weil er mir Veranlassung gab, mir selbst zu zeigen, wie unmerklich meine Theilnahme an der kleinen Fanny Fortschritte gemacht und zu einer Höhe gelangt war, zu welcher ich nicht geglaubt hatte, daß eine Bekanntschaft, die sich bloß auf den Anblick gründete und davon aufrecht erhalten wurde, bei einem Menschen in meinem Alter führen könne. Den ganzen Abend mußte ich an die Rosenknospe denken, die sich mir dargestellt hatte mit dem Anspruche, die aufgeblühten Blumen verdunkeln zu können. Als ich auf mein Zimmer zurückgekehrt war, setzte ich mich nieder in tiefen Gedanken. Ich konnte nicht zu Bette gehen, ich wollte ihre Rückkunft erwarten, um sie noch einmal in dem zauberischen Glanze zu sehen. Ich wußte wohl, daß ich bis drei oder vier Uhr warten müsse; aber das schreckte mich nicht ab. Ich war kindisch genug, meine Nachtruhe für diese so überaus flüchtige Freude aufopfern zu wollen. Ich nahm ein Buch, um zu lesen, aber ich hatte die größte Mühe, meine Gedanken zusammen zu halten. Endlich wachte ich auf mit einem Fieberschauer, der mich durchfuhr, und nun ward ich erst aufmerksam darauf, daß ich das Feuer im Ofen hatte ausgehen lassen, und daß es jämmerlich kalt war. Es war gegen drei Uhr und sehr unbehaglich in meiner Stube, und ich fiel, vielleicht zunächst durch diese Veranlassung, darauf auszugehn, um Fanny noch besser zu sehn, wenn sie in den Wagen stiege. Ich nahm den Mantel um, schlug den Kragen über

die Ohren, ließ die Lampe brennen, und, während mein Bruder mit seinem ruhigen und unbekümmerten Herzen im süßesten Schlummer lag, trieb mein unruhiges Blut mich in die kalte Nacht hinaus.

Ich wußte, wo der Kammerherr wohnte, und eilte gleich dorthin. Draußen vor der Pforte hielt eine Menge Wagen, und Kutscher und Bediente trippelten hin und her und schlugen die Hände zusammen, um die frierenden Glieder aufzuthauen. Ich mischte mich in den Haufen und hatte ohne Zweifel die Ehre, auch für einen Lakaien angesehen zu werden. Die Pforte stand weit offen und war hell erleuchtet; als die Wagen anfingen zu fahren, begab ich mich dorthin. Es währte auch nicht lange, so hörte ich die Stimme der Baronin auf der Treppe, ich stellte mich dicht hinter den Wagen, der vor der Thüre hielt, und sah Fanny unter Scherz und Gelächter in den Wagen hineinhüpfen, während sie einem hübschen kleinen Husarenofficier die Hand reichte, um sich zu stützen — und ich in der bescheidenen Rolle eines Bedienten mußte Zeuge davon sein. Ich schäme mich nicht zu erzählen, wie weit meine Albernheit gegangen ist, und doch würde ich jetzt den unbedingt einen Narren nennen, der mir erzählte, daß er sich so benommen habe. —

Eines Abends im December hatte ich eine kleine Gesellschaft bei mir, bestehend aus einer halben Stiege meiner Kameraden, theils von der Schule, theils von der Universität her, denen ich aus alter Gewohnheit jeden Winter ein paar „Soiréen“ zu geben pflegte.

Man weiß schon, wie es in dergleichen Gesellschaften zugeht: wir spielten Karten bis nach Mitternacht und aßen dann. Ich hatte den Wein nicht gespart, und als die Nachtzeit vorüber war, ward eine Bowle Cardinal auf den Tisch gesetzt, wozu meine Mutter so edelmüthig gewesen war, zwei Flaschen Champagner zu spenden. Pfeifen und Cigarren wurden angezündet, Einige warfen Rock und Frack ab, Andre lösten das Halstuch auf, und so streckte man sich gemächlich rund um den Tisch auf Stühle, blies sich einander Rauchwolken zu, und während die Gläser fortwährend geleert und wieder gefüllt wurden, „gab es des Scherzes und Spaßes viel.“ Unter jungen Studirenden wird man nicht selten Gelegenheit haben zu bemerken, daß sich die Mediciner am meisten durch Gesellschaftlichkeit auszeichnen. Ich weiß nicht, ob es etwa das Studium ist, — das mehr als eines der andern sich mit der Naturwissenschaft beschäftigt — was sie lustiger und vorurtheilsfreier macht, weil es sie nicht in steife Formen und zu langweiligen Abstractionen zwingt, so wenig wie es sie zu tiefen philosophischen Speculationen nöthigt, oder ob es vielleicht die frühe Gewöhnung ist, den Tod in allen seinen Gestalten auftreten zu sehen, was ihnen mindere Sorge um zeitliches Glück oder Unglück, oder, wie man es zu nennen pflegt, einen freieren Blick ins Leben giebt; oder ob es nicht noch mehr seinen Grund darin haben mag, daß sie mehr mit einander umgehn als Studirende anderer Fächer: von frühmorgens treiben sie Kurzweil mit ihren

Kameraden zwischen Krankenbetten, und weiter in den Tag hinein singen sie bei den anatomischen Uebungen lustige Tyrolerlieder über den Kadavern. Wie gesagt, ich weiß nicht, worin der Grund steckt, aber ich habe die Erfahrung gemacht, und ich habe sie zu allen Zeiten bestätigt gefunden. Auch diesen Abend war es ein junger Chirurg, dessen Bekanntschaft der Leser schon früher gemacht hat in der Kirche bei Sophie Walter's Confirmation, der am meisten beitrug, die Gesellschaft aufzumuntern, und durch seine treffliche Laune den Theil der ausgelassenen Stimmung zu Wege brachte, den man dem Wein nicht schuldig ist, denn diesem hatte man natürlicherweise den größten Theil zu danken. Der Wein macht den Lustigen noch lustiger, und deßwegen ward der Chirurg übermäßig lustig: er brachte Gesundheiten aus, sang und machte Witze in Einem fort, und wir Andern lachten herzlich darüber. Indeß giebt es bei solchen Lustigkeiten einen Ernst, der stets, wenn er bis zu einem gewissen Punkt kommt, mich anspricht. Es giebt eine wunderliche Reaction in der Seele, wo das Ernste, nachdem es so lange unterdrückt war, auf einmal mit aller Kraft hervorbricht und die muntern Umgebungen beherrscht.

In dieser Stimmung war ich grade, als des Chirurgs Augen auf mich fielen. Er stand auf und hob sein Glas: „Wagner," rief er ganz laut, „ich kenne das Gesicht, das Du jetzt aufsetzest, und das erinnert mich daran, daß, obschon wir nicht vergessen haben, Deine Gesundheit zu trinken, doch eine Pflicht gegen

Dich versäumt haben. Ich bin wohl der, von dem man am meisten erwarten durfte, daß er das Versäumte nachhole. Es paßt sich nicht für einen Kerl, wie Du bist, den Kopf zu hängen. Es thut mir wahrhaftig leid, daß in dem hübschen kleinen Weibchen nicht besseres Leben ist; aber soll es dennoch sein, so wollen wir die Gesundheit der Confirmandin trinken. Laß mich nur Deinen Hausarzt werden, und wir wollen schon sehen, wie wir sie beim Leben erhalten."

Dieser grobe und herzlose Spaß erbitterte mich anfangs in hohem Grade. Aller Augen waren auf mich hingewandt, ich biß mich in die Lippen, aber antwortete keine Sylbe. Ich dachte an Sophien, und es schwebte mir dunkel vor, als ob ich mit Rücksicht auf sie mir etwas vorzuwerfen habe. Er lächelte, zog die Schultern und setzte sich wieder nieder, und nun folgte eine kleine Pause, worin er eine Melodie summte mit gleichgültiger Miene, während er den Takt mit einer Gabel auf dem Teller dazuschlug. Es war ein Zug in seinem Charakter, daß, wenn er in seiner Munterkeit sich vergaloppirt hatte, die Erkenntniß seines Fehlers und seine verletzte Eitelkeit ihn dahin brachte, boshaft zu werden; es wunderte mich deßhalb, daß er die Sache nicht weiter trieb, und besonders, daß er nicht darauf anschlug, ich würde wohl einen Korb bekommen haben. Aber in seinem halbberauschten Zustande war er ärgerlich und foppte mehrere von den Andern, und als die Gesellschaft endlich aufbrechen wollte, stand er schon in der Thüre mit dem Hut,

und die Hände in den Seitentaschen, ehe die Andern sich erhoben hatten. Keiner von uns ließ sich mit ihm ein, da wir wohl wußten, daß er in der Stimmung, worin er jetzt war, jede mögliche Unbesonnenheit begehen konnte, und ehe wir aus der Thüre waren, befand er sich schon weit unten auf der Treppe.

Als wir aus der Thüre traten, hielten wir Alle an verwundert, Clavierspiel im Hause zur Nachtzeit zu hören, und ich winkte meinen Freunden Stille, als ich merkte, daß noch Leute auf waren. Aber als wir hinunter kamen, entdeckte ich zu meinem größten Erstaunen, was die Ursache dieser nächtlichen Töne war. Unser Freund Chirurgus hatte im Vorbeigehn mit der Schulter gegen die Thüre der Baronin gestoßen, die nicht fest zugeschlossen und aufgesprungen war; und ohne weiteres Bedenken hatte er ein altes verstimmtes Instrument geöffnet, das im Vorsaal stand, und sich niedergesetzt, und spielte jetzt einen muntern Walzer mit der größten Ruhe von der Welt. Ich sprang die Treppe hinab mit dem Licht in der Hand, fuhr ihn an und ergriff ihn beim Arm, um ihn herauszuziehen. Aber er antwortete nur: „Dummes Zeug! das geht Dich nichts an, hier bin ich Dein Gast nicht mehr.“ —

Draußen waren ein paar von den Andern ausgelassen genug und fingen an nach der Musik zu tanzen, und bei diesem Wirrwar und Lärm, indem Einige noch hineinkamen, um ihn mir wegbringen zu helfen, stand ich in der tödtlichsten Angst und Verlegenheit,

was für ein Ende es nehmen werde. Indem hörte ich eine Thür im Innern aufmachen. „Komm nun, zum Teufel!“ rief ich rasend, „oder Du prostituirst uns Alle zusammen!“ Mit großer Kaltblütigkeit wandte er sich um, blies das Licht aus, schloß daß Instrument zu, und ging mit den Andern zugleich zur Thür hinaus. Ich eilte gleichfalls in größter Angst und warf die Thüre ins Schloß.

Als ich die Gesellschaft zur Hausthüre hinausgebracht hatte, blieb ich ein wenig stehen und horchte. Ich hörte die Thüre auf und zugehen bei der Baronin, und den Schlüssel zweimal im Schlosse umdrehn. Ich schlich mich sacht die Hintertreppe hinauf und legte mich so beschämt und ärgerlich zu Bette, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. In der Tiefe meines Herzens that ich einen hohen und theuren Eid, dieß solle das letzte Mal gewesen sein, daß ich Gesellschaft bei mir hatte.

Am nächsten Morgen, als ich erwachte, konnte ich nicht recht einig mit mir selbst werden, ob es ein Traum gewesen sei oder Wirklichkeit. Aber als ich bei weiterem Nachdenken mich von Letzterem überzeugte, ward mir noch viel schlimmer zu Muthe als am vorigen Abend. Vielleicht war es die Baronin selbst gewesen, die aufgestanden war; die jungen Mädchen hatten indeß in der tödtlichsten Angst gelegen, als sie Fremde bei nächtlicher Zeit in ihren Zimmern toben hörten. Und daß sie wußte, wer es gewesen sei, daran war kein Zweifel, denn sie hatten es wohl deutlich

genug hören können, daß Gesellschaft bei mir war. Und ich — ich Armer, der ganz unschuldig daran war, wie sollte ich es beweisen, daß ich Nichts mir vorzuwerfen habe? Alles Vertrauen, alle Güte, die man mir bisher zeigte, hatte dieser unglückselige Abend geraubt. Ich war rasend aufgebracht gegen den Chirurgus, ich dachte selbst daran, ihn zu fordern, um auf eine in die Augen fallende Weise im Wege der Oeffentlichkeit ihnen meine Unschuld und meinen Kummer darüber zu bezeigen.

Den ganzen Tag hielt ich mich im Hintergrunde meines Zimmers auf; denn ich wagte es nicht, mich sehen zu lassen. Ich erwartete jedoch jeden Augenblick, daß das Gerücht von diesem Unwesen durch die Dienstboten den Meinigen werde bekannt werden. Aber ich muß gestehen, die Großmuth der Baronin war so groß, daß ich mich überzeugte, sie habe nicht einmal meiner Mutter Nachricht davon gegeben.

Endlich führten meine mannichfaltigen Pläne und Beschlüsse zu einem Ergebniß. Die Dunkelheit giebt bisweilen in solchen Fällen einen Muth und eine Dreistigkeit, die man bei Tages Licht nicht im Stande sein würde zu erringen. Die Furcht, daß die Sache im Hause bekannt werden möchte, ehe ich selbst einen Schritt darin gethan hätte, war es besonders, welche mich antrieb, und in der ersten Abendstunde stand ich mit klopfendem Herzen und ernstem nachdenklichen Gesicht draußen an der Baronin Thür und hatte die Hand aufgehoben, um den Klingelstrang zu ziehen.

Schon mehrmals hatte ich sie erhoben und wieder zurückgezogen, als ich die Thür gehen hörte. Ich floh nicht, sondern dachte: „Frisch gewagt, Du hast ja nichts Böses im Sinne!“ — und schellte. Der Bediente schloß auf und führte mich zur Herrschaft hinein. Es war Licht im Zimmer; ich neigte mich vor der Familie mit allem dem Anstand, den ein verlegener Cavalier im Stande ist zu zeigen; sie sahen mich verwundert an, und meine Verwirrung war aufs Höchste gestiegen, als die Baronin mir von dem Diener einen Stuhl hinsetzen ließ.

„Ihro Gnaden,“ fing ich ehrerbietig und mit klopfendem Herzen an, „werden mich vielleicht wieder erkennen von jenem Abend, wo ich die Ehre hatte, mit Ihnen auf der Treppe zu sprechen.“

„Sie sind Herr Wagner,“ erwiederte sie sehr ernst, während beide Töchter sich einen furchtsamen Blick zuwarfen, „sein Sie so gut und setzen Sie sich.“ —

„Ihre Gnaden,“ fing ich wieder an, „werden wohl die Ursache meines Besuchs errathen. Ich“ — Sie sah mich mit forschendem Blick an — „Ich komme,“ fuhr ich fort, „um Ihren Verweis zu empfangen für eine Unbesonnenheit, eine Unverschämtheit, die in der Nacht Ihre Ruhe gestört hat. Da ich weiß, wie vielen Grund Sie haben, ungehalten zu sein, war es mir unmöglich, länger auf eine Gelegenheit zu warten, um Ihre Vorwürfe zu empfangen, zumal da ich Ihnen zugleich meine vollkommene Unschuld beweisen kann hinsichtlich dessen, was geschehen ist.“

„Ich kann nicht anders als Ihnen Recht geben in der Bezeichnung, womit Sie den Besuch benennen, den Sie in meiner Wohnung abgelegt haben," antwortete sie. „Ich versichere Ihnen, daß ich nie zuvor etwas Aehnliches erlebt habe, und ich hatte am wenigsten erwartet, daß Sie es sein würden, der mich mit einer Aufführung dieser Art bekannt machte." Hier nahm sie Veranlassung mir einige Complimente zu sagen in Betreff meines früheren sittlichen Lebens. Ich erzählte ihr darauf, wie ich an dem ganzen Vorfall völlig unschuldig sei, ich half mir als ein guter Sünder mit der kleinen Lüge, daß ihre Thür aufgestanden habe, schonte aber übrigens meinen Freund Chirurgus nicht. Sie glaubte mir aufs Wort, fuhr aber doch in einem etwas vornehmen und ernsten Tone fort, und sagte mir unter Anderem, daß ich es den Bewohnern des Hauses schuldig sei, eine bessere Wahl hinsichtlich meines Umganges zu treffen, denn sofern sie schlecht gewählt wären, sei ich für ihre schlechte Aufführung verantwortlich. Als ich sagte, ich hoffe, dieser nächtliche Besuch würde Keinem von ihnen Angst verursacht haben — denn auch in dieser Rücksicht fühlte ich einen Drang, mich zu beruhigen — antwortete die Baronin, daß sie wohl aufgestanden sei, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen, aber sofort eingesehen habe, daß es nicht Diebe sein könnten, die auf dem Fortepiano spielten. Was die Fräulein beträfe, so hätten sie Beide geschlafen.

„Ich träumte grade, daß ich zu Balle war," brach Fanny aus, „und als mich Mutter nachher weckte, bekam ich schreckliche Lust zu tanzen."

Ich konnte nicht umhin, über die naive Miene zu lächeln, womit die kleine Fanny dieß sagte, und als die Baronin auch lächelte, entstand zuerst der Gedanke bei mir, daß es vielleicht in meiner Macht stände, das Feierliche meines Besuchs zu beseitigen. Indem bat die Baronin um ihr Strickzeug, das auf der Commode lag. Ich erhob mich rasch; aber Fräulein Fanny, welche nicht länger ihr Gelächter zurückhalten konnte über meine Verlegenheit bei dieser Abbitte, die ihr so wenig nothwendig vorkam, „da wir ja einander so gut kannten," sprang in demselben Augenblick noch rascher auf. Wir karambolirten, sie strauchelte über eines meiner Beine, und wenn ich sie nicht in meine Arme gefaßt hätte, wäre sie, so lang wie sie war, auf den Boden hingefallen.

„Mein Gott, Fanny! Wie benimmst Du Dich?" brach die Mutter erschrocken aus.

Fanny setzte sich wieder auf den Stuhl und hielt das Tuch vor die Augen, um ihr Gelächter zu verbergen. Ich holte das Strickzeug, und als ich mich damit umwandte, waren sie alle Drei in vollem Gelächter.

„Fanny, Du dankst nicht einmal Herrn Wagner, daß er Dich festhielt, da Du fielst," sagte die Baronin, um das Gespräch wieder in den Gang zu bringen und mir aus der Verlegenheit zu helfen.

„Ja, mein Gott, er war es ja, der mir das Bein vorsetzte," brach Fanny lachend aus. Wir lachten Alle über diese Beschuldigung, und ich konnte nicht umhin, ein Wort zu meiner Rechtfertigung einzumischen. Fräulein Louise war die erste, welche ihr Gesicht wieder in ernsthafte Falten brachte, und einen kurzen, strengen Seitenblick auf Fanny warf, welche, wie es ihr däuchte, ganz zwanglos mit mir sprach. Ich glaube, sie war bange, ich möchte Anstoß daran nehmen, und nun selbst der Beleidigte werden. So leicht ist es, das Recht auf seine Seite zu bringen, wenn man mit jungen Damen zu thun hat.

Wir gingen bald auf einen andern Stoff des Gespräches über. Es schien mir, als ob ich die Aussicht aus meinen Fenstern nicht unberührt lassen dürfe, als die eigentliche Ursache unserer Bekanntschaft. Ich erzählte ihr deßhalb, daß ich bisweilen sie am Fenster sähe, „denn weiter erstreckte sich mein Gesichtskreis nicht," und daß ich einmal so glücklich gewesen sei, Fräulein Fanny im Ballanzuge vor dem Spiegel stehn zu sehn.

„Nein, wirklich?" sagte Fanny. „Konnten Sie das sehn? Was hatte ich denn an?"

Ich zählte ihr an den Fingern ihren ganzen Anzug her, von der Frisur bis zu den Atlasschuhen, und unterwarf mich einem förmlichen Examen, das ich zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit bestand.

„Waren Sie denn zufrieden mit meinem Putz?" fragte sie zuletzt.

„Außerordentlich,“ antwortete ich.

„Fanden Sie denn nicht, daß mein Kleid zu lang im Leibe war?“

„Mein Gott, Fanny! Denke doch daran, mit wem Du sprichst,“ unterbrach Fräulein Louise sie.

„Wie gesagt, Fräulein, Ihr Anzug war außerordentlich geschmackvoll,“ fuhr ich fort. „Nur Schade, daß“ . . .

„Na, nun kommt es,“ rief sie vergnügt.

„Nur Schade, daß ich nicht Gelegenheit hatte, Sie im Ballsaal zu sehen.“

„Ja, wollte Gott, daß Sie dagewesen wären, — so wäre ich vielleicht auch frei gewesen von dem elenden“ . . .

„Fanny,“ unterbrach die Baronin sie rasch mit einem bedeutungsvollen Blick. Fanny erröthete und schlug die Augen nieder. Indem kam der Bediente herein mit Mänteln und Hüten, und da ich sah, daß sie ausgehn wollten, stand ich auf, um mich zu entfernen.

„Mama! Wollen wir nicht zu Hause bleiben und Thee trinken,“ fing Fanny wieder an. „Es ist so bitterlich kalt, und vielleicht würde uns Herr Wagner die Ehre erweisen“ . . .

„Das können wir ja nicht, mein Kind!“ sagte die Baronin; überdieß weißt Du ja nicht einmal, ob Herr Wagner bleiben würde. Er ist gewiß schon lange müde, von Deiner Garderobe zu sprechen.“

„Ich kann auch wohl noch von andern Sachen sprechen!“ sagte Fanny, ein wenig beleidigt. „Ueberdieß sitzt ja auch Louise da und sagt kein Wort; aber es ist ihre alte Gewohnheit, und deßwegen müssen Fremde mit mir vorlieb nehmen.“ Indem ging sie hin zur Schwester, fiel ihr um den Hals und flüsterte halblaut: „Höre, Schwesterchen, Du sitzt wirklich da wie ein Gänschen.“

Aber trotz der augenscheinlichen Lust, welche sie hatte, meinen Besuch zu verlängern, und trotz dem Anklang, den sie bei mir fand, sah ich doch, daß es Zeit war, mich zurückzuziehen. Ich empfahl mich deßhalb, und fügte gegen die Baronin hinzu, daß ich hoffte, meine Furcht vor ihrem Zorn habe meinen dreisten Besuch hinreichend entschuldigt, und daß ich mich nicht mehr deßwegen ängstigen wolle.

„Ich glaube nicht, daß Sie mich unbillig gegen Sie gefunden haben,“ antwortete sie, „und ich bin überzeugt, daß ich nicht öfter Grund haben werde, mich über Ihre Freunde zu beklagen.“

Damit ging ich.

Und so endete mein Besuch sehr befriedigend und in einem ganz andern Tone, als er angefangen hatte. Es schien mir deutlich, daß ich dem guten Eindruck, den meine Person gemacht hatte, die Leichtigkeit zu danken habe, womit ich freigesprochen wurde, und ich bildete mir sogar ein, daß meine Aktien eher *gestiegen* als gesunken waren bei dem drohenden Verderben, von

welchem mein Benehmen allein sie retten konnte. Und doch kann ich mir nicht bergen, daß ich eine Unbesonnenheit dadurch hatte gut machen wollen, daß ich eine zweite daraufsetzte. Es gehört Dreistigkeit dazu, den Weg zu gehen, den ich wählte, um mein gesunkenes Glück wieder aufzurichten, und es ist nur zu gewiß, daß das Unternehmen einen ganz andern Ausgang gehabt haben würde, wenn man mich nicht hätte anerkennen wollen, wenn die Baronin diesen zweiten Besuch mit denselben Augen angesehen hätte wie den ersten, oder wenn sie von meinem früheren Verhältniß zu Fanny durch Josephinen etwas gewußt und daher den Beweggrund zu meinem Kommen nicht für ganz rein gehalten hätte; aber — Muth giebt Glück.

Doch war ich erst, als ich wieder draußen auf der Treppe stand, recht vergnügt. Sie hatten mich alle Drei für sich eingenommen, aber besonders doch Fanny, der kleine Engel, von deren spielenden Augen und anmuthiger Leichtigkeit ich jetzt erst ein recht lebendiges Bild hatte. Sie hatte ja keinen Augenblick ihren aufrichtigen Freund und Anbeter verkannt. Es war ein Leben und eine Munterkeit in diesem Mädchen, die mich höchlich anzog durch die natürliche und doch zugleich zierliche Weise, womit sie sich äußerte, und ich fühlte, daß ich selbst Kind genug war, um mich davon hinreißen zu lassen. Aber hiemit war auch die Geschichte aus, denn Niemand hatte mich gebeten wiederzukommen, und unsre Bekanntschaft hatte vielleicht an diesem Abend ihren Wendepunkt erreicht. — Keine

Freude ist ungemischt, keine Rose ist ganz ohne Dornen. —

Ich sprach zu Niemandem von diesen Ereignissen, die namentlich meiner ganzen Familie ein Geheimniß blieben, mit Ausnahme von Josephinen, welche das Schicksal nun einmal zu meiner Vertrauten gemacht hatte. So verliefen die langen Wintermonate, ohne daß unsre Bekanntschaft einen Fortschritt gemacht hätte; denn ich war vernünftig genug, für die Zukunft nicht auf den guten Empfang zu bauen, den ich einmal gefunden hatte, obwohl ich oft dazu versucht wurde, wenn ich die kleine, niedliche Fanny am Fenster mit der Hand unter der Wange sitzen und mit gedankenvollem Blicke zum blauen Himmel emporschauen sah. Und diese Versuchungen bereiteten mir manchen unruhigen Augenblick. —

Gegen den Frühling war die Baronin krank gewesen, und meine Mutter hatte fleißig nach ihrem Befinden fragen lassen. Einmal, als Josephine bei uns war, fragte sie: „Weißt Du, daß die Baronin Falkenberg krank gewesen ist?"

Ich versicherte ihr, daß es mir mehr als zu gut bekannt sei.

„Weißt Du, was Fanny zu mir gesagt hat?" fragte sie wieder. „Sie sagte, ihre Mutter habe sich darüber gewundert, daß es Dir gar nicht eingefallen sei, sie nach ihrer Krankheit zu besuchen."

Ich wußte anfänglich nicht recht, ob ich trauen sollte, obschon ich auch keinen Grund auffinden konnte, warum sie mir dergleichen weiß machen wolle. Da sie mir versicherte, daß es buchstäblich wahr sei, zweifelte ich nicht im mindesten, daß es von Fanny herrühre, und wenn sie auch auf ihre eigene Hand diese Aufforderung an mich habe ergehen lassen, müsse sie doch auch wohl versichert sein, wie es aufgenommen werden würde, wenn ich ihr Folge leistete, und ich war überzeugt, daß sie mich nicht preisgeben und einen solchen Schritt ganz gegen den Willen ihrer Mutter thun würde. Im schlimmsten Falle konnte ich meine Zuflucht dazu nehmen, den Grund zu meinem Besuch anzuführen, und Fanny mußte dann selbst für ihre Worte Rede stehen.

Eines Abends um dieselbe Zeit, wo ich das letzte Mal — ich könnte eben so gut sagen das erste Mal — meinen Besuch bei der Baronin ablegte, ging ich hinunter. Das Erste, was meinem Blick begegnete, als ich in das Zimmer trat, und mich ziemlich unangenehm überraschte, da ich Rechnung gemacht hatte, sie allein zu treffen, war eine fremde Dame, die dem Aussehen nach die Mitte der Lebensbahn längst überschritten hatte. Sie maß mich mit einem vornehmen Blicke, und da ich ihr schlecht und recht als Herr Wagner vorgestellt wurde, konnte ich an ihrer Miene wohl sehen, daß ich schon gewogen und zu leicht befunden sei. Die Baronin zeigte mir auch ein etwas verwundertes Gesicht, obgleich sie sehr artig war; ich fragte

nach ihrem Befinden, wonach ich nun nicht länger hätte aussetzen können mich zu erkundigen; sie dankte mir etwas verlegen, und ich war nicht weit davon, mich viele Meilen — oder wenigstens Ein Stockwerk — wegzuwünschen, bis Fanny, welche heute ebenfalls ungewöhnlich vornehm und ernst war, mich unter ihren Schutz nahm und zugleich mit Fräulein Louise mich halb leise unterhielt, während die beiden ältern Damen im Sopha saßen und ihr Gespräch fortsetzten. Ich wollte mich schnell empfehlen, aber sie hielten mich Beide zurück mit der Versicherung, daß die fremde Dame schon lange davon gesprochen habe wegzugehn. Eine kleine halbe Stunde nachher erhob sie sich auch und ging. Nun kam die Baronin hin zu mir, bat mich, meinen Hut abzulegen und eine Tasse Thee mit ihnen zu trinken, die Fanny mir schon das vorige Mal angeboten hatte. Sie dankte mir für die Aufmerksamkeit, die ich für ihre Gesundheit habe, aber es entging mir nicht, daß darin der Gedanke ausgedrückt lag, daß mein Besuch ihr unerwartet gewesen sei und sie überrascht habe. Ich verschwieg deßwegen nicht länger die Aufforderung, die ich empfangen hatte. Fanny ward ganz roth, und ich las im Gesicht der Mama, daß es nicht von ihr ausgegangen war.

Nichts desto weniger mußte ich mich nun bei ihnen ruhig niederlassen, und während wir alle Vier um den Theetisch mit der brodelnden Maschine saßen, strengte ich alle meine Kräfte an, so interessant wie möglich zu sein, und Fanny half mir treulich uns

selbst und die Andern unterhalten. Sie fing an mich stricken zu lehren -- denn es giebt nichts, was diejenigen, welche der Schule selbst noch nicht entlaufen sind, mehr unterhielte, als Andere zu lehren — und damit ich mich nicht langweilte, überließ sie mir ihre Nähschachtel mit allen Raritäten zur freien Benutzung für den ganzen Abend.

Ich habe oft sagen hören, daß Männer sich nicht lange unterhalten können, wenn Einer ganz allein unter lauter Damen ist. Was mich betrifft, so vergnügte ich mich ganz vortrefflich, und es war unvermerkt zwölf Uhr geworden, ehe ich ging, und dießmal nicht ohne Aufforderung, meinen Besuch zu wiederholen.

Von nun an verging keine Woche, ohne daß ich einen oder bisweilen zwei Abende bei Baronessens zugebracht hätte. Ich zählte mit Sehnsucht die Tage, bis ich wieder hingehn konnte; Fanny und ich hatten immer etwas Neues uns mitzutheilen, und die Zeit ging so hurtig hin, wenn wir zusammen waren, daß diese Abende fast wie aus meinem Leben gestohlen waren, — aber von der andern Seite auch keinesweges gestohlen, denn sie machten mich unendlich glücklich. Der Mann ist ja dazu geschaffen, über das Weib zu herrschen, und es ist für mich Nichts so anziehend als eine weiche, kindliche Seele, über deren Gefühle und Stimmungen man die Herrschaft ausüben kann die zufolge der größeren Geisteskraft und Geistesentwickelung sich geltend machen muß in jedem Verhältniß gegen Frauenzimmer. Fanny lachte und scherzte,

über alle die Kindereien, welche ich angab; aber sie wurde gleich ernsthaft, wenn ich das Gespräch auf ihre Kindheit brachte, welche sie auf einem adlichen Hofe in Jütland verlebte, und wenn sie von der kleinen Kapelle in der Dorfkirche erzählte, wo ihr Vater und ihre kleine Schwester begraben lagen, und wo ihre Gebeine vielleicht auch einst ruhen würden; besonders aber, wenn ich gegen sie der Reise ins Ausland erwähnte, die ich nach dem Wunsche meiner Mutter unternehmen sollte, sobald ich das Examen überstanden hätte. Wir versicherten einander dann gegenseitig, daß wir uns nirgends so gut vergnügten, als wenn wir hier daheim die Abende in ungestörter Ruhe zubrächten.

Und wenn ich ihr das sagte, so meinte ich es auch so: es war die buchstäblichste Wahrheit. Ich vergaß alle meine andern Bekanntschaften über diese neue, und die Hingebung der kleinen Baronesse gegen mich schmeichelte meiner Eitelkeit in dem Grade, daß ich mein ganzes Glück darin fand. Dazu kam, daß ihre Mutter augenscheinlich mich begünstigte, und ich kann wohl sagen, daß mein vertrauliches und freundschaftliches Verhältniß zu Fanny ihre Sanktion hatte. Indeß wachte sie eifrig darüber, daß es unter keiner Bedingung der Nachrede preisgegeben ward, und bei solchen Gelegenheiten merkte ich deutlichst, daß sie Fanny'n im Grunde noch mehr für ein Kind hielt, als sie es wirklich war. Man wird sich daher nicht wundern, wenn es nicht lange währte, als ich anfing die Sache von der ernsten Seite zu betrachten, und ich

ging mit dem Vorhaben um, nur den Frühling und Fanny's Confirmation abzuwarten, um die Baronin mit meinem aufrichtigen Wunsche bekannt zu machen. Fanny's Einwilligung glaubte ich mir völlig gesichert.

Es ist ein absonderlicher Zustand, worin man sich befindet, wenn man den Entschluß gefaßt hat, sich zu verloben, oder wenigstens das Seinige dazu zu thun. Man geht umher und sieht mit einer gewissen Kälte auf die übrige Welt, oder wenigstens auf die junge weibliche Welt, als ob sie Einen gar nichts anginge. Man bildet sich ein, daß man nun ein gesetzter Mann ist und nicht länger dem Sturm der Leidenschaften ausgesetzt, da Alles nun in eine einzige Leidenschaft vereinigt ist. Die Liebe ist gleich einer Wunde, die immer offen gehalten wird; mein alter Doctor, dessen ich vorher erwähnte, würde, wenn er so vernünftige Worte aus meinem Munde hätte hervorgehen hören, ohne Zweifel ausgebrochen sein: „Das ist mein System, die Liebe ist eine Krankheit, und die Verlobung als eine Fontanelle zu betrachten." Welche materielle Entweihung! Ein solcher Gedanke kann nur bei einem alten Doctor entstehen! Ich verschweige seinen Namen, um ihm nicht die Praxis zu rauben, die er vielleicht bei mehr als Einem Paar von Verlobten hat.

Es schien mir in Wahrheit in dieser Periode, als ob ich am Ziele meines Lebens stände. Es ist dasselbe Gefühl, das der Schüler hat, wenn er sich dem Examen artium unterwerfen soll, und Gott weiß, ob es

nicht meistens eben so betrüglich ist. Es war mir ganz gleichgültig, ob ich bei andern Damen Glück machte oder nicht, und es rührte mich nicht im mindesten, daß meine Cousine Josephine, welche allmählig anfing ihren Glanz zu entfalten und sogar ein hübsches Mädchen geworden war, ein unverkennbares Interesse für mich bewies. Gott weiß, daß ich es ihr nie gezeigt hatte; aber es ist ein Satz, den einer von den Schriftstellern, die am deutlichsten ihre tiefe Kennerschaft der weiblichen Seele dargethan haben, dessen Namen ich jedoch nicht nennen will, aufgestellt hat: daß, wenn man bei einer Dame Glück macht, man noch mehr Glück macht bei ihren Freundinnen. Ich machte diese Entdeckung bei Josephinen besonders dadurch, daß sie mich mehrmals bat, ihr einen kleinen Goldring zu verehren, den ich lange getragen hatte, auf welchem zwei ineinandergreifende Hände sich befanden; obwohl ich mich erbot, ihr einen andern zu kaufen und zu schenken, versicherte sie mir, daß sie nur diesen haben wollte, da sie ihn grade als ein Andenken an mich zu besitzen wünsche. Ich gab ihn ihr, aber freute mich, daß ich sie nicht länger als Vertraute nöthig hatte, da ich nicht mehr auf ihre Uneigennützigkeit und Zuverlässigkeit in dieser Sache bauen konnte.

Indeß näherte sich der Frühling mit starken Schritten, und es ward nun ernsthaft davon gesprochen, daß Fanny binnen einem Monat nach Jütland reisen solle, um auf dem Gute confirmirt zu werden, das ihr Großvater besessen und ihres Vaters ältester Bru-

der, als Stammherr der Familie, nach ihm bekommen hatte. Sie wollte natürlicherweise selbst ungern Kopenhagen verlassen, aber theils war es der Familie einstimmiger Wunsch, theils sollte sie hierin dem Beispiel ihrer Schwester folgen. In der letzten Zeit vor ihrer Abreise ging ich beständig und grübelte über den Vorsatz, ihr eine Art Erklärung zu machen, oder ihr doch einige Worte zu sagen, woraus sie auf mein ernstes Vorhaben schließen konnte, denn in diesem Punkte haben junge Mädchen ein ausgemachtes Talent, eine halbe Andeutung zu verstehen. Aber die Gelegenheit kam — und verschwand eben so oft unbenutzt. Die Ursache lag zum Theil in mir selbst; denn ich merkte bald, daß es im Grunde nicht so leicht sei, ein solches ernstes Wort anzubringen, wozu drei Stücke nöthig sind, eine passende Veranlassung, ein geneigtes Ohr und ein freudiger Muth. Und wenn die Gelegenheit endlich einmal da war, und ich wollte sie benutzen, und deshalb das Gespräch in die Richtung brachte, wo solche Aeußerungen zu Hause sind, war es, als ob sie gleich ahnte, was sie zu erwarten habe. Ich weiß nicht, ob mein Gesicht einen eigenen Ausdruck in einem solchen Augenblick annahm, oder aus welchen Kennzeichen sie es sonst errieth; aber es kam sofort eine Unruhe und eine Aengstlichkeit über ihr ganzes Wesen, das so lebendig den Wunsch ausdrückte, weit davon zu sein, daß ich theils nicht fortfahren konnte, theils glauben mußte, ich sei durchschaut, ehe ich noch gesprochen hatte. Indeß faßte ich doch den Entschluß, es

nur bis zum letzten Abend vor ihrer Abreise aufzuschieben, besonders da ich annahm, daß dieser am leichtesten eine meinem Vorhaben günstige Stimmung mit sich führen werde. Dieser Abend kam endlich, aber es traf ein, was ich hätte voraussehen können, daß eine Tante und ein paar junge Freundinnen sich einfanden, um den letzten Anblick ihrer Kindheit zu genießen, ehe diese in das Grab der Vergangenheit versenkt werden sollte.

Ich hatte mich grade geputzt, um hinunterzugehen, als die Ankunft der Fremden mich in meinem Vorsatze wankend machte. Ich stand am Fenster und sah, wie sie sich ruhig niederließen; wenn ich den Gedanken, welche bei dieser Veranlassung meinen Kopf durchkreuzten, in Worten Luft gemacht hätte, so würden sie weder sonderlich sanft noch schmeichelhaft für die lieben Gäste gewesen sein. Die Rollgardine vor dem am weitesten vom Sopha entfernten Fenster war noch nicht niedergelassen — ich glaube, daß Fanny heute Abend diesen Theil der häuslichen Verrichtungen selbst besorgt hatte — und an dieses Fenster stellte sie sich abseits mit einer andern jungen Dame, damit wir so einen stummen Abschied von einander nehmen konnten, einen Abschied, der übereinstimmte mit unsern ersten Grüßen; und obschon ich ihr unsichtbar war in der Dunkelheit, die mich umgab, suchte ihr Auge mich doch oft und überführte mich, daß mindestens ihre Gedanken mich fanden.

Während ich noch dastand und hoffte, daß die

Fremden sich fortmachen würden, klopfte es an meine Thür. „Was Teufel? Ist es bei Dir noch dunkel?“ sagte eine wohlbekannte Stimme, und zwei von meinen guten Freunden traten ein. Ich würde lügen, wenn ich sagte, daß sie mir in diesem Augenblick gelegen kamen; wie sehr ich mich auch dabei krümmte, mußte ich doch zuletzt ihre Aufforderung annehmen, zu Einem von ihnen mitzugehn, um meinen Kummer bei den Matadoren und Codillen des L'hombretisches zu vergessen. Spät in der Nacht kam ich erst nach Hause, spät am nächsten Morgen stand ich auf — und da war Fanny schon „über alle Berge.“

Während ihrer Abwesenheit ging ich ziemlich oft zur Baronin hinunter. Ich wollte gern den Schein behalten, dasselbe Interesse für die Familie zu haben wie zuvor, als Fanny da war, aber ich hätte wohl im Voraus schließen können, daß es dessen nicht bedurfte, und ich empfing auch in dieser Zeit beständig neue Beweise der Theilnahme. Fanny schrieb oft nach Hause, und es ward mir nicht bloß mitgetheilt, was mich betraf, nämlich die Grüße, welche sie mir sagen ließ, sondern auch Vieles, was andere Gegenstände betraf. Ihre Briefe waren launig und scherzhaft, und ihr Bericht von den Leuten in Jütland oft so possirlich, daß selbst die Baronin nicht umhin konnte, herzlich darüber zu lachen, ungeachtet sie mißbilligend den Kopf schüttelte, besonders in Betreff dessen, was die Familie anging, deren Eigenthümlichkeiten Fanny höchst lebhaft hervorzuheben verstand. Am meisten machte

sie sich lustig über ihren Vetter Holger, einen jungen Mann, der sich dem Forstwesen widmen sollte; Fanny glaubte ihn hinreichend charakterisirt zu haben durch die Bemerkung, daß er nicht anders ginge als mit großen Nägeln unter den Stiefeln. Indessen war es nicht zu verkennen, daß er sehr aufmerksam gegen sie war, und daß sie ihn als ihren aufwartenden Kammerjunker gebrauchte, so daß er sogar die Jagd versäumte, seine Lieblingsbeschäftigung und sein Studium, bloß um der Cousine Dienste zu leisten und mit ihr in der Umgegend Ritte zu machen. Denn das Reiten war ihr größtes Vergnügen, und sie rühmte sich, täglich an Fertigkeit in dieser edlen Kunst zuzunehmen und auch in der Ausübung desselben einen seltenen Muth zu besitzen. Sie zählte auch die Reitpferde des Landhofes mit großem Interesse auf, und hatte bald so große Fortschritte gemacht, daß sie die allgemeine Begeisterung der Einwohner für Vollblut und Pferdewettrennen theilte. Im Ganzen schien ihr das Landleben zu behagen, wenigstens das Leben, das man als Gast auf einem Herrenhofe führt. Gegen das Ende ihres Aufenthaltes daselbst hatte sie wahrscheinlich ernsthaftere Dinge zu bedenken gehabt auf Veranlassung dessen, was eigentlich der Zweck ihrer Reise war, und man hörte nur selten etwas von ihr, oder es ward mir wenigstens nicht mitgetheilt. —

Nach sechswöchentlichem Aufenthalt in Jütland kam Fanny im Anfang des Sommers zurück, ungeachtet die Familie sie hatte überreden wollen, noch

länger dazubleiben, was auch mit dem Wunsche ihrer Mutter übereinstimmte. Fräulein Louise hatte mir vertraut, daß sie jetzt kommen würde, und mir den zur Ankunft bestimmten Tag vorausgesagt in Folge einer Privatnachricht, welche sie erhalten hatte, und ich merkte bei dieser Gelegenheit, daß ein kleiner heimlicher Briefwechsel zwischen den Schwestern stattfand, von dessen Grund und Zweck ich jedoch nicht die mindeste Ahnung hatte. Auf den bestimmten Tag traf sie auch in Kopenhagen ein, begleitet von dem bereits erwähnten Vetter.

Ich dachte nun wieder ernstlich daran, den Schritt zu thun, der mich in Fesseln schmieden, aber zugleich mein künftiges Glück gründen sollte. Als ich zum ersten Mal die Baronin besuchte, ward ich auch von Fanny mit unverkennbarer Freude empfangen; sie war ganz dieselbe wie zuvor, und wir sprachen zusammen mit der ehemaligen Munterkeit und Vertraulichkeit, aber Louise war ernsthaft, und die Baronin machte Fanny'n ein paarmal Vorwürfe, daß sie zu ausgelassen sei für ein Mädchen ihres Alters, so daß ich in der Stille bei mir dachte, wie albern doch die Forderung sei, daß ein junges Mädchen auf einmal ihr natürliches Wesen verläugnen und von einem gewissen Tage an eine ganz neue Rolle spielen sollte. Es herrschte den Abend nicht die Freiheit und Harmonie in der Familie, die ich dort gewohnt war, und ich verließ sie früh — mit der Ueberzeugung, daß der Augenblick mir

nicht günstig sei — um in eine Gesellschaft zusammenzutreffen mit den Meinigen.

Ich weiß nicht mehr recht, was dazu Veranlassung gab, aber theils war es wohl, weil ich in der letzteren Zeit seltner als gewöhnlich hingekommen war, theils weil ich das letzte Mal nicht den angenehmen Eindruck gefühlt hatte, den ich sonst mitzunehmen pflegte; so viel ist gewiß, das der innere Beweggrund mir selbst nicht recht deutlich wurde, aber der Thatbestand ist der, daß ich nicht Gelegenheit nahm, meinen Besuch zu wiederholen als nach Verlauf von vierzehn Tagen, und daß das während unsrer ganzen Bekanntschaft nicht vorgekommen war. Als ich nun nicht länger meiner Sehnsucht mit Fanny zu sprechen widerstehen konnte und ich eines Abends bei der Baronin wieder in das Wohnzimmer trat, hatte ich das Unglück, den jungen jütländischen Vetter dort zu treffen. Ich war es gewohnt, daß man, wenn Fremde zugegen waren, mich förmlicher empfing, und wunderte mich deßwegen gar nicht, lauter ernsthaften Gesichtern zu begegnen, und eben so wenig, daß der junge Baron mich mit einem überlegenen Blicke maß, um so mehr, da es schon so spät war, daß man beim Theetische saß. Ich kam neben Fräulein Louise zu sitzen, welche mich mit vieler Aufmerksamkeit zu unterhalten anfing, und ich antwortete ihr mit aller möglichen Formalität. Auch der junge Baron hatte die Artigkeit mich anzureden, freilich mit der Miene eines Gönners auf folgende Weise: „Herr Wagner? — Sie sind Jurist?“

Ich konnte nicht anders als es bejahen.

„Ich war auch eigentlich dazu bestimmt,“ fuhr er in einem Tone fort, der das deutliche Gepräge des Bewußtseins trug, daß er der Rechtswissenschaft Ehre gemacht haben würde. „Aber ich hatte mehr Lust zum Forstwesen, und deshalb habe ich diese Laufbahn gewählt.“

„Ah, Sie sind also Forst“ — — Ich wußte nicht recht, wozu ich ihn machen sollte, um ihm nicht zu viel oder zu wenig zu geben. Und hiemit hatten wir unsre gegenseitige gründliche Bekanntschaft gemacht.

Es giebt einen gewissen gedankenvollen, und doch zerstreuten und geistesabwesenden Blick, den, wie ich glaube, alle jungen Mädchen in ihrer Gewalt haben, und worin zweierlei liegt — Mitleid und Vorwurf. Es ist leicht möglich, daß er nur der Ausdruck ist für eines dieser Gefühle, aber eben so leicht wie es für den ist, auf den er geheftet wird, darin das Charakteristische für beide zu erkennen, eben so schwer ist es für ihn herauszufinden, welches von ihnen als vorherrschend sich in der Seele bewegt, deren Spiegelbild dieser Blick ist. Es ist in diesem Blick keine Spur von Freude oder Glück, es liegt vielmehr tiefer Kummer darin, und obschon es unverkennbar ist, daß der Gedanke sich mit der Person beschäftigt, auf welche er sich richtet, so deutet er doch nicht eine ihr für den Augenblick gespendete Aufmerksamkeit; es ist dagegen gleichsam, als ob er sich theile und sich eben so sehr nach innen wende, um in die eigene Seele zurückzu-

schauen — indem er grade den Ernst hat, welcher anzeigt, daß der Gedanke sich innerhalb der Erinnerungen einer verschwundenen Zeit bewegt. Dieser Blick war es, dem ich an diesem Abend mehrmals bei Fanny begegnete. Mein Gewissen half mir ihn auszulegen als Vorwurf für die Gleichgültigkeit, die ich ihr nach ihrer Rückkunft bewiesen hatte, obgleich, Gott weiß, ganz gegen meinen Willen; aber es ward mir bald deutlich, daß diese Auslegung keineswegs den Ausdruck erschöpfte, der in ihrem schönen Auge lag. Immer sprach dieser Zug des Mitleids zu mir, der darein gemischt war, und den ich nicht zu deuten wußte, und deßhalb nahe daran war, ihn für ein Geschöpf meiner Einbildung zu halten. Aber ich konnte diesen Eindruck nicht auslöschen, und er durchdrang mich so mit seinem ruhigen Ernst, daß er mich beinahe aus der Fassung gebracht hätte. Ich weiß nicht, ob es einer von den Andern bemerkte, am wenigsten traute ich es dem Landjunker zu, einen so entwickelten Sinn für Physiognomien zu haben, daß er eine solche Entdeckung machen könne. Ich glaube nicht einmal, daß er die Wirkung bemerkte, die ich davon empfand, und er ahnte wohl kaum, wie ich in meinem Innern wünschte, ihn entfernen zu können, um Gelegenheit zu erhalten, mit Fanny unter vier Augen zu sprechen. Aber er rührte sich nicht von seinem Stuhl, bis ich mich selbst erhob, um Abschied zu nehmen. Noch in der letzten Minute begegnete ich demselben Blicke von Fanny, welcher zu sagen schien: „Lebe wohl, Undank-

barer!" Ich ging zur Thüre hinaus mit dem festen Vorsatz, keinen Tag mehr zu Ende zu leben, ohne mit ihr gesprochen und sie um eine Erklärung gebeten zu haben. Der Forstmann folgte mir.

Wenn mein Inneres in Bewegung gesetzt ist, habe ich mich nie bequemen können, mich zur Ruhe zu begeben, sondern habe stets die freie Luft gesucht. Ich ging deshalb mit dem Baron die Treppe hinunter. Er fragte mich, ob ich ausginge, und da ich ihm antwortete, daß ich einen Spaziergang machen wolle, bat er es sich aus, mich begleiten zu dürfen, da er mit mir zu sprechen wünsche. Ich war sehr verwundert, konnte jedoch natürlicherweise nichts Anderes erwiedern, als daß ich zu seinen Diensten stehe. Es war ein kalter Abend, ich knöpfte meinen dünnen Frack dicht am Halse zu, und während er mit seiner hohen gewichtigen Gestalt majestätisch mir zur Seite schritt, richtete ich meine Schritte ohne weitere Verabredung nach der Zollbude zu.

Wir gingen einige Zeit stumm nebeneinander; endlich fing der Baron in einem verbindlichen Ton an: „Sie denken wohl daran, sich zu verheirathen, Herr Wagner?" Und darauf schwieg er wieder. Ich lachte in mir selber über diese auffallende Frage; es hatte fast das Ansehen, als ob er mich für eine vortheilhafte Anstellung in Schutz nehmen wolle. Statt ihm die natürlichste Antwort zu geben: „Was geht das denn den Herrn Baron an?" war ich gutmüthig genug,

zu antworten: „Ach ja, das ist allerdings halb und halb meine Absicht.“

„Sie entschuldigen,“ fuhr er sodann fort, „daß ich ganz offenherzig etwas berühre, wovon Sie wohl geglaubt haben, daß es mir unbekannt sei.“

„Ja, das kann ich nicht läugnen,“ antwortete ich. „Aber das muß Ihnen auf keine Weise Zwang auflegen.“

„Ich wollte nur,“ begann er wieder, „Ihnen eine Aufklärung geben in dieser Hinsicht bei Zeiten“ . . .

„Mein Gott, Sie brauchen sich damit nicht zu übereilen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er in einem ernsteren Tone.

„Ich meine, daß es nicht so erschrecklich schnell geschehen wird. Es fehlt mir noch dies und das dazu, zum Beispiel, mein Amtsexamen, ein Amt und — eine Braut.“

„Sie belieben zu spaßen,“ sagte er mit einem gezwungenen Lächeln.

„Nein, ich versichre Ihnen,“ antwortete ich ganz ernsthaft. Und ich konnte es ihm wirklich mit gutem Gewissen versichern.

Der Baron schwieg wieder einige Augenblicke und setzte die Wanderung mit nachdenkender Miene fort. Ich brach das Stillschweigen nicht. Endlich sagte er:

Ich glaube jedoch Ihnen einen Dienst zu erzeigen, wenn ich Sie davon unterrichte, daß Sie Ihre Augen auf eine Dame geworfen haben, welche" . . .

„Wer? — Ich?" — brach ich aus, erstaunt über dieß fortgesetzte Verhör.

„Ja, Sie," antwortete er sehr bestimmt. „Es ist eine junge Dame, deren Gefühle für Sie ich sehr genau kenne, und es geschieht von Seiten dieser Dame, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen einen Ring abzufordern, in dessen Besitz Sie sind, und der ihr gehört."

Ich glaubte wirklich in diesem Augenblick, daß der Baron entweder betrunken oder toll sei.

„Ich? — Einen Ring? — Der einer jungen Dame gehört? — Ich glaube, Gott strafe mich — Lieber Herr Baron! Das ist ohne Zweifel ein Irrthum — Man hat Sie hinter's Licht geführt."

„Mich, hinter's Licht!" brach er zornig aus. „Nein, Herr Wagner, darüber können Sie sich völlig beruhigen. Weder Sie noch sonst Jemand wird mich hinter's Licht führen. Der Ring, den Sie ihr gegeben haben, ist in meinen Händen. Ich will mir hiemit die Freiheit nehmen, ihn an Sie zurückzugeben, und fordre Ihnen ganz ernsthaft den andern ab, den sie in unbesonnenem kindischen Scherz Ihnen zur Erwiederung geliehen hat."

Es fehlte nicht viel, daß ich zu ihm sagte: „Gehn Sie zum Teufel mit Ihrem Ringe," als er zu meiner

großen Verwunderung einen Ring von seinem kleinen Finger zog und mir ihn reichte, — es war derselbe, den ich vor längerer Zeit einmal Josephinen auf ihr eignes Verlangen geschenkt hatte. Aber es war mir ein vollkommenes Räthsel, wie er dazu kam, als ihr Ritter aufzutreten, und was es mit diesem Ringe auf sich habe, den er mit aller Gewalt mir aufdringen wollte.

„Es hat seine Richtigkeit," sagte ich, nachdem ich das mir überlieferte Kleinod von allen Seiten beguckt hatte, „dieser Ring ist mein, oder richtiger gesagt, er ist einmal mein gewesen, aber ich habe ihn weggegeben, und es ist ein Ding, das mir nicht zukommt." Das Letzte sagte ich in einem ziemlich aufgebrachten Tone, und ich bildete mir ein, daß es ihm einigen Respekt einflößte, wenigstens brachte es ihn dahin, seinen Ton etwas herabzustimmen. Er murmelte etwas halb leise davon, „daß es mich nicht wundern könne, ihn zurückzuerhalten," und von „dem Verhältnisse, worin man zu seiner Cousine stehe." Die letzte Erwiederung faßte ich auf.

„Ja, gerade das Verhältniß, worin man zu seiner Cousine steht," antwortete ich ärgerlich, „und ich glaube nicht, daß es irgend einer andern Erklärung bedarf."

„Ja, das ist gerade das Verhältniß, welches ich meine," rief er ungeduldig.

„Ja, gerade das," antwortete ich.

„Und so muß ich Ihnen überdieß sagen," fuhr er

jetzt ganz hitzig fort, „daß ich zugleich in dem Verhältnisse zu meiner Cousine Fanny stehe, daß sie meine Verlobte ist, und es kommt mir doch vor, daß mich dieß berechtigt, mit Ihnen über diese Sache zu sprechen.“

Das letzte Argument machte einen gewaltigen und ziemlich unbehaglichen Eindruck auf mich, und es währte ein Weilchen, ehe ich sagte: „Aber diesen Ring habe ich meiner Cousine Josephine gegeben.“

„Und Sie hat ihn meiner Cousine gegeben — in Ihrem Namen.“

„In meinem Namen?“ wiederholte ich verwundert.

„Ja, gerade, in Ihrem Namen.“

„Dumme Kinderstreiche,“ sagte ich halb vor mir hin. „Ich danke Ihnen übrigens, daß Sie mir meinen Ring zurückverschafft haben, von dem ich mich in Wahrheit nur ungern trennte. Aber was den andern betrifft, so kann ich Ihnen versichern, daß Sie ganz falsch unterrichtet sind.“

Es schien mir ihm zu viel Ehre erzeigt, wenn ich mich in eine nähere Erklärung hierüber einließe, wozu ich überdieß in diesem Augenblick nicht gestimmt sein konnte. Ich steckte deßwegen den Ring auf den Finger, zog den Handschuh an, lüftete den Hut — und wandte mich um und ging.

Ich verließ ihn in einer ganz eigenthümlichen Stimmung über die Entdeckungen, welche mich dieser kurze und nachdrückliche Zwiesprach hatte machen lassen.

— Also war Fanny verlobt! — Die Thränen standen mir beinahe in den Augen bei diesem Gedanken. — Nun konnte ich mir erklären, was ich heute Abend in ihren Augen gelesen hatte. Das mußte in den letzten Tagen geschehen sein, in der Zwischenzeit seit meinem letzten Besuch nach ihrer Zurückkunft. Wäre ich nicht so lange weggeblieben, so wäre es vielleicht nicht geschehen, und hätte ich mich bei Zeiten erklärt, so wäre ich es ohne Zweifel gewesen, der dem Vetter den Weg gezeigt hätte, statt daß es nun umgekehrt war. Es war ja allzu deutlich gewesen, daß die Baronin nichts dagegen hatte. Ob Fanny'n diese Verlobung glücklich machte, das war eine andre Frage; ich glaube nicht, daß es ihres Herzens freie Wahl war. — Aber der Ring? — Dieß Ereigniß war mir eben so unerklärlich. Es mußte entweder mißverstandener Eifer für meine Sache sein, oder noch mehr eine sonderbare Lust, Partien zu stiften, welche bei Damen nicht ungewöhnlich ist, welche Josephinen dahin gebracht hatte, diesen betrügerischen Schritt auf meine Rechnung zu thun. Wenn sie einen andern Ring zurückbekommen hatte, so mußte sie ihn behalten haben, vielleicht weil sie mir nicht zu sagen wagte, was sie auf ihre eigene Hand unbesonnen — ja ich bin fast in Versuchung zu sagen — unverschämt genug gethan hatte. Ich merkte, daß meine Meinung von ihr noch zu gut gewesen war, da ich ihr einen so geringen Grad von Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe nicht zugetraut hatte. Aber das Allerauffallendste war doch die übertriebene

und meinem Urtheile nach übelangebrachte Aufrichtigkeit, die Fanny'n angetrieben hatte, den Baron in dieß Geheimniß einzuweihen. Gott im Himmel, wenn sie ihn nicht behalten wollte, so konnte sie ihn ja durch Josephine an mich zurückgeben lassen. „Das ist die verwünschte, mißverstandene Gewissenhaftigkeit!" brach ich einmal über das andre aus, um doch meiner beklemmten Brust in Worten Luft zu machen. — Oder vielleicht brachte sie ein Andrer dazu; vielleicht war es gar ihre Mutter, die ihr früheres Vertrauen mißbrauchte. — Aber das nahm ich mir fest vor, daß sie sowohl wie Josephine mir nähere Aufklärung darüber geben sollten.

Ich hatte es mir stets als das Schrecklichste gedacht, das einem Menschen begegnen kann, einen Korb zu bekommen, und ich hatte stets gesagt: „Ich weiß nicht, was ich anfangen würde, wenn mir das begegnete!" — Aber ich war zugleich immer innerlich überzeugt gewesen, daß es mich gar nicht treffen könne, ich würde nämlich es nicht so weit kommen lassen, als bis ich vollständig des Erfolgs gewiß gewesen wäre. Ich habe später einsehen lernen, daß diese Ueberzeugung bisweilen viel zu spät kommt, noch öfter aber vielleicht viel zu früh, und hier ist es gerade die Eitelkeit, welche dem kurzsichtigen Menschen einen teuflischen Possen spielt. Man kann wohl eigentlich nicht sagen, daß dieß Unglück mich betroffen habe, aber ich war doch so nahe daran gewesen wie möglich, und nur dieses Menschen unkluger Ungestüm hatte mich davon gerettet.

Mir schauderte in den Abgrund zu sehen, an dessen Rand ich gestanden hatte.

So groß war meine Eitelkeit, lieber Leser, daß ich kein größeres Unglück kannte als einen solchen Schiffbruch meines Stolzes. — Dieß war auch mein Hauptgedanke bei dieser Begebenheit, und diese Ansicht der Sache erfüllte mich so sehr auf dem Heimgange, daß ich noch nicht dazu gekommen war zu erwägen, was mir doch im Grunde weit näher lag, nämlich, wie viel ich eigentlich durch die plötzliche Dazwischenkunft dieses Menschen verloren hatte.

Als ich zu Hause war, zündete ich Licht an, nahm es in die Hand und stellte mich vor den Spiegel; denn das war jederzeit meine Gewohnheit gewesen, wenn ich meine eigene Gemüthsstimmung recht untersuchen wollte, nicht allein um mein Inneres zu erforschen, sondern auch die äußeren Kennzeichen zu benutzen — dadurch bildet man allmählig seinen Sinn für Physiognomien aus, und das ist ein Sinn, den man nicht geringachten darf. Mein Gesicht war in der That ernsthaft, meine Augenbrauen etwas zusammengezogen nach der Nase zu, aber es lag in Wahrheit nichts darin, was verrieth, auf welchem Wege ich verunglückt war. Man hätte wohl daraus schließen können, daß ich bei der Prüfung Nummer Zwei, das übelklingende Haud illaudabilis bekommen, oder daß ich mein Geld im Spiel verloren habe; aber daß ich in der Liebe gestrandet war, das hätte mir Niemand an-

sehen sollen, denn es lag nicht die mindeste Schwärmerei in meinen Augen, nicht eine Spur jener zärtlichen Melancholie, die ich wenigstens mir unabtrennbar denke von einem unglücklichen Liebhaber, und die auch ganz natürlich ist, da die zärtlicheren Gefühle, weit entfernt aufzuhören, im Gegentheil dadurch sich verstärken, daß sie hoffnungslos sind.

„Aber bist Du denn wirklich unglücklich?“ — fragte ich mich plötzlich selbst; denn wenn man erst so weit gekommen ist, sich selber anzusehen, so gehört nur ein kleiner Schritt dazu, um mit sich selbst zu sprechen.

„Ja — mir ist schlecht zu Muthe! — Aber es wird besser werden, — ich hoffe, daß es vorüber sein wird, wenn ich darauf geschlafen habe.“ — So antwortete ich mir selbst, indem ich meinen Muth dadurch aufrecht zu halten suchte, daß ich mir eine Anweisung auf die Zukunft gab.

Indem ich mich so vor dem Spiegel stehen sah mit dem Lichte in der Hand zu nächtlicher Stunde in diesem Zwiesprach mit mir selbst, konnte ich nicht umhin zu lächeln, — ich blieb nicht länger so ernsthaft. Und dieses Lächeln, das beinahe Dreiviertel eines Lachens war, bewies mir klar und deutlich, daß meine letzten troſtreichen Worte nicht so grundlos waren.

Ich bin nie besonders geneigt gewesen, mir Etwas zu nahe zu nehmen, und so auch in diesem Falle nicht. Ich habe mich später überzeugt, daß der Grund davon

nicht so sehr in meinem Leichtsinn lag als in der Natur der Sache. Daß Fanny ein niedliches kleines Wesen war, das werde ich jederzeit erkennen, und dieser Winter wird stets in meiner Erinnerung stehn als einer der reizendsten Abschnitte in meiner Jugendgeschichte; aber sie war doch nicht im Stande, die unendliche Liebenswürdigkeit zu verdunkeln, welche ich an Sophien hatte kennen und erkennen lernen. Und doch hatte sie — wenigstens eine Zeit lang — Sophien bei mir in Vergessenheit gebracht, und der Grund davon war — daß ich mich geschmeichelt fühlte durch die Aufmerksamkeit, welche die kleine Baronesse von Anfang an mir gezeigt hatte. „Es ist ja nichts Andres als die bloße Eitelkeit!" Ganz recht, liebe, und, wie ich hoffe, geneigte Leser, es ist Eitelkeit. So ist der Mensch, wenigstens e i n Mensch. Und ich will Dir überdieß das Geständniß ablegen, daß ich mich nicht für fähig halte, eine hoffnungslose, unerwiederte Liebe zu nähren, aber daß dagegen die Aufmerksamkeit eines hübschen Mädchens etwas Unwiderstehliches für mich hat: die gegenseitigen Gefühle entflammen einander, und es giebt gewiß keinen Landbesitzer, dessen Güter so sehr in Flor kommen durch die Wechselwirthschaft, als Amor. Worauf gründet sich das Alles? — Auf meine Eitelkeit — und abermals meine Eitelkeit! Habe ich da nicht Recht, daß sie einer meiner Hauptfehler ist, daß sie tief in meine sündige Natur verwachsen, kurz, meine Schooßsünde ist? Aber ich habe sie ja auch für nichts Andres ausgegeben. —

Ich stand noch vor dem Spiegel, vertieft in diese und ähnliche Betrachtungen, als die Thüre sich öffnete und meine Schwester eintrat. Ich war anfangs ganz erschreckt über diese nächtliche Erscheinung eines weiblichen Wesens, und sie war nicht minder verwundert, mich mit ernster und tiefsinniger Miene in dieser eigenthümlichen Stellung anzutreffen.

„Was Tausend! Bist Du noch auf?“ brach ich aus, als ich meine Gedanken so weit gesammelt hatte, um sie zu erkennen.

„Ja, ich habe auf Dich gewartet“ — antwortete sie. „Es war ein Bote hier, der mir dieß an Dich gab mit dem Auftrag, es Dir ja noch heute einzuhändigen.“ Mit diesen Worten reichte sie mir einen kleinen Brief und eine noch kleinere versiegelte Schachtel. Ich nahm diese geheimnißvollen Dinge, welche mir in der bedeutungsvollen Mitternachtsstunde überliefert wurden, und an einem Tage, der so merkwürdige und unerwartete Ereignisse für mich mit sich geführt hatte; nicht ohne ein ungewöhnliches Gefühl hielt ich sie in der Hand. Ich weiß nicht, was es für eine Ahnung war, die mich abhielt, in Gegenwart meiner Schwester das Siegel zu brechen. Sie blieb stehen und fragte nach meinem Befinden mit der bei solchen Gelegenheiten oft beschwerlichen schwesterlichen Theilnahme und Bekümmerniß, und ich mußte ihr mehrmals versichern, daß ich es über die Maaßen gut habe und mich sehr wohl befinde, während sie behauptete, ich sehe schlecht

und verstimmt aus, — ehe ich sie wieder entfernen konnte.

Nun war ich allein. Ich ergriff zuerst die Schachtel, und öffnete sie erwartungsvoll. Nachdem ich die feine Baumwolle herausgenommen hatte, welche obenauf lag, zeigte sich unten ein kleiner dünner Goldring mit einem grünen Stein darin. — Es ist die Farbe der Hoffnung, dachte ich; sollte er von Fanny sein, da kommt er gerade zur gelegenen Stunde, wenn er anders die Wahrheit spricht! — Ich öffnete darauf den mitfolgenden kleinen Brief und las Folgendes:

„Ich glaube Deinen stillschweigenden Wunsch erfüllt zu haben, als ich Deinen Ring an Fanny gab. Sie hat mich gebeten, Dir zur Erwiederung diesen zu überliefern, aber die Umstände haben mich bis jetzt daran verhindert. Da ich nun gestern die Nachricht erhielt, zu meiner großen Verwunderung, daß sie mit ihrem Vetter verlobt ist, schicke ich ihn Dir, damit Du selbst darüber verfügen könnest. Ich mag ihn durchaus nicht länger in Verwahrung haben, und ich mag überhaupt die Rolle einer Vermittlerin oder Unterhändlerin zwischen Euch nicht mehr spielen nach der Wendung, welche die Sache jetzt genommen hat.

Deine Cousine
Josephine."

Ich stand sprachlos vor Verwunderung über diese beispiellose Frechheit. Es fehlte nicht viel, so hätte ich im ersten Aerger den unverschämten Brief in den Ofen

geworfen; ich hatte schon die Ofenthür in der Hand, um sie zu öffnen, als ich noch bei Zeiten mich bedachte. Ich packte ihn zugleich mit dem Ring zusammen und schrieb darauf:

„Da dieser Ring mir auf keine Weise zukommt, wirst Du so gut sein, ihn auf eigene Rechnung dem Eigenthümer wieder zuzustellen.

Dein Vetter
Emil Wagner."

Am nächsten Morgen, nicht lange nach Tagesanbruch, hatte sie diesen vogelfreien Ring wieder in ihrer Verwahrung, dem keiner von uns Quartier geben wollte trotz der schmeichelnden Hoffnung, die er aussprechen sollte, und die so klar und strahlend dem kleinen grünen Stein entfunkelte.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß die heilende Kraft, welche bald meine Gedanken von dieser Begebenheit ableitete, Sophie Walter war. Ihr Bild trat wieder siegreich aus dem Schatten, in welchen die kurze Verdunkelung sie gesetzt hatte. Die Natur, welche dem Menschen keine Uebel aufgelegt hat, ohne ihm zugleich ein Gegenmittel zu geben, hat gegen Sorgen dieser Art ihm das unfehlbarste Mittel von der Welt verliehen, das, welches allein im Stande ist, die alte Wunde zu heilen, nämlich: eine neue Liebe. — Aber es ist nicht immer leicht für den Liebhaber, der freiwillig oder gezwungen seine frühere Hoffnung aufgiebt, einen neuen Gegenstand zu finden, um seine

zerrissene Existenz daranzuknüpfen, aber für mich war es etwas Unwillkürliches, ich konnte nicht einmal der Macht widerstehen, womit Sophie wieder ihre alten Rechte in meinem Herzen einnahm. Der, welcher zweifeln kann, an der Wahrheit dessen, was in Jocon=de's Romanze stehe: L'on revient toujours à ses premiers amours — der kennt den Menschen nicht.

Aber dieß hatte denn doch auch seine Kehrseite. Ich konnte nicht umhin, mir Vorwürfe zu machen, daß ich auf eine kurze Zeit ihr so untreu gewesen war, daß ich selbst daran gearbeitet hatte, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns zu ziehen. Vergessen hatte ich sie freilich nicht, ich bin sogar überzeugt, daß in jedem Augenblick, wo sich in der Zwischenzeit mir ihr Bild dargestellt hatte, sie mir so theuer wie jemals gewesen war. — Wie war das nun dennoch zugegan=gen? — Ich weiß es wahrlich nicht; ich glaube, daß ich nicht geschaffen bin, in Ideen zu leben, so daß ich auf längere Zeit durch eine Erinnerung zufrieden ge=stellt werden könnte. — Oder ist es die Ironie, welche darin liegt, sich vorsätzlich von dem zu trennen, was uns das Liebste auf Erden ist, die Bande zu zerreißen, welche uns damit verknüpfen, bis sie nur noch mit einem Haare zusammenhängen — so ist das gerade die Ursache, daß das Gefühl wieder neue Kraft gewinnt, aber nicht um sich von allem Andern auszuschließen, und eine Erinnerung, eine Idee, eine triviale träume=rische Schwärmerei festzuhalten, welche zuletzt zu einem kalten, todten Wahne wird. Ich war bald völlig da=

von überzeugt, daß es doch Sophie war, die im Hintergrunde meiner Seele gestanden hatte, als ich den Entschluß faßte, mein Schicksal an ein weibliches Wesen zu knüpfen. Nun hatte ich schon angefangen, die Seligkeit zu fühlen, welche in dem Verhältniß liegt, das man Verlobung nennt, wenn es auf mehr gegründet ist als auf einen kurzen Rausch, den man sich in einem Paar schöner Augen getrunken hat. Es ist eine Seligkeit, wie ich glaube, so daß Jeder, der sie kennt, sie für den Culminationspunkt des irdischen Glückes ansehen muß, der der Jugend zu Theil werden kann, troß Allem, was Egoisten von der goldenen Freiheit und von der Unklugheit frühzeitiger Verlobungen predigen, und dessen Sinn doch in nichts Anderem besteht als darin, daß man sich am besten befindet, wenn man alles Interesse auf sein eigenes liebes Ich concentrirt. Nun hatte ich einmal den Kampf bestanden, der zu einem solchen Beschlusse führt, und ich sah keinen Grund, auf halbem Wege stehen zu bleiben, um so mehr da ich überzeugt war, daß dieser Entschluß nicht eine Frucht zufälliger Umstände, sondern daß er in meiner eigenen Natur tief begründet und von meiner ganzen geistigen Entwickelung herbeigeführt war. Ich hatte deßwegen voll und fest beschlossen, Sophien zu erobern, und zwar von dem Augenblick an, wo ich Fanny aufgab. —

Der liebliche Sommer stand jeßt gerade wieder in seiner ersten Blüthe, ich sehnte mich recht von Herzen, mich von der Stadt loszureißen; und sobald ich mich

frei machen konnte, hatte ich auch meinen Bündel geschnürt und ein Billet für den Eilwagen in der Tasche. Eines Freitags Morgens ganz zeitig, als die Vögelchen unter dem Dache erst eben angefangen hatten zu zwitschern, und die Sonne noch nicht höher am Himmel herauf war, als um in meiner Stube ein Dämmerlicht zu verbreiten, war ich auf und im Begriff, mich zur Reise zu rüsten. Auf dem Tische lag das Felleisen noch offen, und ich ging auf und ab mit der Reiseungeduld, welche von der Jugend unzertrennlich ist, während ich auf einige Wäsche wartete, die noch eingepackt werden sollte, und beschäftigte mich, meine Schränke zuzuschließen, um doch etwas zu thun zu haben. Wenn man früh Morgens abreist, ist Einem immer nicht recht wohl zu Muthe; ich weiß nicht recht, was die Ursache davon sein mag. Ein früher Sommermorgen in Kopenhagen ist immer melancholisch, obgleich er übrigens an und für sich so äußerst anregend und wohlthuend ist; aber dieses melancholische Gefühl ist durchaus verschieden von der Stimmung, worin der Reisende sich befindet, wenn er in halber Dämmerung unter seinen Habseligkeiten wirthschaftet und sich in der Stille anschickt, aus der ganzen kleinen Welt, welche rund um ihn schläft, sich wegzuschleichen. Ich hatte die Tasse Kaffee getrunken, welche meine sorgsame Schwester mir mit leisen Schritten gebracht hatte und stand am Fenster, in den Hof hinausstierend, wo die Hühner des Wirths, die ihren Morgengesang anstimmten, die Köpfe auf die Seite legten und nach der Sonne schielten,

die einzigen unter den Bewohnern waren, welche ihre Wirksamkeit begonnen hatten. Vor den Fenstern der Baronin waren die Vorhänge halb niedergelassen, es sah dort staubig und garstig aus, die Magd hatte noch nicht rein gemacht. Ich kann nicht beschreiben, mit wie seltsamen Gefühlen ich niederblickte auf die wohlbekannten Gegenstände, auf die Tische und Stühle, auf Fanny's rothe Nähschachtel, die im Fenster stand, worin mein Ring wahrscheinlich ehemals gelegen hatte, vorsichtig verborgen gegen ungeweihte Augen. Diese Gefühle standen in einem schroffen Gegensatz zu denen, womit ich ehemals diese Gegenstände betrachtet hatte, ehemals, da sie alle begeistigt waren mit demselben Lebensprincip, das meine Phantasie belebte. Ich fühlte diesen Gegensatz so lebendig, und er wirkte so stark auf mich, vielleicht gerade weil er sich im letzten Augenblicke geltend machen wollte, ehe ich mich aus dem Zauberkreise losriß, innerhalb dessen Grenzen er mich nur beherrschen konnte. —

Aus diesen tiefen Gedanken erwachte ich plötzlich dadurch, daß eine Stimme hinter mir langsam und warnend die Worte sagte: „Spute Dich, Emil, damit Du nicht zu spät kommst!“ — Betroffen wandte ich mich um. Zu spät! Auch dießmal! — Wer ist mein böser Prophet? — In dem ersten Augenblicke kam es mir wirklich vor, als ob diese Stimme aus der nackten Wand hervorkäme, und sie verursachte mir eine eigenthümliche, unheimliche Empfindung, als sie mir zu Ohren drang. Da ich jedoch nach einem natürlichen

Grunde forschen mußte, und keine lebendige Seele im Zimmer außer mir war, ging ich in die Schlafkammer, wo meines Bruders Bette dicht hinter der offenen Thüre stand.

„Schläfst Du?" fragte ich.

Er wandte sich nach der Wand zu und wiederholte schläfrig: „Spute Dich nur, damit Du nicht zu spät zur Post kommst." —

Er hat im Grunde Recht, dachte ich, er kennt meine schwache Seite. Aber dießmal soll es nicht geschehen! — Ich ward hierdurch zu meiner Beschleunigung ermuntert und angetrieben. Meine Habseligkeiten wurden rasch gepackt, ich eilte fort, und kam gerade an, als die übrigen Passagiere schon eingestiegen waren und ihre Sitze eingenommen hatten, entging aber doch nicht einigen mißvergnügten Mienen, weil der Postillion ein wenig auf den Herren gewartet hatte, dem Nummer Fünf gehörte. —

Es war Abend, als ich in Brägnerup ankam, zwischen sechs und sieben Uhr. Ich trat mit einer gewissen fremden Aengstlichkeit in die wohlbekannte Gartenstube, wo ich ehedem heimisch gewesen war; es war etwas von dem Gefühl, womit der verlorene Sohn in den Schooß seiner Familie zurückkehrte. Man empfing mich freundlich, nur Sophie sah mich etwas verlegen, aber doch heiter an, da ich mit ungewohnter Dreistigkeit, im Bewußtsein meiner Absicht, ihr die Hand reichte. Dießmal, nachdem ich sie so lange nicht gesehen hatte, ver=

wunderte mich ihre Schönheit in der That. Der Aufenthalt auf dem Lande hatte wohlthätig auf sie gewirkt, obwohl ich nicht sagen kann, worin diese Wirkung bestand, denn jeder ihrer Züge, besonders das ernste, melancholische Auge, rief mir so deutlich ihr Bild aus der verschwundenen Kindheit zurück, und ihre leichte, reizende Gestalt erinnerte mich an unser letztes Zusammentreffen, wo ich sie im Tanz in meinen Armen schwang, so lebhaft, als ob ich mich nie von ihr getrennt hätte. Mit der innerlichsten Freude weilte mein Blick auf ihr, und ein unbeschreiblich glückliches Gefühl sagte mir, daß sie es war, welche mein Herz suchte.

Indessen ward ich bald wieder heimisch in der Familie, da die kleinen Geschwister mich wiedererkannten und mich mit dem gewohnten Du anredeten, und Frau Walter dankte mir mit aufrichtiger Herzlichkeit, daß ich nicht habe den Sommer vorbeigehn lassen, ohne die alten Freunde zu besuchen. Nachdem sie sich mit wahrer Theilnahme von dem Befinden meiner ganzen Familie und von Allem, was diese betraf, unterrichtet und auf diese Veranlassung von dem früheren Verhältnisse gesprochen hatte, worin wir so lange Zeit zu einander standen, war ich in Wahrheit dahin gekommen, daß ich einen unwiderstehlichen Drang fühlte, ihre wohlwollende Stimmung zu benutzen, und ihr ohne Vorbehalt die Absicht meiner Reise zu eröffnen; und trotz dem Lächerlichen, das darin liegt, mit der Thür ins Haus zu fallen, hätte ich es auch ohne Zweifel gethan, wenn nicht die wenigen Zeugen, welche

zugegen waren, und namentlich Sophiens Gegenwart mich daran gehindert hätten. Als ich neben ihr sitzen blieb, geschah es, aufrichtig gesagt, in der Erwartung, daß diese sich endlich entfernen und mir einen günstigen Augenblick zu dieser Mittheilung gewähren würden. Die Pause, welche diese meine stummen Betrachtungen begleitete, wurde von der Mutter folgendermaßen abgebrochen:

„Sie kommen heute gerade wie gerufen. Mein Mann ist erst gestern Abend hergekommen — auf Veranlassung eines Briefes, den er von hier erhielt.“ Sie hielt inne, und betrachtete mich mit geheimnißvoller Miene.

„Einen Brief von hier?“ antwortete ich zerstreut, da ich in ganz andern Gedanken dasaß.

„Ja,“ — antwortete sie — „ich glaubte, daß Sie vielleicht auf eine oder andre Weise eine kleine Neuigkeit gehört hätten.“ —

„Ich? Wie so?“

„Ich meine, da Sie gerade heute kommen, zu einem Familienfest — Sie werden heut Abend unsern Schwiegersohn sehen.“

„Ihren Schwiegersohn?“ rief ich, indem ich plötzlich aus allen meinen Betrachtungen kam; ich bin gewiß, daß ich so blaß wie eine Leiche wurde.

„Ja, unsern Schwiegersohn,“ antwortete Frau Walter, und sah mich etwas verwundert an. „Es ist unser junger Pfarrer.“

Ich wandte mich um nach Sophien, aber sie war verschwunden.

Ich sammelte alle meine Stärke, die mir Gott verliehen hatte, und welche gottlob nicht so geringe ist, wenn ich sie nur mit ernstem Willen aufbiete, und fragte mit leiser Stimme und ruhiger Miene, wobei ich doch eine gewisse krampfhafte Bewegung um den Mund fühlte, welche ich nicht im Stande war zu bezwingen: „Ist das Spaß oder Ernst, Frau Walter?"

„Ich versichere es Ihnen," sagte sie ernsthaft. — „Sie sollen heute noch seine Gesundheit trinken," fügte sie bald darauf in einem etwas muntereren Tone hinzu, „und wir wollen zur Vergeltung auch die Ihrige auf gleiche Veranlassung trinken."

„Wie so?" rief ich. „In Wahrheit, Frau Walter, ich verstehe Sie nicht."

„Ist es denn nicht wahr?" fragte sie. „Es ist uns doch aus Kopenhagen die Nachricht zugekommen, daß Sie verlobt wären."

„Ich? Verlobt? Mit wem?"

„Nun, mit der Baronesse Falkenberg."

„Nein, das ist auf meine Ehre nicht wahr," antwortete ich mit einem unwillkürlichen Seufzer. Es war einer von den Seufzern, welche zu erkennen geben, daß man nun auf dem Reinen ist mit seiner Niederlage, und vollkommen seine Stellung überschaut. Ich weiß nicht, was Frau Walter zu diesem Seufzer dachte.

— Also kam ich wieder zu spät! — Wieder und ewig zu spät! — Das Schicksal straft diesen unseligen Fehler mit einer barbarischen Strenge. — Ich weiß wahrlich nicht, was ich Alles in diesem Augenblick dachte, denn nie in meinem Leben war meine Seele in solchem Aufruhr gewesen wie jetzt. Mein Gesicht hat schwerlich den sanftesten Ausdruck gehabt, denn ich bemerkte, daß die beiden kleinen Mädchen mich verwundert anblickten, und ich sah mein dunkles Auge und meine gerunzelte Stirn sich auf ihnen abspiegeln. Mit gezwungenem Lächeln stand ich auf, klappte das eine Kind auf die Wange und ging in den Garten, denn ich konnte es nicht länger aushalten, den Gleichgültigen zu spielen.

Ich ging umher wie ein Träumender, der nicht im Stande ist, seine Gedanken recht zu sammeln, ich konnte mich kaum wieder in den Gängen zurecht finden, die ich so oft betreten hatte, ich konnte mich von keinem einzigen erinnern, wohin er führte. — Ich kam zurück, ich sah den Prediger, ich drückte ihm die Hand, ich trank seine Gesundheit, Alles wie im Traum, denn ich war in eine Apathie gesunken, die ich sonst nie gekannt hatte. Ich weiß nicht, ob irgend einer von der Gesellschaft mich durchschaute, ich glaube nicht, es ward wohl als Schläfrigkeit von der Reise ausgelegt, und der Prediger nahm sich die Freiheit, mit mir darüber zu scherzen.

Es gab jedoch Eine Person, vor welcher gewiß keinesweges verborgen war, was in meiner Seele vor-

ging. Es war Sophie. Sie kannte mich genauer und war aufmerksamer auf mich als irgend einer von den Uebrigen. Sie war es auch, welche mich aus meiner geistigen Nichtigkeit aufweckte, als meine Augen sie trafen in einem jener unbewachten Augenblicke, wo die ganze Seele sich auf den starken Schwingen des Gedankens erhebt, und ihr keine Kraft bleibt, ihr Aeußeres zu beherrschen. Sie heftete einen ruhigen Blick auf mich, einen Blick, gemischt aus Mitleid und Vorwurf, einen Blick, der eine tiefe Saite in meiner Brust erzittern machte, eine Saite, deren Klang mir bekannt war.

Es war das zweite Mal, daß ich diesem bekümmerten Mitleid und diesem strengen, ernsten Vorwurf begegnete. Diese Augen, dieser Blick übte eine noch größere Gewalt über mich aus, vielleicht, weil er noch verdienter war. Er peinigte mich, er kränkte mich, er machte mich beinah erbittert, ich war nahe daran, sie laut und deutlich zu fragen, was sie damit meinte. Ich that es glücklicherweise nicht, aber ich schwur in meinem Innern, daß sie mir eine Erklärung darüber geben sollte. — Endlich trennte sich die Gesellschaft, und da meine Besinnung glücklicherweise so weit zurückgekehrt war, daß ich auf die Frage, ob ich nun nicht für's Erste hier Quartier machen würde, antworten konnte, daß mein Besuch sehr kurz sein müsse, da ich auf dem Wege nach Jütland sei, und möglichst schon morgen dort zu sein wünsche. — Ich eilte nicht gleich fort, weil ich noch einmal mit Sophien sprechen

wollte; ohne diesen Grund wäre ich vielleicht auf der Stelle abgereist. —

Als ich auf mein Zimmer kam, ordneten sich meine Gedanken allmählig. Ich sah klar und deutlich ein, daß mein Glück zertrümmert war, daß das Schicksal mir entrissen hatte, was ich als mein Eigenthum ansah, und daß es mich ärmer als den dürftigsten Bettler gemacht hatte; aber ich sah auch zugleich ein, daß mir nur recht geschehen war, und daß ich jetzt nichts Anderes zu thun hatte, als mich zu entfernen. — Thränen ziemen dem Manne nicht, und ich möchte gerne läugnen, daß ich mich von meinen Gefühlen nicht habe überwältigen lassen; aber ich bin es der Wahrheit schuldig zu gestehen, daß dießmal der lichte Morgen mich noch in derselben Stellung sitzen fand, welche ich am Abend, als ich hinaufkam, angenommen hatte. Erst als der Rand der Sonnenscheibe sich über dem Dache sehen ließ, ging ich mit schwerem Herzen zu Bette. —

Nichtsdestoweniger war ich den nächsten Morgen zeitig auf den Beinen. Ich machte mein Fenster auf, das nach dem Garten hinausging, und blieb ein Weilchen stehen und betrachtete die lebhafte Morgensonne, das frische Grün und die munteren Schwalben, die mit Pfeilschnelle die Luft von allen Seiten durchkreuzten. — Eure Zeit kommt wohl auch! dachte ich. Jetzt ziehe ich fort, mein Sommer ist vorbei hier, eher als der eurige. — Ich dachte mit Betrübniß daran, daß

ich nun in die Welt hinauswandern müsse, und wandern unter fremde Menschen mit betrübtem Herzen, denn gleich wieder nach Hause umkehren, das konnte ich nicht. — Mittlerweile hörte ich Stimmen unten im Garten, ich erkannte den Gärtner an den Worten: „Nein, fürs Erste kommt noch kein Regen, Fräulein!" — Ich errieth sogleich, daß Sophie da sein müsse, und es war noch so zeitig, daß die übrige Familie wohl kaum schon unten sein konnte. Hier hatte ich also die beste Gelegenheit, mit ihr zu sprechen; darauf wartete ich ja, und doch war ich in diesem Augenblick nahe daran, sie vorbeigehn zu lassen. Ich ergriff meine Mütze, ich legte sie wieder hin — endlich that ich mir Gewalt an. Einmal noch! dachte ich, es ist wohl leicht das letzte Mal.

Als ich in den Garten hinunterkam, stand Sophie im Gespräch mit dem Gärtner. Sie stand da mit dem ruhigsten Gesicht, und sprach von Kräutern und Büschen, und man hätte nicht glauben sollen, daß ihr kürzlich Etwas begegnet sei, das ihr Inneres in Bewegung gesetzt hätte. Beide, sie und der Gärtner sahen mich verwundert an, als ich mich mit einem ernsten: „Guten Morgen!" näherte. — Daß meine Gegenwart jedoch Eindruck auf sie machte, war leicht bemerklich sowohl für ihn, wie für mich, denn sie verlor bald den Faden des Gesprächs, in welchem er so eben mit ihr begriffen war; sie fragte immer, er mußte immer seine Worte wiederholen, und endlich ging er. Wir standen nun allein.

„Fräulein Sophie,“ begann ich, „da ich im Begriff bin, Sie heute zu verlassen, bitte ich Sie um Entschuldigung, wenn ich die Gelegenheit ergreife, ungestört mit Ihnen zu sprechen.“

Sie sah sich ängstlich nach allen Seiten um. Ich merkte, daß sie eine Veranlassung suchte, sich zu entfernen, und fuhr deshalb sehr ernst und ohne inne zu halten fort: „Ich hoffe, daß Sie es mir nicht versagen werden, anzuhören, was ich Ihnen zu sagen habe.“

„Nein, ich — weit entfernt“ — antwortete sie stammelnd und verlegen, „ich habe vielmehr Sie auch um Etwas zu bitten.“

Ich wollte den Augenblick benutzen, und fing an nach der andern Seite des Gartens zu gehen; sie stand still, als ob sie sich bedenke — endlich wandte sie sich um und folgte mir.

„Ich habe Ihnen noch nicht Glück gewünscht zu Ihrer Verlobung,“ fing ich wieder an.

„Ich danke Ihnen,“ antwortete sie leise.

„Ich will hoffen, daß sie Ihnen so viel Glück bringt, wie es sich gehört, da Sie dadurch einen Andern seiner Hoffnung beraubt haben, einen Anderen, der gewiß nicht mindere Ergebenheit für Sie hegte.“

Sophie sah zur Erde nieder und antwortete keine Sylbe.

„Dieser Andere bin ich," fuhr ich fort. „Ich hatte geglaubt, daß Sie mich verstanden hätten" ...

„Nein," unterbrach sie mich schnell, „ich verstehe Sie nicht."

„Sie haben mich nicht verstanden? So habe ich mich also getäuscht —; oder vielmehr Sie sind es, die mich täuscht," fügte ich hinzu, und sah ihr ernst in die Augen.

„Nein, ich täusche Sie nicht," — antwortete sie langsam und leise, und ohne mich anzusehen.

„Sie haben also nicht gewußt, daß ich — daß ich eine Hoffnung nährte mit Rücksicht auf Sie, die, wie ich sehe, mir fehlgeschlagen ist?"

Sie sah mich einen Augenblick an und antwortete dann mit Festigkeit: „Wenn ich es gewußt hätte, so hätte ich zugleich auch gewußt, daß Ihre flüchtige Laune mich bald verlassen würde, um eine Andre zu suchen."

„Ich weiß, was Sie mir vorwerfen können," sagte ich; es war deutlich, daß sie Fanny im Sinne hatte. „Erlauben Sie, mich vor Ihnen zu rechtfertigen."

„Nein, um Gottes Willen!" rief Sophie ängstlich, indem sie stillstand. — „Sie sind mir keine Rechtfertigung schuldig — ich mag sie nicht hören." —

Ich stand auch still, und wollte dieß peinliche Gespräch abbrechen; aber ich weiß nicht, was es war, das mich abhielt und mich antrieb, es wieder anzuknüpfen.

Indem ich weiter ging, sagte ich: „Lassen Sie uns denn nicht davon sprechen, da es Ihnen zuwider ist. Ich habe mich vor Ihnen rechtfertigen wollen, ich habe Ihnen eine vollkommene Aufrichtigkeit gezeigt; erlauben Sie mir deßwegen auch eine aufrichtige Antwort zu fordern auf die Frage, welche ich jetzt an Sie thun will.“

„Und die ist?“ fragte sie.

„Ist es Ihnen nie eingefallen,“ sagte ich in dem vertraulichen Tone, worin wir vor Zeiten gewohnt waren mit einander zu sprechen, „ist es Ihnen nie eingefallen, daß die Aufmerksamkeit, die ich stets gestrebt habe, Ihnen zu bezeigen, das Vergnügen, das ich schon von der Zeit an, wo Sie noch Kind waren, stets in Ihrer Gesellschaft gefunden habe, einen tieferen und ernsteren Grund habe, als es bei einer alltäglichen Bekanntschaft der Fall ist? — Ist da Nichts, keine Stimme in Ihrer Brust, die Ihnen gesagt hat, daß Sie es Liebe nennen könnten?“

Sophie sah mich mit denselben Augen wie gestern Abend an und antwortete ein langgezogenes „Nein!“

„Sie antworten Nein, Sophie, aber Sie meinen Ja.“ — Sie schwieg. — „Weßhalb,“ fuhr ich fort, „weßhalb in aller Welt haben Sie dann — — Welch ungereimte Frage! Das konnte Sie ja nicht binden.“

„Sie müssen selbst einsehen können,“ sagte sie verlegen, welchen Eindruck diese Ueberzeugung auf ein

junges Mädchen machen mußte, auf ein Kind in meinem Alter. Ich brauche Ihnen nicht zu verhehlen, daß die Güte, die Sie für mich hatten, gewiß nicht größer gewesen ist als die, welche ich für Sie hatte."

Während sie sprach, nahm ihr Gesicht einen ruhigeren Charakter an. Es war, als ob sie dieß mehr der Wahrheit als meinetwegen sagte.

„Aber Sophie!" — brach ich aus — „Allmächtiger Gott! Warum haben Sie dann so gegen mich gehandelt?"

„Gegen Sie?" sagte sie mit einem Seufzer. — „Ihr Glück hat mir zu sehr am Herzen gelegen, als daß ich" —

„Daß Sie —?"

„Daß ich Ihnen erlauben konnte, es an die Vergänglichkeit zu knüpfen —"

„Wie? Sophie! Ich verstehe Sie nicht."

„Nein," sagte sie langsam und mit Nachdruck, „Sie dürfen Ihr Schicksal nicht an ein Wesen knüpfen, das den Tod auf den Lippen trägt."

Das war die Frucht meiner unglückseligen Verwirrung! — Ich konnte kein Wort erwiedern — ich war stumm.

„Und ich," — fuhr sie fort, — „ich will mich lieber nicht ans Leben binden durch ein solches Band, daß ich zittern müßte bei dem Gedanken, den Sie mir selbst eingeflößt haben."

„Aber um des Himmels Willen," brach ich aus, „wer in aller Welt ist im Stande, so Etwas voraus-zusagen?"

„Es sind Ihre eigenen Worte," erwiederte sie, — „und ich glaube nicht, daß Sie unwahr gesprochen haben."

„Sie betrügen sich selbst, Sophie; und denken Sie denn nicht daran, daß Sie auch einen Andern betrügen?"

„Betrügen? Nein! Ich habe es ihm selbst gesagt. — Und überdieß ist es meiner Eltern Wunsch, den ich erfülle," fügte sie hinzu mit einem tiefen Seufzer.

Wir waren mittlerweile bis zur Gartenpforte ge-kommen. Ich machte sie auf und wollte sie hindurch-führen, aber sie stand stille; es war deutlich, daß sie nicht weiter gehen wollte. Wie gern hätte ich noch mehr mit ihr gesprochen, aber ich wagte es nicht, denn ihre Thränen waren im Begriff hervorzubrechen, und ich fürchtete, daß Jemand kommen möchte.

„Ich habe Sie noch um Etwas zu bitten, ehe wir uns trennen," fing sie wieder an mit mehr Fassung. „Sie haben einen Handschuh, den ich Ihnen einst ge-geben habe, und den Sie mir zurückgeben sollten, wenn Ihnen nicht mehr etwas daran gelegen wäre. Das ist es, warum ich Sie bitten will."

„Ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, ihn jetzt zu fordern," antwortete ich.

„Aber wenn ich Sie inständigst darum bitte" — —

„Sophie, ein Handschuh ist kein Freundschaftszeichen. Ich will ihn gerade behalten," sagte ich, vielleicht mit etwas Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit, „ich will ihn gerade behalten zum Beweise, daß es eine Person giebt, die mein Feind ist, und die mit Vorsatz daran gearbeitet hat, mein Glück zu untergraben — und diese sind Sie."

Ich weiß nicht, welcher böse Geist mir es eingab, so hart zu ihr zu sprechen in diesem Augenblick der Trennung; ich war meiner selbst nicht mächtig. Aber ich bereute es bald, als ich Thränen über ihre Wangen rollen sah. Dieser Anblick ließ mich Alles vergessen — ich hielt sie noch bei der Hand, da ich sie durch die Gartenthür hatte hinausführen wollen — ich legte meinen Arm um ihren Leib — ich drückte sie an meine Brust — ich küßte ihre Lippen. —

Sie wand sich aus meinem Arm; ich glaube, daß sie sprechen wollte. Erst jetzt dachte ich an das Vergehen, dessen ich mich gegen sie, die Braut eines Andern, schuldig gemacht hatte, und der reuevollste Verdruß über diesen rasenden, leidenschaftlichen Schritt trieb mir das Blut in die Wangen. Schamvoll wandte ich mich um und blickte hinaus über den Zaun, während ich erwartete eine ewige Landesverweisung zu hören, als Strafe, die sie über mich aussprechen würde. — Aber sie schwieg. — Als ich mich wieder umwandte, war sie verschwunden. Ich sah ein hellblaues Hutband flattern zwischen den Bäumen tief unten im Gange — — und ich habe sie nie wieder gesehen. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Als ich ins Haus kam, hörte ich, daß sie krank sei, und zwei Stunden darauf saß ich allein in traurigen Gedanken auf einem Wagen, der nach Middelfart rollte. Einige Tage nachher verließ ich Fünen, und ich bin seitdem nicht dagewesen. — Aber ich werde noch einmal jenen Ort besuchen, und werde die kleine Pächtertochter zu der alten rothen Kirchmauer hinführen, um ihr das schwarze Kreuz zu zeigen, das ihrer Mutter Grab bezeichnet, und um den Stein zu sehen, unter welchem des Pfarrers junge Frau begraben liegt, und über welchen der Winter schon dreimal seine weiße Decke gebreitet hat." — —

Also endete mein Freund die Confessionen seiner Schooßsünden. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bernhard, Carl,

Gesammelte Werke Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. Deutsch u. K. L. Kannegiester

Bd.: 4

Lpzg. 1847

P.o.rel. 4895-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037000-9